

Nelson Mandela

STIMME DER

HOFFNUNG



Die autorisierte

Biographie - aufgezeichnet

von Fatima Meer

HEYNE

Nelson Mandela
STIMME
DER HOFFNUNG

Die autorisierte Biographie – aufgezeichnet von

Fatima Meer

Wilhelm Heyne Verlag München

Titel der südafrikanischen Originalausgabe:
HIGHER THAN HOPE
Ins Deutsche übertragen von Volker Nähring
Umschlag: Atelier Ingrid Schütz, München,
unter Verwendung eines Bildes von dpa, München
Die Originalausgabe erschien im Verlag
Skotaville Publishers, Johannesburg
Copyright © Fatima Meer 1988



Copyright © 1989 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Satz: satz+druck gmbh, Düsseldorf
Druck und Verarbeitung: May + Co. Darmstadt
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 1989
ISBN 3-453-03617-4

Die erste autorisierte Mandela-Biographie, geschrieben von einer politischen Mitstreiterin Mandelas und langjährigen Freundin der Familie. Ein intimes Porträt Nelson Mandelas und zugleich eine detaillierte Beschreibung der Anti-Apartheidsbewegung in Südafrika, von ihren Anfängen bis heute.

»Ich habe Pläne, Wünsche und Hoffnungen. Ich träume und baue mir Luftschlösser. Ich weiß nicht, wie ich diese Träume deuten soll. Doch sie weisen zumindest darauf hin, daß ich in meinem Innern viel weniger aus Stahl bin, als ich angenommen habe, und daß die Entfernung und zwei Jahrzehnte der Trennung diesen Stahl in mir wegen der Angst um die Familie nicht härter gemacht haben.«

Nelson Mandela

Für Häuptling Albert Luthuli,
Dr. Monty Naicker und
Bram Fischer

Was ich brauche

Heute brauch' ich mehr denn je
Nelson Mandela
der das Gefängnistor durchschreitet
und mit breiten Schultern
die Anwälte neben sich
Commissioner hinab
und dann West Street hinaufgeht
und uns herausführt aus dem Schatten
unfähiger Schwafler
die geballte Faust emporgereckt
höher als Hoffnung
die alle sehen
der alle folgen

Sipho Sepamla

Zum Geleit

Ich weiß nicht mehr, wieviele Freunde sich freiwillig erboten haben, die wirkliche Familienbiographie zu schreiben. Bis zu diesem Zeitpunkt in der traurigen Geschichte unseres Landes ist vieles über uns geschrieben worden, davon manches von vollkommen Fremden, die über unsere Familie sehr wenig wissen. Über die Jahre hin habe ich Mandela auf dem laufenden gehalten, soweit mir das möglich war. Meine Besuche bei ihm im Gefängnis konnten ja beendet werden, wenn auch bloß der Name von jemandem erwähnt wurde, der nicht zur Familie gehörte.

Mehrere Jahre lang spielte Mandela mit dem Gedanken, einen Freund der Familie zum Schreiben seiner Biographie zu bewegen. Für eine solche Schilderung gab es niemand Besseren als Fatima Meer, die, zusammen mit ihrem Mann, Ismail Meer, Mandela seit den frühen fünfziger Jahren kennt. Mandela wünschte nicht nur, daß Fatima diese Aufgabe übernehmen solle, er schrieb ihr auch deswegen und bat mich, sie zur Annahme zu drängen, was ich dann auch tat.

Fatima Meer war es möglich, Mandelas Geburtsort zu besuchen und mit seiner Familie Gespräche zu führen. Sie hat ihr Bestes getan, die Mosaikstückchen aus Mandelas Entwicklungsjahren zu einem Bild zusammenzufügen.

Eine solche Biographie kann natürlich nicht vollständig sein, da man einige Aspekte von Mandelas Leben nicht in aller Ausführlichkeit darlegen kann, ohne unsere Leute in großer Zahl staatlicher Schikane und Verfolgung auszusetzen. Dabei handelt es sich um Berichte aus Mandelas Zeit im Untergrund,

die voller historischer Dramen über den Weg des Afrikanischen Nationalkongresses in die Illegalität sind.

Fatima Meer zeichnet das Bild eines ganz gewöhnlichen menschlichen Wesens mit natürlichen Gefühlen und Wünschen und nicht das eines alten Mythos, der des öfteren so leidige Fragen herausfordert wie, ›Warum wird Mandela von Kindern, die noch nicht einmal geboren waren, als er ins Gefängnis kam, in den Himmel gehoben?‹ oder ›Glauben Sie, falls Ihr Mann freigelassen wird, daß die Jugend des Landes dann wirklich von einem Mann geführt werden will, den sie nicht kennt?‹

Als Soziologin analysiert Fatima in dieser Biographie die Faktoren, die einen Mann, einen erfolgreichen jungen Anwalt, dazu treiben, alles für die Sache aufzugeben. Diese Analyse trifft auf jeden einzelnen jener Männer hinter Gittern zu. Sie hilft uns auch zu verstehen, warum ein zweiundzwanzig Jahre junger Solomon Mahlangu für diese Sache seinen Weg zum Schafott mit einem stolzen Lied auf den Lippen antritt, und weshalb Steve Biko starb. Sie erklärt, warum das Engagement dieser Männer und Frauen die harte Prüfung der Zeit bestanden hat.

Fatima Meer ist nicht nur eine Zeitzeugin, sie hat auch zu der Sache selbst ihren persönlichen Beitrag geleistet. Die Unabhängigkeit ihres Denkens ist manchmal, oft ganz bewußt, von jenen mißverstanden worden, deren Ideologie sich von der unseren unterscheidet. Wir beide bleiben vereint in unserem Eintreten für Gerechtigkeit, persönliche Freiheit und die elementaren Menschenrechte.

Nomzamo Winnie Mandela
18. Juli 1988

Vorwort

Anfang der siebziger Jahre vertrat Nelson in einem Brief an mich die Ansicht, eine Autobiographie sei so etwas wie eine Entschuldigung für einen Egotrip. Ich schrieb ihm zurück, ich sei anderer Meinung. Für mich seien manche Autobiographien das wesentliche Erbe eines Volkes. Welche Einstellung er denn überhaupt zu Biographien habe?

Einige Monate später besuchte ich eine Massenversammlung in der Bolton Hall in Durban, die, glaube ich, von der Black Consciousness Group (Gruppe Schwarzes Bewußtsein) einberufen worden war, denn ich erinnere mich klar und deutlich an Steve Biko auf dem Podium. Mir wurde eine Nachricht zugeflüstert, von Nelson Mandela, sagte man mir, weitergeleitet durch einen gerade entlassenen Häftling. Nelson würde es begrüßen, wenn ich seine Biographie schriebe.

Die Aussicht auf eine solche Aufgabe schüchterte mich vollkommen ein, obwohl Nelsons Vertrauen mir schmeichelte. Wo und wie sollte man überhaupt einen Anfang machen, wenn der Gegenstand einem verschlossen blieb? Wenige Monate später machte ich meinen ersten und einzigen Besuch auf Robben Island. Nelson riet mir, mit der Mutter von Häuptling Sabata zu sprechen. Sie sei wie seine Mutter, die damals bereits verstorben war.

Für mich ergab sich keine Gelegenheit, die Transkei zu besuchen, und außerdem traute ich mir nicht zu, eine so gewaltige Aufgabe in Angriff zu nehmen.

Anfang 1976 wurde ich unter Bann gestellt und bekam die Auflage, den Bezirk Sydenham nicht zu verlassen. Im selben Jahr wurden Winnie und ich mit acht weiteren Frauen im Fort

von Johannesburg festgehalten. Gegen Ende unserer fünfmonatigen Haft hatten wir manchmal die Gelegenheit, uns zu treffen. Wir verbrachten die Zeit damit, an Winnies Biographie zu arbeiten. Nach unserer Entlassung wurde die Arbeit daran jedoch zeitweilig eingestellt. Wir kehrten in die verschiedenen Städte unter unsere Bannaufgaben zurück.

Als mein Bann 1984 auslief, besuchte ich Eveline und Makie Mandela in der Transkei, und sie nahmen mich mit nach Mqekezweni, wo Nelson seine Kindheit verbracht hatte. Ich schrieb ihm von diesem Besuch. Nelson antwortete:

»Meine liebe Fatimaben,

Dein neun Seiten langer Brief kam hier an, als ich gerade fleißig an unserer Antwort auf das Freilassungsangebot des Staatspräsidenten arbeitete, und so wichtig und dringend die Sache auch war, habe ich den Entwurf doch instinktiv bis zum folgenden Abend beiseite geschoben. Um ehrlich zu sein, ich konnte mich einfach nicht länger konzentrieren. Meine Gedanken wanderten sofort viele, viele Jahre zurück zu einem Abschnitt meines Lebens, der mich, wenn ich nur an ihn denke, im wahrsten Sinne des Wortes immer in ein reines Gefühlsbündel verwandelt.

Es gibt, wie Du weißt, zwei Transkeis. Einmal das Staatswesen, das Mitte der fünfziger Jahre entstanden ist und an dem sich häßliche Polemiken entzündeten, in deren Verlauf Freunde, Verwandte, Idole und deren Bewunderer zu unversöhnlichen Gegnern, ja teilweise Feinden wurden. Das andere ist das Homeland, dessen Hauptstadt Du gerade besucht und dessen Führer Du getroffen hast.

Verwandte aus der Transkei besuchen mich häufig. Oberhäuptling Bambilanga, Häuptling Vulindlela Mtirara und andere bringen mir aus jener Ecke unseres Landes immer ein paar gute Neuigkeiten mit. Allein in diesem Jahr bekam ich

vier zeitlich nicht begrenzte Sonderbesuche vom amtierenden Oberhäuptling des westlichen Tembulandes, Ngangomhlaba Matanzima, von meiner Schwester Mrs. Notancu Mabel Tumakhwe und von Häuptling Zwelidumile Joyi. Die Gespräche drehten sich jedoch um die höchst delikatsten und kompliziertesten Probleme, die die Rückkehr von Oberhäuptling Sabata Dalindyabo aus dem Exil und seine Wiedereinsetzung betrafen, und so blieb mir sehr wenig Zeit für andere Dinge.

Du wirst deshalb ohne weiteres verstehen, wenn ich Dir sage, daß ich mich über Deinen Brief mit seiner Fülle von Neuigkeiten über die Familie unglaublich gefreut habe. Selbst jetzt beim Schreiben bin ich davon noch genauso verzaubert wie an dem Tag, als ich ihn erhielt. Auch in meinen kühnsten Träumen ist mir nie der Gedanke gekommen, daß Du eines Tages Mqekezweni besuchen, mit Mitgliedern meiner Familie sprechen und die Hütte sehen würdest, in der ich geschlafen habe. Dieser Brief war für mich im wahrsten Sinne des Wortes das Tüpfelchen auf dem i. Ich hoffe aufrichtig, Du kannst einmal mit einer Kamera dorthin zurückkehren und auch die Familiengräber in Qunu besuchen. Auch wenn jetzt kein einziges Gebäude mehr auf dem Kral meiner Mutter steht, meine Schwester Notatumbana aus dem Geschlecht der Hauptfrau lebt noch dort und würde sich freuen, wenn Du auch sie besuchtest. Aber Makie und Leaby müßten schon dabei sein, um für Dich zu übersetzen.

Was die etwas heiklen Punkte, die Du in Deinem Brief erwähnst, angeht, muß ich darauf hinweisen, daß dieser Brief, bevor er Dich erreicht, durch mehrere Hände geht, und von daher wäre es unklug, sie in aller Offenheit zu erörtern. Vielleicht können wir ja eines Tages von Angesicht zu Angesicht miteinander plaudern, wenn es mir möglich ist, ein wenig aus mir herauszugehen. Von hier aus kann ich jetzt nur sagen, daß Eveline freundlich und charmant ist, und ich sie

selbst dann respektiert habe, als unsere Ehe auseinanderbrach. Es wäre äußerst unfair, würde man sie für das Scheitern verantwortlich machen.

Meine jüngste Schwester Leaby gibt zwei Leuten die Schuld am Zusammenbruch unserer Ehe. Ich kann hier nur wiederholen, daß es in meiner gegenwärtigen Lage recht taktlos wäre, wenn ich über die aufregenden Ereignisse von vor mehr als dreißig Jahren eine These aufstellte. Ich ließe es jedoch an Ritterlichkeit fehlen, wiese ich die Darstellung insgesamt zurück. Wenn wir uns treffen, werde ich es Dir überlassen, mir die Einzelheiten zu entlocken.

Du schreibst von dem hochgewachsenen Mann, dem Du im ›Palast‹ vorgestellt worden bist. Wahrscheinlich wirst Du mir nicht glauben, wenn ich Dir sage, daß er einst mein Idol gewesen ist. Ich habe ihn mit seiner Hauptfrau, Nobandla Agrineth, der Tochter von Häuptling Sangeni, bekannt gemacht, und George Matanzima, Sonto Mgudlwa (ein Nachfahre Jumbas) und ich waren bei seiner Hochzeit Brautführer. In unserer (Madiba)-Sippe war er der erste, der eine Universitätsausbildung erhielt. Er paßte in Fort Hare sehr gut auf mich auf, schickte mir am Vorabend der Urteilsverkündung im Rivonia-Prozeß eine aufmunternde Botschaft und kümmerte sich in den letzten zweiundzwanzig Jahren meiner Abwesenheit um die Familie. Obwohl ich mich niemals mit einer Entlassung in ein Homeland einverstanden erklären werde, muß ich zugeben, daß er all diese Jahre hindurch beharrlich für meine Freilassung gekämpft hat. Wir stehen uns immer noch sehr nah, aber als er zu den Nats (Nationalisten) überlief, ist doch irgend etwas in mir kaputtgegangen. Die Politik hat Familien in der Tat gespalten, und zwar in Helden und Götzendiener.« (22. 2. 1985)

Ich habe die Transkei nie wieder besucht, obwohl ich es vorgehabt hatte. Der Verlag Skotaville Publishers bat mich letztes Jahr, für einen Mandela-Bildband, den sie herausgeben wollten, die Textpassagen zu übernehmen. Da ich ein wenig zur Redseligkeit neige, kam dabei schließlich dieses Manuskript heraus.

Dieses Buch ist bestenfalls meine Deutung Mandelas, denn eine abschließende Biographie kann es ohne persönliche Interviews mit ihm nicht geben. Ich hoffe, eine solche, auf ausführlichen Gesprächen basierende Biographie wird eines Tages geschrieben. Am besten wäre es aber natürlich, Nelson schenkte uns eine Autobiographie.

Bis unser Wissen über diesen großen Landsmann sich vervollkommen, müssen wir uns mit solchen Berichten bescheiden, um deren Zusammenstellung wir uns hier bemüht haben.

Ich habe soweit wie möglich versucht, Mandelas Geschichte, aus seiner Sicht, in ihrer Wechselwirkung zu interpretieren. Dabei mag ich in meinen Vermutungen zu weit gegangen sein und mich manchmal geirrt haben. Ich entschuldige mich dafür bei ihm und hoffe und bete, daß er Gelegenheit haben wird, die Sache richtigzustellen.

Für meine Arbeit habe ich mich auf den von Thomas Karis und Gwendolen Carter (Hoover Institution Press, 1973) verfaßten ausführlichen Bericht gestützt, dessen Bände zu einer grundlegenden Quelle für die Geschichte des ANC geworden sind, sowie auf das 1983 bei Ravan Press erschienene ausgezeichnete Buch von Tom Lodge, *Black Politics in South Africa Since 1945* (Schwarze Politik in Südafrika seit 1945). Das südafrikanische Volk ist ihnen für ihre Forschungsarbeit zu Dank verpflichtet.

Dem Institut für Schwarzafrikanische Forschung danke ich für seine Unterstützung, meinen Freunden Alan Reynolds und

Susan Milne dafür, daß sie den ersten Entwurf des Manuskriptes getippt haben, und Mongezi Mde von den African Computing Services für seine Hilfe bei der Herstellung des Satzes für den Druck. Meine Tochter Shehnaz erwies mir mit der Durchforstung von archivierten Zeitungen einen Liebesdienst. Dafür danke ich ihr.

Am meisten aber schulde ich der Familie Mandela Dank für ihre Mitarbeit: Eveline und Makie dafür, daß sie mich mit dem Mandela-Land bekannt gemacht und mir von ihrem Leben als Mandelas erzählt haben; Makgatho, Leaby und Ntombizodwa, daß sie mir die Erinnerungen ihrer geliebten Blutsverwandten mitteilten; und Nomzamo Winnie für ihre Zeit und ihre Geduld, für die im Gefängnis, in Brandfort und in Soweto verbrachten Stunden, in denen sie sich an zwei wundervolle Leben, das ihre und das Nelsons, erinnert, Einzelheiten hinzugefügt und das Manuskript überprüft hat. Und als letztes schließlich unsere Dankbarkeit dafür, daß Winnie, Makie, Zeni und Zindzi uns ihre Briefe zur Verfügung gestellt haben, denn eben durch diese Briefe erhalten wir Zutritt zu Herz und Verstand des derzeit berühmtesten Südafrikaners.

Fatima Meer
Juli 1988

Wurzeln

Auf der Suche nach dem jungen Mandela

Qunu

Der Himmel steht hoch über Qunu, und oft sieht man kleine Jungen in den abgetragenen, viel zu großen, um die Knie schlotternden Mänteln ihrer Väter ihm das Vieh entgegentreiben.

Der Himmel war vor sechzig Jahren der gleiche, und auch die Jungen waren die gleichen, und einer von ihnen war Rolihlahla Nelson Mandela.

Am besten wäre es, wenn Nelson uns selbst von seinem Leben in Qunu erzählte, doch er ist seit sechsundzwanzig Jahren im Gefängnis, und so fällt die Aufgabe, sich an seine Kindheit zu erinnern und davon zu berichten, denen zu, die ihn kannten oder von ihm wußten. Seine Schwester Nobandhla, mit Kosenamen Leaby gerufen, ist eine von ihnen. Sie berichtet: »Unser Vater war Henry Gadla. Der Urgroßvater unseres Vaters war König Ngubengcuka, der vor mehr als hundert Jahren gestorben ist. Er herrschte über den ganzen Stamm der AmaTembu zu einer Zeit, als sie frei waren und das Land ihnen gehörte. Ich erinnere mich nicht an meinen Vater. Was ich von ihm weiß, weiß ich aus den Erzählungen meiner Mutter.

Die Großmutter unseres Vaters stammte aus dem Ixhiba-Haus (Ehe zur linken Hand) von König Ngubengcuka, und so erbten ihre Kinder weder Reichtum noch bedeutende Stellungen. Diese gingen an die Kinder der *Indlunkulu*

(Hauptfrau). Unser Vater war ein Häuptling; er ritt auf einem Pferd und besaß genug Vieh, um vier Frauen zu heiraten. Lfasere Mutter Nosekeni war seine dritte Frau.

Wir lebten mit unserer Mutter in ihren drei Rundhütten. Wir, das waren ich, meine beiden älteren Schwestern und Buti, wie wir Nelson nannten. Unsere Mutter hatte die Hütten selbst gebaut, mit Hilfe der Männer in unserer Familie, die das Strohdach draufgesetzt hatten. Eine Hütte benutzten wir zum Kochen, eine zum Schlafen und eine, um Getreide und andere Lebensmittel zu lagern.

In unserem ›Haus‹ gab es keine Möbel, das heißt keine europäischen. Wir schliefen auf Matten, ohne Kissen, der Kopf ruhte auf den Ellbogen. Der ›Herd‹ unserer Mutter war ein Loch im Boden, über welches sie einen Rost legte. Wenn das Essen kochte, gab es für gewöhnlich eine Menge Rauch, denn unsere ›Küche‹ hatte keinen Schornstein. Der Rauch zog zum Fenster hinaus.

Alle verheirateten Frauen in Qunu hatten ihre eigenen Felder, und unsere Mutter auch. Sie pflanzte und erntete und pflückte die Maiskolben. Wir Mädchen halfen ihr. Wir mahlten die Körner zwischen zwei Steinen; wir mahlten sie, wenn sie frisch waren, und backten davon Brot, und wir mahlten sie, wenn sie trocken waren und bewahrten sie in Töpfen auf. Es gab eine Zeit, so erzählte meine Mutter, wo wir kein Maismehl zu kaufen brauchten, aber solange ich zurückdenken kann, mußten wir immer Maismehl kaufen, weil auf unserem Land nie genug Mais wuchs. Doch wir kauften niemals Milch und auch nicht Sauermilch; wir hatten Kühe und Ziegen, und damit waren wir gut versorgt.

Unser Vater war kein Christ. Unsere Mutter Nosekeni, in der Kirche wurde sie Fannie genannt, war eine fromme Christin. Sie machte sich große Sorgen um Butis Zukunft, weil die Häuptlingswürde auf seinen Bruder von der *Indlunkulu*

übergehen würde. Unser Vater entschied, eine gute Erziehung sei für Buti das Beste, dann würde er auch einen guten Job bekommen. Der Unterricht in Qunu ging aber nicht über die ersten Klassen hinaus, und deshalb sprach Vater mit seinem Vetter, Häuptling Jongintaba, dem Oberhäuptling der Tembus; und Jongintaba übernahm die Verantwortung für Butis Erziehung, wozu er als Oberhaupt der Madiba-Sippe nach der Tradition verpflichtet war. Unser Vater starb 1928, als Buti zehn war und ich gerade zu sprechen begonnen hatte. Als Vater starb, ließ Häuptling Jongintaba Buti holen, und Buti lebte bei ihm in Mqekezweni.

Ich war damals noch sehr jung. Während ich aufwuchs, war Buti die meiste Zeit nicht in Qunu. Als wir keinen Mann im Hause hatten, um bei den Ziegen und Rindern zu helfen, schickte uns unsere Tante, die Schwester unserer Mutter, ihren Sohn, der dann bei uns lebte.

In unserem Kral in Qunu war immer was los, und ich hatte eine Menge älterer Schwestern, die mich anleiteten, und Schwestern in meinem Alter, mit denen ich spielen konnte. In der Familie meiner Mutter waren wir vier: drei Schwestern und Buti, aber insgesamt hatte unser Vater zwölf Kinder. Von den Kindern oder Enkeln unserer Mutter lebt niemand mehr in Qunu, aber unser Vaterhaus ist dort und die Gräber unserer Vorfahren. Unsere Indlunkulu-Schwester Notatumbana versorgt das Haus und die Gräber.«

Mqekezweni

Der Weg nach Mqekezweni zweigt von der Schotterstraße zwischen Umtata und Engcobo ab. Bei Trockenheit besteht er aus harter Erde und Staub, an Regentagen aus Schlamm und

Morast. In beiden Jahreszeiten ist er besser für Viehgespanne als für Motorfahrzeuge geeignet.

Von Sonne und Wind ausgehöhlte Schluchten ziehen sich skelettartig durch das wellige Land, und weiß und grün gekalkte Strohdachhütten liegen darüberhin verstreut.

Der Weg steigt und fällt von Kuppe zu Kuppe und von Himmel zu Himmel, dort wo Blau und Braun sich berühren, und Wolken scheinen auf das Land zu fallen und wieder von ihm abzuprallen. Ab und zu tauchen in der leeren Landschaft dann plötzlich ein kleines Buschgehölz, ein Maisfeld, eine Herde regungsloser Schafe, ein einsamer Reiter oder gelegentlich auch eine Kuh auf, die mitten auf der Straße stehenbleibt wegen des rüden Gehupes eines zufällig vorbeikommenden Automobils.

Die Straße gabelt sich und führt in einer Richtung durch ein rostiges Eisentor auf den Großen Platz, der einst Dalindyebos und vor ihm Ngangelizwes und davor Mtiraras Platz gewesen ist, und der vor Mtirara Ngubengcuka gehörte, von dessen Ehe zur linken Hand Nelson Mandela abstammt.

Oberhalb des Weges befindet sich die Schule, in der der junge Mandela seine Grundschulausbildung abschloß, ein grober Rechteckbau mit vielfach ausgebessertem Wellblechdach. Ein kleines Stück entfernt liegt die in gleichem Stil erbaute, allerdings etwas größere und mit Stuck verzierte Kirche, die sich zusätzlich durch die kleinen ›gotischen‹ Fenster unterscheidet. Hier betete Mandela und lernte, ein Christ zu sein.

Am Weg befindet sich das gleichfalls schlichte, aber aus rotem Backstein erbaute Gerichtsgebäude. Auf der anderen Seite des Weges liegt der königliche Speisesaal, eine Ansammlung von drei miteinander verbundenen, strohgedeckten Hütten, in denen Jongintaba zu Besuch weilende Häuptlinge und Führer bewirtete, während der

heranwachsende Rolihlahla sie bediente und ihren weisen Gesprächen in stiller Ehrfurcht lauschte.

Unser Wagen erregt die Aufmerksamkeit einer Gruppe von Leuten, die gekommen sind, um den Häuptling aufzusuchen, und der gerade aus der Schule kommenden Kinder, die unter einem alten Baum stehenbleiben und zu uns herüberstarren.

Mqkezweni war einst eine geschäftige Hauptstadt, Zentrum des gesamten Tembugebietes und Treffpunkt der Häuptlinge und Führer der umliegenden Distrikte; heute ist es ein toter Winkel, interessant nur für die abgeschieden lebenden Ortsansässigen, die herkommen, um sonntags in der alten Kirche zu beten und wochentags die Schule zu besuchen, oder um den Häuptling wegen Land, Steuern oder Grenz- und Viehbestandsstreitigkeiten zu sprechen.

Häuptling Zonwabele unterbricht seine Geschäfte in dem roten Backsteinbau: seine Männer kommen und fragen nach unserem Begehren; er schickt uns eine Eskorte, die uns zu Ntombizodwa, der Tochter Dalindyebos, geleiten soll. Wir fahren zum nur wenige Meter entfernten Haupthaus, einer bescheidenen Hütte mit drei oder vier Schlafräumen, und werden durch die Hintertür ins Wohnzimmer geführt, von dem man über eine kleine Veranda auf den Hinterhof blickt, wo Hühner im Sand scharren.

Wir sitzen auf gobelinbezogenen, geschnitzten Imbuiastühlen: wuchtig gerahmte Porträts von Dalindyebo, der *Indlunkulu* und Jongintaba blicken auf uns von Wänden mit Herbstlaubtapeten herab – aus einem billigen Rahmen lugt verstohlen ein sehr junger und etwas schüchterner Nelson Mandela. Die einzige andere Fotografie im Raum zeigt eine Gruppe von Frauen in Kirchentracht.

Ntombizodwa, gewichtig von siebzig Jahren Essen und wenig Bewegung, heißt uns willkommen. Sie ist die einzige, die in Mqkezweni aus den Zeiten Jongintabas überlebt hat.

Eine junge Frau bringt Erfrischungen: auf einer silbernen Etagere arrangierte Kekse, zwei große Flaschen Sprudel und Gläser. Während wir uns vorstellen und Begrüßungsformeln austauschen, stellt sie alles auf den mit passenden Stühlen umgebenen und durch ein hübsches Schränkchen gut zur Geltung gebrachten viktorianischen Eßtisch. Nachdem sie sich erfrischt hat, erzählt uns Ntombizodwa, den nach ihr Geborenen als MaDlomo bekannt, was ihr zu der Zeit, die Nelson in Mqekezweni verbracht hat, einfällt.

»Ich erinnere mich genau an den Tag, an dem er kam. Er trug Khakishorts und ein Khakihemd. Er war schüchtern und einsam, glaube ich. Zuerst sprach er nicht viel. Er brachte eine Blechkiste mit, und wir Kinder waren alle neugierig, was da wohl drin war. Makhulu nahm ihn unter ihre Fittiche. Ich glaube, sie liebte ihn ebenso sehr wie ihren eigenen Jungen, Justice Bambilanga, und Nelson erwiderte diese Liebe und betrachtete sie bald wie seine eigene Mutter. Er und seine Kiste kamen in die Rundhütte dort (sie zeigt auf eine gekalkte Hütte einige Meter vom Haupthaus entfernt), und die teilte er mit Justice, und die beiden Jungen waren wie Brüder. Die Rundhütte war ganz einfach möbliert, nur zwei Betten, ein Tisch und eine Öllampe.

Selbst heute gibt es in Mqekezweni noch keinen Strom. Damals wirkte Nelson sehr viel jünger und ich sehr viel älter, und doch war er nur vier Jahre jünger als ich. Er sah mich als ältere Schwester an und behandelte mich auch so. Sein Benehmen war sehr gut, soweit ich mich erinnere, und er brachte allen Älteren Achtung entgegen. Er war fleißig und arbeitete hart, sowohl was das Lernen anging wie auch bei den Pflichten, die ihm auf dem Großen Platz übertragen waren.

Wir gingen zusammen zur Schule. Ich kann mich nicht erinnern, daß er den Lehrern oder irgendeinem Mädchen in der Klasse jemals Ärger gemacht hätte. Schule und Kirche

besuchte er regelmäßig, und von der Sonntagsschule war er so begeistert wie wir alle. Unsere Schule war sehr gut und die Lehrer hervorragend. Wir hatten drei Lehrer, Zama Njozela, Arthur Geikwe und Mabel Mtirara. Es wurden zwei Klassen in einem Raum unterrichtet, so daß ich mit Nelson im selben Raum saß, obwohl ich eine Klasse höher war. Wir lernten Englisch, Xhosa, Geschichte und Erdkunde. Es ging los mit Chambers Englischlesebuch, und wir schrieben auf Schiefertafeln.

Die Jungen gingen in Khakikleidung zur Schule; wenn sie aus der Schule zurückkamen, zogen sie ältere Khakisachen an und taten etwas, was ich für Herumtollen auf den Feldern hielt, dabei gehörte das alles zum Viehhüten. Sie gingen auch mit Schlingen auf Vogeljagd. Sie rupften und rösteten die kleinen Dinger, das war ein richtiges Fest für sie. Am Abend melkten sie die Kühe und brachten die Milchkübel zu Makhulu hinein.

Ich glaube, am besten gefiel ihnen, mit den Pferden Wettrennen zu veranstalten, wenn Jongintaba ihnen das erlaubte, was nicht sehr oft vorkam. Jongintaba war zu uns Kindern streng, wie man es von ihm erwartete. Er hielt uns auf Distanz, außer wenn er uns unterweisen oder ermahnen mußte. Er war sehr fair und gerecht.«

In einem Brief an einen Freund erinnerte sich Nelson 1985 selbst an Mqekwezweni: »Ich habe die schönsten Erinnerungen und Träume an die Transkei meiner Kindheit, wo ich jagte, mit Stöcken spielte, Maiskolben stahl und mit Mädchen poussieren lernte; es ist eine Welt, die vergangen ist. Solch eine Welt hatte ein bekannter englischer Dichter im Sinn, als er ausrief: ›Die Dinge, die ich sah, kann ich nun nicht mehr sehen.« (22. 2. 85)

Einer Verwandten schrieb er aus der Haft, wie sehr er sich Jongintaba noch Jahrzehnte später zu Dank verpflichtet fühlte: »Unsere Familien sind viel größer als die der Weißen, und es ist immer ein angenehmes Gefühl, überall im Dorf, in einem Distrikt oder gar in mehreren, die von unserer Sippe bewohnt werden, als ein geliebtes Mitglied des Haushalts anerkannt zu werden, wo man jederzeit hinkommen, sich ganz entspannen, behaglich schlafen und ohne weiteres an der Besprechung aller Probleme teilnehmen kann, ja wo man einem sogar kostenlos Vieh und Land zum Bebauen gibt.

Wie Du weißt, war ich gerade zehn, als unser Vater starb, nachdem er all sein Hab und Gut verloren hatte. Mutter konnte weder lesen noch schreiben und hatte nicht die Mittel, um mich zur Schule zu schicken. Doch ein Mitglied unserer Sippe ermöglichte mir die Bildung von der Grundschule bis (zur Universität) Fort Hare und erwartete niemals irgendeine Art von Rückzahlung. Nach unserem Brauch war ich sein Kind und er für mich verantwortlich. Ich bin voller Lob für diese Einrichtung, nicht nur weil sie ein Teil von mir ist, sondern auch wegen ihrer Nützlichkeit. Sie sorgt für alle, die von einem Vorfahren abstammen, und hält sie als eine Familie zusammen. Es ist eine Einrichtung, die auf dem Lande entstand und sich entwickelte, und sie funktioniert nur dort. Der Strom der Menschen in die Städte, Bergwerke und Farmen macht es der Institution schwer, so zu funktionieren wie in alten Tagen.«
(April 1977)

Ntombizodwa erzählt, daß die Schule in Mqekezweni mit der fünften Klasse aufhörte. »Jongintaba sah das für Justice und Nelson nicht als ausreichend an, und so fuhr er mit ihnen in seinem Ford V8 nach Qolweni und meldete sie dort bei der Grundschule an.

Er sorgte dafür, daß sie die Woche über bei Verwandten leben konnten. An den Wochenenden wurde der Ford V8 hingeschickt, um sie nach Hause zu holen, und Montagmorgen brachte er sie zur Schule zurück. Sie waren wie zwei Würdenträger, diese beiden Jungen in ihrem Ford V8, und jeder kam auf die Straße heraus, um sie ankommen und abfahren zu sehen.

Als sie die sechste Klasse abgeschlossen hatten, wurde ein Fest gefeiert, und Jongintaba schlachtete Schafe. Er kaufte ihnen Uniformen und glänzende Lederschuhe. Dann packten sie ihre Kisten, und der Ford V8 brachte sie nach Butterworth, wo sie den Zug nach Healdtown, zu ihrem Gymnasium, nahmen.

Als die Jungen die Zulassungsprüfung zur Universität bestanden hatten und sich anschickten, nach Fort Hare zu gehen, gab es ein noch größeres Fest. Jongintaba nahm sie mit zu einem Schneider und ließ Anzüge mit Westen für sie anfertigen. Wir glaubten, in Fort Hare könne es niemals jemand Flotteren als sie geben.« (Auch Kaiser Matanzima, der zusammen mit Nelson in Fort Hare studierte, erinnert sich: »Wir drei waren wirklich gutaussehende junge Männer, und alle Frauen waren hinter uns her.«)

»Aber«, fährt Ntombizodwa fort, »es gab Ärger in Fort Hare. Nelson und Justice wurden in einen Streik verwickelt. Es gab immer Ärger mit dem Essen, und sie wurden nach Hause geschickt. Jongintaba regte sich darüber sehr auf. Er sagte, sie sollten sich entschuldigen und zurückkehren. Aber die beiden waren äußerst störrisch und weigerten sich, jemals dorthin zurückzugehen.«

Ntombizodwa hält inne und ist anscheinend mit ihrem Bericht über Nelson am Ende. Doch Nelsons älteste Tochter

Makaziwe erinnert sie an den Zwischenfall mit der Kuh. Ntombizodwa sieht sie tadelnd an und tut uns nicht den Gefallen; und so erzählt Makaziwe, die sich nicht das Wort verbieten lassen will, die Geschichte, wie sie sie gehört hat. Als Justice und Nelson vom College suspendiert wurden, berichtet sie, beschlossen die beiden, nach Johannesburg abzuhausen. Sie hatten aber kein Geld und nahmen deshalb eine von Jongintabas Kühen, verkauften sie an den weißen Händler am Ort, Mr. V. G. und machten sich mit dem Geld auf in die goldene Stadt. Am Abend vermißte Jongintaba die Kuh. Jemand berichtete ihm, er habe gesehen, wie seine beiden Lieblings*sinkosanas* sie zum Laden trieben. Jongintaba stellte den Ladenbesitzer zur Rede und setzte alsbald Verfolger auf die Spur der Missetäter. Sie wurden zurückgebracht, gehörig gezüchtigt, das Geld wurde zurückgegeben und die Kuh wieder in den Kral getrieben, in den sie gehörte.

Nelson stellt die Geschichte aus dem Pollsmoor-Gefängnis heraus richtig. »Ntombizodwas Zurückhaltung wegen des Zwischenfalls mit der Kuh war nach den dörflichen Bräuchen vollkommen verständlich. Wer würde schon freiwillig einen geliebten Onkel verleumden und ihn einen Dieb nennen? Doch auch Makie spielte den Zwischenfall herunter. Tatsächlich verkauften Justice (Zwelivumile) und ich zwei Ochsen und nicht eine Kuh, wie sie sagt. Wir benutzten das Geld, um nach Johannesburg abzuhausen, und nachdem wir viele Hindernisse aus dem Weg geräumt hatten, erreichten wir die goldene Stadt schließlich auch. Ich gebe Euch von der ganzen Angelegenheit nur das Gerippe; Ihr braucht noch das Fleisch dazu.« (22. 2. 85)

Nachdem das Gespräch etwa eine Stunde gedauert hatte, wurde Ntombizodwa sehr nachdenklich. Dann sagte sie: »Ich habe euch von Nelsons Erziehung und dem College erzählt. Aber es gab da noch eine andere Erziehung, die wir in Mqekezweni bekamen, und ich glaube, diese Erziehung war für ihn, wie für jeden von uns, sehr wichtig. Es war die Erziehung, die wir dadurch erhielten, daß wir einfach still dasaßen, wenn die Ältesten sprachen. Wir machten nie das geringste Geräusch, und die Ältesten nahmen von uns keinerlei Notiz, ja es war, als wüßten sie gar nicht, daß wir da waren.

Die Häuptlinge und Führer aus allen Distrikten kamen nach Mqekezweni, und wenn sie ihre Geschäfte erledigt hatten, saßen sie im Speisesaal und redeten. Wir Kinder hörten zu, und wir hörten eine Geschichte, die nicht in unseren Schulbüchern geschrieben stand. Sie sprachen von Tembukönigen, die ihrer Nation Ehre gemacht hatten, und von Tembukönigen, die Kompromisse geschlossen, Land an die Briten verkauft und ihr Volk zu Bettlern erniedrigt hatten.

Der älteste Häuptling, der nach Mqekezweni kam, war TatuJoyi. Er war runzlig und gebeugt und so schwarz, daß er blau war.

Er hustete dauernd; er bekam einen Anfall, und der verhallte dann wie das Winseln einer Lokomotivpfeife. Er kannte die Geschichte der Ama Tembu am besten von allen, denn er hatte ein Großteil davon miterlebt. Durch ihn erfuhren wir von König Ngangelizwe. Die Jahre fielen von seinem Körper ab, und er tanzte wie ein junger Krieger, wenn er uns erzählte, wie er in der *Impi* (Armee) des Königs gegen die Briten gekämpft hatte. Ngangelizwe, sagte er, war seinem Volk treu und Fremden gegenüber großzügig. Wir alle waren von seinen Geschichten gepackt, besonders Nelson. Ich konnte sehen, daß da etwas mit ihm geschah, ja ich bin sicher, TatuJoyis Erzählungen waren immer in ihm lebendig.

TatuJoyi berichtete, daß die Weißen Bruder von Bruder trennten, Ngangelizwes Volk spalteten und es zertrümmerten. Die Weißen wollten den AmaTembu einreden, sie seien britische Staatsbürger und ihr großer Häuptling sei die große weiße Königin in England; aber das sei eine Lüge gewesen. Ein Häuptling gibt seinem Volk Land, damit es festen Boden unter den Füßen hat. Queen Victoria aber nahm den Tembu das Land weg, steckte sie in Siedlungen und setzte fremde Stämme zwischen sie, damit sie einander töteten und gegen das weiße Volk immer schwach blieben.

Wir hörten TatuJoyi zu, und es machte uns wütend, daß die Briten uns diese Dinge angetan hatten, und wir schämten uns, daß unsere Vorfahren diese Dinge hatten geschehen lassen. Selbst da sah ich, daß Nelsons Wut von allen am größten war.

Deshalb hat er sein Leben im Gefängnis verbracht. Er erzählte dem Gericht von diesen Dingen, als sie ihn verurteilten. Ich konnte nicht dort sein, aber ich habe jedes Wort gelesen, das er sagte, und es war wahr, und in jenen Worten hörte ich TatuJoyi.«

Bei seinem Prozeß im Jahre 1962 sagte Nelson vor Gericht: »Vor vielen Jahren, als ich ein Junge war und in meinem Dorf in der Transkei aufwuchs, hörte ich den Stammesältesten zu, wie sie Geschichten über die guten alten Tage vor der Ankunft des weißen Mannes erzählten. Damals lebte unser Volk friedlich unter der demokratischen Herrschaft seiner Könige und bewegte sich überall im Lande frei und sicher und völlig unbehindert. Damals gehörte das Land uns. Wir besaßen den Boden, die Wälder, die Flüsse, wir holten die reichen Erzvorkommen aus dem Boden und genossen all die Reichtümer dieses schönen Landes. Wir errichteten und führten unsere eigene Regierung, wir kontrollierten unsere

eigenen Armeen und wir organisierten Handel und Wandel selbst. Die Ältesten erzählten von den Kriegen, die unsere Vorfahren zur Verteidigung des Vaterlandes geführt hatten, und ebenso von den Heldentaten unserer Generäle und Soldaten in diesen heroischen Tagen.

Der Aufbau und die Organisation früher afrikanischer Gesellschaften in diesem Lande faszinierten mich und hatten starken Einfluß auf die Entwicklung meiner politischen Anschauungen. Der Boden, damals das Hauptproduktionsmittel, gehörte dem ganzen Stamm, und es gab überhaupt kein Privateigentum. Es gab keine Klassen, kein Arm oder Reich und keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Alle Menschen waren gleich und frei, und dies war die Grundlage der Regierung. Die Anerkennung dieses allgemeinen Prinzips fand ihren Ausdruck in der Konstituierung des Rates, *Irbizo*, *Pitso* oder *Kgotla* genannt, der die Angelegenheiten des Stammes regelte. Der Rat war so vollkommen demokratisch, daß alle Stammesmitglieder an seinen Beratungen teilnehmen konnten. Häuptling und Untertan, Krieger und Mediziner, alle nahmen teil und versuchten seine Entscheidungen zu beeinflussen. Es war ein Gremium von solchem Gewicht und Einfluß, daß der Stamm niemals irgendeinen Schritt von Bedeutung unternehmen konnte, ohne darauf Rücksicht zu nehmen.

Es gab in solch einer Gesellschaft vieles, was primitiv und unsicher war, und den Anforderungen der heutigen Zeit könnte sie sicher niemals genügen. Aber eine solche Gesellschaft enthält die Saat einer evolutionären Demokratie, in der niemand in Sklaverei oder Knechtschaft gehalten wird und in der es Armut, Mangel und Unsicherheit nicht mehr geben wird. Dies ist die Inspiration, von der ich und meine Mitstreiter auch heute noch in unserem politischen Kampf beseelt sind.«
(Nelson Mandela am 7. November 1962)

Bericht aus vergangenen Zeiten

Der Tembu-Stammbaum läßt sich zwanzig Generationen weit zurückverfolgen bis zu dem im fünfzehnten Jahrhundert regierenden Patriarchen Zwide. Davor verlieren sich historische Aufzeichnungen in der Vorgeschichte. Ein Regierungsbericht vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts behauptet, die ›Tambookies‹, wie sie dort genannt werden, seien im Jahre 1688 von schiffbrüchigen Seeleuten entdeckt worden, die das Gebiet zwischen den Flüssen Bashe und Umtata in Besitz nahmen. Sie wurden als Leute beschrieben, die scheußliche heidnische Bräuche pflegten, und als fauler Menschenschlag. Solch grelle Eindrücke wurden beschworen, um die Ausbeutung und Vernichtung eines stolzen Volkes zu rechtfertigen. (Blaubuch des Ministeriums für Eingeborenenfragen und amtliche Berichte, 1851-1902).

Über die landschaftliche Schönheit seiner Heimatregion schrieb Nelson an Winnie: »Wenige Orte haben mich so ergriffen wie das Mkhomasi-Tal. Ich sah die Flußmündung zum ersten Mal im September 1955, als ich auf der Südküstenstraße von Durban nach Port Shepstone fuhr, und die majestätische Schönheit der Landschaft nahm mich sofort gefangen. Ich sah das Tal zweimal im Februar 1956 auf dem Weg von und nach Umtata und durchquerte es zwischen Richmond und Ixopo.

Ich fand diesen Teil sogar noch eindrucksvoller als den an der Küste. Hätte ich nicht in dem Oldsmobile gesessen, es wäre mir schwergefallen, an mich zu halten, während ich ständig den Fuß auf der Bremse haben mußte, da die Straße sich den steilen Abhang zum Fluß hinunterwand. Als ich die

Brücke überquerte, konnte ich einfach nicht mehr anders; ich mußte anhalten, aussteigen und die Schönheit betrachten, die mich umgab. Kannst Du Dir vorstellen, wann und mit wem ich sie das nächste Mal gesehen habe? Ich hoffe, Du wirst jetzt nicht eifersüchtig. Nun komm schon, rate, wer war es? Ja, es war eine Frau! Ja genau, Du hast ganz recht, im Juni 1958 (auf der Rückreise nach ihrer Heirat, F. M.), mit Dir! Die Entdeckung, daß dieser wundervolle Garten einst zum Besitz eines Mannes gehörte, von dessen Lenden wir stammen, schmeichelt mir außerordentlich. Es ist eine der schönsten Gegenden des Landes.« (14. 5. 76)

Zum Verständnis dieser Wurzeln hielt Nelson sich an TatuJoyi. Dieser weise Tembu legte die Grundlagen für Nelsons Sicht der Geschichte. In Fort Hare und später in Johannesburg arbeitete Nelson Ende des neunzehnten Jahrhunderts verfaßte Regierungsberichte über die Stämme im östlichen Kapland durch, und diese bestätigten in großen Zügen die detaillierten Erinnerungen TatuJoyis.

TatuJoyi erzählte, daß vor der Ankunft der Weißen 1652 jede *Iziduko* (Sippe) mit anderen Izidukos in Frieden lebte. Sie alle, die Zulus, Pondos, Tembus, Xhosas waren Kinder eines einzigen Vaters; aber als die Izidukos sich vermehrten, kamen sie unter den Schutz verschiedener Häuptlinge. Jeder Häuptling war der Gründungsvater einer *Isizwe* (Nation), und die Isizwe wurde dann nach ihm benannt. Wenn eine Isizwe für die Kontrolle eines einzigen Häuptlings zu groß wurde, gruppierte sie sich unter seinen Söhnen um. Häufig fand die Umgruppierung aufgrund von Streitigkeiten zwischen einflußreichen Männern statt, und meistens waren es Streitigkeiten zwischen Söhnen, die von denselben Lenden, aber aus verschiedenen Schöben stammten. TatuJoyi sagte, die Stärke eines Häuptlings liege in seinen vielen Frauen und den zahlreichen Kindern, die sie ihm gebaren; doch er fügte hinzu,

in dieser Stärke liege auch Schwäche, denn die Söhne aus verschiedenen Schöben stritten sich um die Macht. Nach Nguni-Gesetz konnte die Häuptlingswürde nur auf einen übergehen, und das war der Sohn des Großen Hauses. Der Häuptling wählte seinen Nachfolger aus, aber, so TatuJoyi, der Nachfolger stand immer im Mittelpunkt des Neids. Wenn er nicht stark war oder sein Volk nicht beschützte und Streit nicht gerecht schlichtete, dann verlor er ihren Respekt und ihre Liebe und gab seinen Brüdern die Möglichkeit, seine Autorität anzuzweifeln, und seinem Volk, ihn zu verlassen und jemand anderem zu folgen, der es besser beschützen würde.

Auf diese Weise teilten sich die Nguni, die zwischen den Bergen und dem Meer in dem großen Land lebten, das sich vom Fluß Kei an der Ostküste nordwärts und weit über den Sambesi erstreckte, in Zulu, Xhosa, Mpondo, Tembu und in die vielen Izidukos mit ihren vielen Häuptlingen und Führern. Und auf die gleiche Weise begannen die Streitigkeiten, die sie gegenüber den *Abelungu* (Weißen) schwächten, die übers Meer kamen mit ihren Feuerbüchsen, gegen die afrikanische Speere nichts waren.

»Sie waren klein an Zahl, aber groß im Ränkeschmieden. Sie hielten in unserer Iziduko nach Schwächen Ausschau; sie kratzten an unserer Geschichte, um zu sehen, wer in der Vergangenheit mit wem gestritten hatte und wer mit wem in der Gegenwart stritt, und dort gossen sie ihr Gift hinein und ließen ihren Zauber wirken. Sie stellten Bruder gegen Bruder, und während die Brüder kämpften, nahmen sie das Land. Die Kinder des Zulukönigs Senzangakhona kämpften gegeneinander und machten so den Buren den Weg frei, und die Kinder von Faku und Ngubengcuka teilten die AmaPondo und AmaTembu auf in Patrioten und Verräter.«

TatuJoyi erzählte, der *Abantu* habe es weder mit dem Gewehr des weißen Mannes noch mit seiner List aufnehmen können,

und auch seinem Gott sei er nicht gewachsen gewesen. Vor allem aber, sagte er, seien sie von den Papieren des weißen Mannes geschlagen worden, die ihnen kraft Gesetz, *ihrer* Gesetz, das nahmen, was sie ihnen durch Krieg nicht nehmen konnten. Das war ihr Zauber und ihre Magie.

TatuJoyi erzählte von einem Weißen, der eines Tages zu Ngangelizwe gekommen war und ihn um Land gebeten hatte. Er gab ihm das Land, und das, sagte TatuJoyi, war der größte Fehler, den König Ngangelizwe jemals machte. »Wir Abantu teilen das Land, wie wir Wasser und Luft miteinander teilen, die Abelungu aber nehmen das Land, wie ein Mann eine Frau nimmt. Jener Weiße kam mit einem Stück Papier und ließ Ngangelizwe sein Zeichen darauf setzen. Dann sagte er, das Papier mache das Land zu seinem Besitz, und als Ngangelizwe das bestritt, brachte ihn der weiße Mann vor das weiße Gericht, und das Gericht sah sich das Papier an und stellte fest, Ngangelizwe habe dem Weißen 4.000 Morgen Land gegeben. Außerdem sagte das Gericht, die Weißen bräuchten das Land der AmaTembu, um sich vor den AmaTembu zu schützen!«

Im Blaubuch las Nelson, wie die Händler sein Volk seines Reichtums beraubten: »Das von einer großen Anzahl von Händlern in den Territorien praktizierte System, den Kunden nahezu unbegrenzt Kredit zu geben, läßt die Eingeborenen sehr schnell verarmen. Viele, die wenige Jahre zuvor noch wohlhabend waren, sind jetzt in die Armut abgesunken... Durch das Kreditsystem müssen die Eingeborenen in ganz wenigen Jahren fast völlig verarmen.«

Zur Zeit König Ngubengcukas besaßen die AmaTembu das ganze Land zwischen dem Indwe und dem Kei. Sein Sohn, Oberhäuptling Mtirara, verkaufte sein Herrschaftsgebiet praktisch an die Briten gegen ein Honorar von 400 Pfund pro Jahr. Britanniens Griff auf das Tembuland wurde enger, als Mtiraras Nachfolger, Ngangelizwe, bei den Briten Schutz

gegen die AmaXhosa suchte. Laut TatuJoyi hatten sie sich über eine Geringfügigkeit gestritten. Ngangelizwe hatte die Tochter von Sandile, dem Oberhäuptling der AmaXhosa, geheiratet.

»Ehemänner schlagen ihre Frauen, wenn sie provoziert werden«, erzählte TatuJoyi, »doch wenn die Frau die Tochter eines Oberhäuptlings ist, dann erntest du den Zorn des Oberhäuptlings, und genau das passierte Ngangelizwe. Sigcawu fiel in Tembuland ein und schlug Ngangelizwe. Da rannte der Tembukönig zu den Briten und verlor – ohne sich darüber im klaren zu sein – so sein Königreich. Die Briten unterstützten ihn gegen Sigcawu, aber dafür übernahmen sie die Kontrolle über sein Königreich, teilten es zu seinem Schutz in vier Distrikte ein und ernannten für jeden davon einen Friedensrichter. Der König war König nur noch dem Namen nach.

Die Ungeheuerlichkeit seiner Tat ging ihm auf, als die Briten auf eigene Faust zum Indwe vordrangen. Er leistete Widerstand, sein Halbbruder aus dem Hause Ixhiba/Mandela verteidigte das Gebiet mit ihm, aber sein Halbbruder aus dem Haus zur rechten Hand, Matanzima, schloß sich den Briten an. Die Tembu waren sich uneins, und die Briten besiegten die ›Rebellen‹, nahmen ihnen das Land weg, das kurz vor der Ernte stand, und gaben es den ›befreundeten Tembu‹. Aber selbst den ›loyalen‹ Tembu erlaubte man nicht, die Ernte aufzuessen; die ging an die Friedensrichter. Das war ein bitterer Lohn. Sie wurden in Siedlungen gesteckt und verließen diese, je nach Lust und Laune der Weißen.

Die Tembu hätten gewonnen und ihr Land behalten, wenn sie einig geblieben wären. Aber da waren jene, die Macht über Ngangelizwe haben wollten, und da der Feind ihnen diese Macht versprach, gingen sie zu ihm. Die Geschichte

wiederholt sich; die Matanzimas unterstützen weiterhin die weiße Regierung, und die Mandelas leisten Widerstand.

Die AmaXhosa waren nach TatuJoyi ein großes Volk, als der weiße Mann den Fish River überquerte. Es gab viele Häuptlinge, alle Kinder des Oberhäuptlings Phalo, dessen Urenkel Rarabe und Gcaleka waren; und sie alle lebten miteinander in Freundschaft, und im Land herrschte Frieden. Dann kamen die Weißen, und es gab Krieg. Hundert Jahre lang kämpften die AmaXhosa gegen die Weißen, um ihr Land und ihre Bräuche zu retten. Die Weißen wurden ungeduldig und beschlossen, die AmaXhosa dadurch zu vernichten, daß sie eine unvorstellbare Sünde begingen. Sie ahmten die *Amadlozi*, die Geister der Vorfahren, nach und verleiteten die AmaXhosa so dazu, sich selbst zu zerstören.

Sandile war der Xhosahäuptling, und sein Hauptratgeber war Mhlehazi, der weiseste von allen Sehern der AmaXhosa. Sandile achtete ihn und glaubte ihm. Deshalb stellten die Weißen Mhlehazi eine Falle. Eines Tages, als seine Nichte Wasser vom Fluß holte, hörte sie Stimmen und sah seltsame Männer, und als sie gerade vor Angst weglaufen wollte, hielten die Männer sie zurück und baten sie, ihren Onkel Mhlehazi zu ihnen zu schicken. Das tat sie. Er kam, und der Trick war so geschickt, daß er glaubte, sie wären die *Amadlozi*; und unter ihnen sah er seinen toten Bruder, der sogar ein noch größerer Seher als er gewesen war. Sein Bruder erzählte ihm von den Russen, dem mächtigen Feind der Engländer, die kommen würden, um die AmaXhosa zu befreien. Er forderte sie auf, sich auf ihr Kommen vorzubereiten, indem sie das Vieh töteten und die Felder brachliegen ließen.«

TatuJoyi sagte, sie könnten sich bis heute nicht erklären, wie ein so weiser Mann wie Mhlehazi auf einen so furchtbaren Trick hereinfliegen konnte.

»Er muß verhext gewesen sein und wiederum Sandile, den König, verhext haben, der seinem Volk zu tun befahl, was die Amadlozi angeordnet hatten. Und so töteten sie ihr Vieh, säten ihre Saat nicht aus und warteten darauf, daß die Russen übers Meer kamen und sie befreiten; aber sie kamen nie. Statt dessen kamen Hunger und Tod, und so wurden die AmaXhosa besiegt.«

Die AmaPondo waren der letzte all der Stämme, die von den Europäern im südlichen Afrika unterworfen werden sollten. Pondoland wurde von den Briten 1894 annektiert. Die Annexion des Tembulandes hatte schon neun Jahre früher, also 1885, stattgefunden. Folgendes erzählte TatuJoyi aus der Zeit, als er – wie er es nannte – Ngangelizwes ›Hund‹ war: »Mqikele war der Oberhäuptling der AmaTembu und Sohn des großen Faku. Zu Fakus Zeiten war alles Land zwischen dem Mzimkulu und dem Umtata und zwischen dem Meer und den Bergen Pondoland. Dann begann Shaka (1818) die *Mfecane* (Zerschmetterung), weil er jeden beherrschen wollte. Im Land herrschte Terror, und die Izidukos, von denen viele niemals in das Land ihrer Vorfahren zurückkehren sollten, flohen. Faku, dessen Volk das größte und wohlhabendste aller Stämme war, zog sich nach Umgazi zurück. Das *Imbongi* (Dankeslied) von Shakas Bruder Dingaan prahlte:

Das Vieh Sigenus hat er vernichtet
und ebenso das von Isangwena
Welcher floh und versank im Umzimkulu
Oh! packt sie bei den Köpfen
Und taucht sie in die Fluten
Sehen sie nicht den Todesvogel voller Zorn
Wie er rast vor Wut;

Er ist der Blitz auf Erden
Zurück kehrt der Löwe
Siegreich zurück der König der Zulus.

Aber an den großen Worten war nur wenig Wahres. Faku hatte sich zur Vorsicht entschieden und wartete ab. Im Jahre 1842, als die Buren Dingaan vor allem durch den Verrat seines Bruders Mpande besiegten, kehrte er zurück und sah sich selbst von den Buren blockiert. Sie waren stärker dank ihrer Gewehre. Weise wandte Faku sich an das andere weiße Volk mit Gewehren, die Briten, die ihm nur zu gerne helfen wollten. Aber die AmaPondo kehrten nur in einen Teil des ursprünglichen Pondolandes zurück. Der Mann, der ihnen dabei behilflich war, war Theophilus Shepstone, ein Staatsmann und ehemaliger Missionar, der als Preis dafür die Oberhäuptlingswürde der AmaPondo herausholte. Alles wurde auf ein Stück Papier geschrieben, und man ließ Faku und alle wichtigen Häuptlinge dieses Papier unterschreiben.«

Später, viel später, als er bereits Anwalt war, fand Nelson eine Kopie dieses Vertrags in einer *Government Gazette* (amtlicher Anzeiger) dokumentiert. Er lautete: »Hiermit bestätigen und beurkunden wir für uns, unsere Erben und Nachfolger, sowie für und im Namen unserer jeweiligen Stämme, daß Ihre Wohlgeboren Theophilus Shepstone nach Ausfertigung dieser Urkunde für jetzt und immerdar unser und der zu uns gehörenden Stämme oberster Häuptling und Herrscher sein soll, was auch für das jetzt von uns oder irgendeinem von uns besessene oder in unseren Besitz gelangende Land bzw. Gebiet oder irgendeinen Teil davon Gültigkeit hat.

Und wir (...) erkennen Ihre Wohlgeboren Theophilus Shepstone ebenso rechtswirksam und in jeder Hinsicht und mit derselben Festigkeit als unseren obersten Häuptling oder

Herrscher an, als sei er (...) nach unseren Gesetzen oder Gebräuchen durch Erbfolge unser oberster Häuptling oder Herrscher gewesen oder geworden.«

Ebenso übertrug der Vertrag »Ihrer Wohlgeboren Theophilus Shepstone die volle Gewalt über Port St. John (die Handelsverbindung zum Kap, F. M.) einschließlich der Macht und Befugnis zur Durchführung jedweder für die angemessene Beaufsichtigung und Regelung der Hafenanangelegenheiten notwendigen Maßnahmen, mit Ausnahme von dessen Veräußerung auf einer Meile beiderseits des Flusses oder der Verlängerung von dessen Lauf (...) über den Einfluß der Gezeiten hinaus.«

Faku unterzeichnete den Vertrag mit einem Kreuz am 5. Juni 1854 auf seinem Großen Platz Ezizideni. Gleichlautende Verträge wurden ebenfalls unterzeichnet von den Oberhäuptern der anderen sechs Izidukos, den AmaNikwe, AmaMbulu, AmaXesibe, AmaBoto, AmaTwana und AmaNgutyana. Deren Häuptling war Madikizela, der Ururgroßvater Winnie Madikizelas, die Nelson Mandela heiratete.

Solange Faku lebte, wünschten die Briten nicht viel mehr als eine *de jure*-Präsenz in der Region, so daß Faku bis zu seinem Tod im vermutlichen Alter von neunzig Jahren eigentlich unangefochten herrschte. Doch seinen Sohn bedrängten die Probleme, die der Vertrag mit sich brachte, und er litt unter der Demütigung der Absetzung.

Fakus ältester Sohn Ndamase war schon ein alter Mann, als sein Vater starb, und eben deshalb hatte Faku wahrscheinlich seinen jüngeren Sohn Mqikele, der nicht älter war als Ndamases eigener Sohn Mqiliso, zum Erben benannt. Ndamase fühlte sich übergangen, und es gab viele, die ihn in diesem Gefühl bestärkten. Ndamase war jedoch zu schwach, um die Auseinandersetzung mit Mqikele aufzunehmen.

Die Briten benutzten Mqiliso, um diesen Konflikt anzufachen, wenn es ihren Absichten dienlich war. Sie mochten Mqikele nicht, weil er sich, wie TatuJoyi sagte, weigerte, ihr ›Hund‹ zu sein. Er bestand darauf, ein richtiger Häuptling wie sein Vater zu sein; und vor allen Dingen weigerte er sich, ihnen Port St. John zu überlassen. Port St. John brachte durch die Schifffahrt eine Menge Geld ein, und die ganzen Einkünfte gingen an Mqikele. Außerdem kassierte Mqikele Konzessionsgebühren von den zahlreichen weißen Händlern, die Mais, Tabak und Elfenbein aus dem Mpondo verkauften. TatuJoyi sagte, eine Sache, die den Weißen Magenschmerzen bereite, sei ein reicher Schwarzer. Mqikele wurde mit dem Konzessionsgeld reich, und sie wollten nicht, daß er dieses Geld besaß. Als Mqikele auf seinen Konzessionsgebühren bestand, weil die Kaufleute auch an Faku bezahlt hatten, soll – wie Nelson bei Nachforschungen entdeckte – der britische Gesandte Mr. Oxland hochmütig reagiert haben: »Du sprichst von Fakus Zeiten. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß die Dinge heute anders liegen als zu Lebzeiten Fakus. Damals war die Regierung weit weg von euch. In jenen Tagen lag viel Volk und eine Menge Land zwischen der Regierung und dem AmaPondo. Heute aber befindet sich die Regierung näher an eurer Grenze. Ihr seid von allen Seiten eingeschlossen.

Ihr seid wie ein Stein in der Mitte des Flusses. Darüber solltet ihr gut nachdenken, und dann wird euch der Gedanke angenehm sein, einen solch mächtigen Freund und Nachbarn zu haben wie die Regierung.«

»Aber«, erzählte TatuJoyi, »es war für Mqikele nicht angenehm, denn die Briten waren eifrig dabei, ihm Land und Leute wegzunehmen. Die AmaXesibe waren gegen ihn aufgebracht worden, weil die Briten behaupteten, es gäbe Kupfer in ihrem Land und sie wollten dieses Kupfer haben.

Die Briten schickten Truppen, um die AmaXesibe vor Mqikele zu beschützen. Und dann nahmen sie sich einfach das fruchtbare Rhode für die weißen Farmer. Sie gaben vor, das Land zu kaufen, weil sie Häuptling Mota 600 Pfund dafür zahlten. Aber das Rhode gehörte ihm nicht. Mota war ein *Mthakati* (Medizinmann), der zum Christentum übergetreten und ein *Impimpi* (Spion) geworden war.«

Als Mqikele sich weigerte, Port St. John zu verkaufen, erklärten die Briten ganz einfach, dieser Teil des Tembulandes gehöre sowieso nicht ihm, sondern seinem Neffen Mqiliso. General Thesiger (der spätere Lord Chelmsford) kam vom Kap in den Hafen geil segelt, vermaß die 3500 Morgen, die sie benötigten, zahlte Mqiliso 1000 Pfund dafür und annektierte es als britisches Territorium. TatuJoyi sagte, sie hätten Mqikele nicht länger dulden können, weil er die britischen Händler in seinem Territorium als seine Untertanen behandelte. Er stellte den Engländer Bell wegen Ermordung eines Pondo vor Gericht, ließ ihn dafür fünfzig Kühe zahlen und verkündete: »Wir richten Mörder nicht hin wie die Engländer. Wir lassen sie Wiedergutmachung zahlen.« Deshalb, und weil er Leuten, die vor britischem ›Unrecht‹ auf der Flucht waren, Zuflucht gewährte, beschuldigte man ihn, Fakus Vertrag zu brechen, und die Briten forderten ihn auf, abzudanken und Mqiliso an seiner Stelle einzusetzen.

TatuJoyi betonte, ein Mann sei ein Häuptling, weil die Generationen vor ihm ihn zum Häuptling gemacht hatten, weil er in seinen Jugendjahren gelernt hatte, Häuptling zu sein, und weil sein Volk ihn als Häuptling anerkannte. Das Land war seins, das Volk war seins und das Vieh war seins. Er hörte nicht auf, Häuptling zu sein, weil Weiße in ihre Bücher hineinschrieben, er sei nicht länger Häuptling. Er war Häuptling in den Gedanken und Herzen des Volkes. Was konnte ein Stück Papier daran ändern?

Mqikele ignorierte die britischen Forderungen, und seine Anhänger ergriffen ihre Schilde und Assegais und drohten mit Krieg. Sie beschimpften offen die Friedensrichter und britischen Einwohner und jagten der kleinen weißen Gemeinde Angst und Schrecken ein. Sie entfachten einen solchen Aufruhr, daß beide Häuptlinge, Mota und Mqiliso, die Briten im Stich ließen und schnellstens in den Schoß der Pondo zurückkehrten.

Die britischen Einwohner warnten, die Regierung greife niemals zu den Assegai (Schlagstöcken), solange sie nicht dazu gezwungen werde, aber dann lasse sie nicht ab, bevor nicht das ganze Volk auseinandergetrieben und die Häuser der Häuptlinge dem Boden gleichgemacht seien; zwei Jahre zuvor, als die Gcalekas die Regierung angegriffen hatten, habe diese sie vernichtet, so daß sie nun ein verstreutes Volk seien und ihre Häuptlinge wie Böcke im Busch lebten. Dasselbe sei mit den Cetywayo geschehen, und auch ihnen würde es so ergehen.

Und genauso kam es, als die Briten Pondoland annekierten. »Damit«, berichtete TatuJoyi, »war die Ubuntu der afrikanischen Könige zu Ende gegangen und die Tyrannei der Weißen errichtet worden.« Der zu Füßen TatuJoyis erzogene junge Nelson brannte darauf, diese *Ubuntu* (Menschlichkeit) für alle Südafrikaner zurückzuerlangen.

Kampf

Johannesburg

Johannesburg breitete sich 1941 in alle Richtungen wie ein Krebsgeschwür aus. Es hatte vom Krieg in Europa profitiert, zur Goldindustrie waren weitere Industriezweige hinzugekommen, und damit verwandelte es den Rest des Landes im wahrsten Sinne des Wortes in sein Hinterland. Hunderttausende männlicher Wanderarbeiter strömten aus den afrikanischen Reservaten der vier Provinzen herein auf der Suche nach Arbeit, die die Stadt bot.

Es kamen ebensoviele mit einer ordnungsgemäßen Genehmigung wie ohne, und ebensoviele fanden einen Job in den Fabriken wie andere zeitweilig Unterkunft in den Gefängnissen. Es gab zwar Jobs in Egoli (= Goldstadt: Johannesburg), aber keine Wohnungen, ja nicht einmal genügend Land, um ›wild‹ zu siedeln, doch waren gleich nach dem Ersten Weltkrieg, bevor die Weißen die Schwarzen vollständig durch Gesetze unter Kontrolle bekamen, ›Townships‹ für ›Nichteuropäer‹ errichtet worden, meist dort, wo die Weißen nicht leben mochten.

In Sophiatown, Newclare, Martindale und Alexandra standen die Reihen mit Einzimmerbaracken dicht an dicht, wobei sich vierzig Leute oder mehr eine Toilette und einen Wasserhahn teilten. Die einzige städtische Wohnsiedlung in der Nähe der Innenstadt war das Western Native Township, eine Ansammlung von 2000 Dreizimmerhäusern aus rotem Backstein, geplant für nicht weniger als 13000 Leute.

Das war das Johannesburg, in das Nelson 1941 hineinkam. Weder er noch Justice hatten Probleme, was Genehmigung, Unterkunft oder Arbeit anging, zumindest nicht sofort. Sie waren mitten ins industrielle Herz Südafrikas gekommen, um dieses Herz kennenzulernen und sich mit ihm auseinanderzusetzen, weil sie endlich erfahren wollten, welches ihr Platz und ihr eigenes Schicksal in ihrem Heimatland war.

Sie kannten nur eine einzige Adresse, in Crown Mines, wo ein alter *Induna* Jongintabas als Aufseher arbeitete. Dahin machten sie sich auf den Weg, und so wurde dem Induna die Ehre zuteil, seine Gastfreundschaft auf die beiden Mitglieder des königlichen Krals auszudehnen.

Doch nur wenige Tage nach ihrer Ankunft wurden sie von Jongintabas Leuten aufgespürt. Justice kehrte zurück, da er Sohnespflichten hatte, denen er sich nicht entziehen konnte. Nelson jedoch überzeugte seinen Vormund, es sei für ihn das beste, sein Studium in Johannesburg fortzusetzen und Anwalt zu werden. Jongintaba erkannte, daß er damit in der Tat das Allergrößte zur Erfüllung seiner Pflicht gegenüber Henry Gadla tun würde. Und so begann Nelsons Aufenthalt in Johannesburg, wobei ihm sein Vormund zusicherte, er selbst werde in dieser großen Stadt solange weiter für ihn sorgen, wie seine Unterstützung notwendig sei.

Nelson zog bei einer Familie im Alexandra Township ein. In einem Brief an seine jüngste Tochter Zindzi erinnerte er sich gerne an die Zeit dort:

»Wenn ich in meiner Zelle auf und ab gehe oder im Bett liege, wandern meine Gedanken in die Ferne, und ich erinnere mich an dieses Ereignis oder jenen Fehler. Dann frage ich mich auch, ob ich in meinen besten Tagen außerhalb des Gefängnisses genug Anerkennung gezeigt habe für die Liebe

und Sorge der vielen Menschen, die meine Freunde waren und mir geholfen haben, als ich arm und das Leben hart war.

Neulich habe ich an das Haus in der Seventh Avenue 46 in Alexandra Township gedacht, wo ich bei meiner Ankunft in Johannesburg lebte. Damals bekam ich einen Monatslohn von 2 Pfund (4,00 Rand), und davon gingen die monatliche Miete von 13 Shilling 4 Pence und der Busfahrpreis von 8 Pence täglich für die Hin- und Rückfahrt ab. Das war hart, und es fiel mir oft schwer, die Miete und den Busfahrpreis zu bezahlen. Aber mein Vermieter und seine Frau waren nett. Sie stundeten mir nicht nur die Miete, wenn ich sie mal nicht aufbringen konnte, an Sonntagen bekam ich auch noch kostenlos ein wunderschönes Mittagessen.

Ich wohnte auch bei Reverend Mabata von der anglikanischen Kirche in der Eighth Avenue 46 im selben Township, und er und Gogo, wie wir seine Frau liebevoll nannten, waren auch sehr nett, obwohl sie ziemlich streng war und darauf bestand, ich solle nur mit Xhosamädchen ausgehen. Auch wenn sich meine politische Anschauung erst noch formte, hatten Healdtown und Fort Hare mich doch mit Studenten von anderen Teilen unseres Volkes in Kontakt gebracht, und über das Denken in ethnischen Kategorien war ich in meiner Entwicklung schon hinaus. Ich war fest entschlossen, ihren Rat in dieser speziellen Sache nicht zu befolgen. Doch sie und ihr Mann spielten die Elternrolle mir gegenüber schon bewundernswert.

Mr. Sehruna Baduza, der ursprünglich aus Sterkspruit stammte, lebte mit seiner Frau zur Miete in der Seventh Avenue 46. Obwohl viel älter als ich, gehörten er und insbesondere Mr. J. P. Mngoma in jenen Tagen zu meinen besten Freunden. Mr. Mngoma war Hausbesitzer und der Vater von einer von Mutters Freundinnen, Tante Virginia. Später lernte ich Mr. P. Toyana, den Schwiegervater Mzinzis, der der

Bruder des letzten Häuptlings Jongintaba war, kennen. Mr. Toyana war Buchhalter bei der Rand Leases Mine. Dort fuhr ich an den Samstagen immer hin, um mir seine Rationen abzuholen – Maisgrütze, Maismehl, Fleisch, Erdnüsse und andere Dinge mehr.

Viel später wurde meine finanzielle Lage ein wenig besser, aber ich dachte kaum an die, die mir in schwierigen Zeiten zur Seite gestanden hatten, und besuchte sie auch nicht, außer ein-, zweimal. Sowohl die Mabatás als auch die Baduzas lebten später in Soweto, wo ich den Mabatás bei einigen wenigen Gelegenheiten einen Besuch machte. Mr. Toyana und Mr. Baduza traf ich des öfteren, aber ich habe nicht einmal daran gedacht, ihnen ihre Freundlichkeit auf irgendeine Weise zurückzuerstatten. In den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren wurde Mr. Baduza eine sehr bekannte Persönlichkeit in der Kommunalpolitik von Soweto, und unsere Beziehung beschränkte sich auf diese Ebene.« (1. 3. 81)

In einem anderen Brief beschreibt Nelson einen peinlichen Augenblick, als er sich mit den städtischen Konsumgewohnheiten vertraut machte: »Kurz nach meiner Ankunft in Johannesburg 1941 kaufte ich etwas Fleisch in einem Lebensmittelladen nahe der Kathedrale. Als ich bei meinem Zimmer in Alexandra ankam, bat ich Nobasini, damals eine junge Dame von etwa sechs Jahren, ihrer älteren Schwester zu sagen, sie möge es für mich kochen. Sie stieß ein kurzes, abfälliges Lachen aus, das sie schnell unterdrückte.

›*Ivuthiwe Buti*‹ (›Es ist schon gar, Brüder‹), sagte sie. Es war geräucherter Rinderschinken, und ich als ›*Mampam*‹ (Dummkopf) vom Lande dachte, es sei rohes Fleisch.« (2. 10. 77)

Doch es gab auch schockierende Erfahrungen in jenen frühen Johannesburger Tagen. An eine erinnerte er sich besonders:

»1941 ging ich den Lehrer besuchen, der mich in der zehnten Klasse unterrichtet hatte. Er war gut ausgebildet und hatte das Diplom, und verheiratet war er mit einer ebensogut ausgebildeten Krankenschwester. Sie lebten in Orlando East. Ich fand das Haus verschlossen, und aus dem Innern drang ein fürchterlicher Gestank von Kräutern und Arzneien. Mir war klar, daß da ein professioneller Kräutermann am Werk war. Als ich gerade an die Tür klopfen wollte, kam seine Frau heraus. Sie war bleich vor Schreck und sagte, ihr Mann sei krank geworden und litte unter Gelenkschmerzen. Sie meinte, das habe angefangen, als er sein Jurastudium aufgenommen habe, und beschuldigte mich, ihn zu verhexen.

Ich war sehr beunruhigt und ging direkt zu Anton Lembede, um ihm von meinem Erlebnis zu berichten. Er lachte nur.«

In einem anderen Brief schrieb Nelson:

»Wenn ich über Klerksdorp spreche, kommen mir manche Aspekte der Familiengeschichte in den Sinn, von denen ich nie Gelegenheit hatte, Dir zu erzählen, von solchen der alten Familien, genauer gesagt. An einem Freitagabend in den frühen vierziger Jahren fuhr ich mit dem Zug von Park Station nach Klerksdorp. Der Zug bestand nur aus Waggons dritter Klasse, war überfüllt, und es gab Krawall. Ich erreichte die Stadt um Mitternacht, nahm mir ein Taxi zu meinem Reiseziel, klopfte an die Tür und war im nächsten Augenblick Teil der Familie. Ein sportlicher, intellektueller, hochgewachsener, leise sprechender und zuverlässiger Mensch hieß mich willkommen. In den frühen Morgenstunden gingen wir in einer Umgebung spazieren, die sich vom offenen Gelände südlich von Johannesburg nur dadurch unterschied, daß sie wilder war,

dicht mit Buschwerk bewachsen, und voller Krähen. Ich verliebte mich sofort in diesen Ort, weil er mich an Mvezo am Ufer des Umbhashe erinnerte, wo ich geboren bin. Wir waren mehrere Jahre zusammen, bis die Politik die Augenblicke der Freude drastisch einschränkte. Ich bin sicher, wenn ich zurückkehre, wirst Du mich voller Ungeduld zu dieser alten Stätte in Klerksdorp und dann in den Süden der Goldenen Stadt begleiten, wo die ganze Geschichte wirklich anfängt.«
(15. 5. 77)

Während Nelson sich an die frühen Tage in Johannesburg mit solcher Liebe erinnert, unterschieden sich die Eindrücke einer jungen Lernschwester, die in Alexandra in der Eighth Avenue einige Häuser weiter lebte, davon sehr. Sie sah Nelson als netten jungen Mann, frisch vom Lande, sich ein wenig verloren fühlend in der wildwuchernden Stadt. Er tat ihr leid, und sie beschloß zu helfen. Sie sprach über ihn mit ihrer Freundin, Albertina Totiwe, ebenfalls Lernschwester am General Hospital in Johannesburg, die ihrerseits den Eingeborenenjungen gegenüber ihrem Verlobten, dem einfallsreichen Walter Sisulu, erwähnte. Wenn jemand dem Jungen helfen konnte, dann, das wußte sie, war es Walter.

Walter war praktisch in Johannesburg aufgewachsen. Seine Mutter war eine starke warmherzige Frau, die sowohl in ihrer Heimatgegend wie in Orlando hohes Ansehen genoß. Niemand erwähnte seinen Namen, aber alle wußten von dem weißen Vorarbeiter, der vor vielen Jahren als Straßenbauer nach Engcobo in der Transkei gekommen war, sich in die junge Sisulu verliebt und sie und ihre beiden kleinen Kinder dann verlassen hatte. MaSisulu sah nie einen anderen Mann an und widmete ihr Leben ganz ihren Kindern. Sie ging mit ihnen nach Johannesburg, fand eine Unterkunft im Alexandra

Township und arbeitete als Waschfrau, um sie durch die Oberschule zu bringen.

1941 war sie in Orlando eine der wenigen Glücklichen, die ein Haus hatten, und dieses teilte sie großzügig mit Verwandten, egal, wie entfernt die Verwandtschaft war.

Walter kam nach Alexandra, um Nelson zu treffen, und die beiden jungen Männer wurden fast umgehend Freunde. Walter bot Nelson an, bei ihnen in MaSisulus Haus zu wohnen, und Nelson nahm die Einladung an. Walter gab ihm auch einen Teilzeitjob in seinem Büro, half ihm bei seiner Einschreibung als Jurastudent an der Universität von Witwatersrand und bezahlte außerdem seine Studiengebühren.

Walter zog Nelson nicht nur in sein Haus, sondern auch in seine Welt der Politik, und im Laufe der Zeit zog er ihn außerdem in die Ehe mit seiner Kusine, der hübschen, kleinen Eveline aus Engcobo.

Im Sog der Politik

Nelsons politische Geschichte begann in Johannesburg, und seine politische Arbeit konzentrierte sich zum größten Teil dort. Viele erfahren diese Metropolis als das pochende Herz Südafrikas. Sie legen ihr Ohr an die Drähte, die kreuz und quer über ihre Brust laufen, und haben das Gefühl, daß sie dem ganzen Land zuhören. An diesem Eindruck ist einiges wahr. Nelson erfuhr Johannesburg in jenen weit zurückliegenden Jahren als Zentrum seines Universums. Die Stadt verschlang ihn und forderte ihn heraus, doch er lernte bald, mit ihr umzugehen. Allmählich begriff er ihre furchteinflößende Komplexität und machte sich vor allem ihre Politik zugänglich. Er reagierte auf die Stadt als ein Bewohner des Townships Orlando. Daß er es von eben diesem Standpunkt aus tat, förderte und festigte sicherlich seine Entwicklung zum Führer des Volkes.

Er traf Anton Muziwakhe Lembede, A. P. Mda und Oliver Tambo. Zusammen bildeten sie so etwas wie eine Denkfabrik, theoretisierten über die afrikanische Zukunft und verschrieben sich dem afrikanischen Nationalismus.

Auf dem Campus in Witwatersrand entdeckte Nelson eine andere Welt, offen und multirassisch, zwei Dinge, die zwar mit seinem treibenden Afrikanismus übereinstimmten, doch er wies diese Welt zurück, nicht aggressiv, sondern ein wenig gönnerhaft. Sein Verstand wurde vom Liberalismus und Marxismus angezogen, und so schloß er sich eng an seine Mitstudenten Ismail Meer und J. N. Singh an. Er traf Zainab Asvat, die Brüder Moulvi und Yusuf Cachalia in Fordsburg und Dr. Yusuf Dadoo, den Vorsitzenden der südafrikanischen

Kommunistischen Partei, und lernte durch sie die passive Widerstandsbewegung der Inder kennen.

Sie beteiligten sich am Widerstand gegen den New Land Act (Gesetz zur Neuaufteilung von Grund und Boden), ein Gesetz, das sie im ganzen Land zur Rassentrennung verurteilte. Er war von ihrer Organisation beeindruckt. Sie waren keine Afrikaner, aber auch sie wurden unterdrückt und kämpften gegen ihre Unterdrückung aktiv und militant, wenn auch gewaltlos.

Er genoß die Gastfreundschaft und das offene Haus der Pahads. Amina Pahad kochte Berge von Reis und Kessel voll mit Curry, und wenn Essenszeit war, wuschen sich alle Anwesenden die Hände und setzten sich zu Tisch, ohne jegliche formelle Einladung, ganz so, wie sie es damals in Mqekezweni getan hatten. Er nahm zur Kenntnis, wie stark und stolz sie ihre Kultur aufrechterhielten, wie sie ohne jede Scheu mit den Fingern aßen. Manchmal übernachtete er in Ismail Meers Wohnung, und sie diskutierten über Fragen wie kulturellen Stolz und kulturelle Unterlegenheit, Rassentrennung und Rassismus, und fragten sich, was sie dagegen tun sollten.

Er traf Violaine Junod und Ruth First, Joe Slovo und Harold Wolpe, Rusty Bernstein und Hilda Watts, Bram und Molly Fischer, Betty Dutoit, die Harmels und die Weinbergs, und bekam durch sie Zugang zur radikalen weißen Gesellschaft.

Die Fischers, Bernsteins, Harmels, Weinbergs, Ruth First und Joe Slovo waren Mitglieder der Kommunistischen Partei, Ismail Meer und J. N. Singh zusätzlich noch im Natal Indian Congress (Inder-Kongreß von Natal). Obwohl er sich von ihnen sozial angezogen und intellektuell angeregt fühlte, hielt er sich politisch von ihnen abseits. Er verstand nicht so ganz, wie sie in die afrikanische Zukunft hineinpassen sollten. Zu TatuJoyis Füßen hatte er von den Schwächen der Häuptlinge gehört, die zur Versklavung seines Volkes geführt hatten. Die

Ausbildung in Fort Hare hatte ihn aus dem Stamm herausgehoben und ihm die Vorstellung von einer afrikanischen Nation vermittelt. Wie paßten nun Weiße, Inder und Mischlinge in diese Nation hinein? Der Gedanke beunruhigte ihn. Wie Lembede war er Afrikanist und ein Kritiker Dr. Xumas, der mit Liberalen, Indern und Kommunisten flirtete; seine persönlichen Freundschaften modifizierten diese Position jedoch. Nelson nahm die verschiedenen Welten in sich auf und lernte, in allen von ihnen zu leben; sie stellten seinen afrikanischen Ausschließlichkeitsanspruch in Frage und legten in ihm den internationalen Humanismus an, der ihn heute aufrechthält.

Sie bestiegen den Bus – Nelson und seine drei indischen Mitstudenten Ismail Meer, J. N. Singh und Achmed Bhoola. Der Bus war kaum losgefahren, als der Schaffner sich an einen von ihnen wandte und sagte: »He, einen Kaffern dürft ihr aber nicht mitnehmen.« Sie waren bestürzt und verwirrt und begriffen nicht ganz, wen der Schaffner meinte. »Der Kaffer da«, stellte der Schaffner klar, und zeigte auf Nelson. Ein hitziges Wortgefecht folgte, in dem die vier gelehrten jungen Männer den halbgebildeten Afrikaander* mittleren Alters mit seinem Rassismus konfrontierten. Woher, fragten sie ihn, habe er eigentlich das Wort Kaffer? Wisse er überhaupt, was es bedeute? Und Nelson, der ein Häuptling war und höher stand als alle anderen, wollte wissen, wie er überhaupt zu dem Eindruck käme, daß man ihn mitnehme?

* Im Englischen werden die Buren ›Afrikaner‹ genannt. Die schwarzen Freiheitskämpfer bezeichnen sich als ›Africans‹. Um Verwechslungen zu vermeiden, wird in diesem Buch für die weiße Bevölkerung Südafrikas das afrikaans-Wort *Afrikaander* und das entsprechende Eigenschaftswort *afrikaanse* benutzt. (Anm. d. Übers.)

Dem Schaffner fehlten die Worte, um es mit ihnen aufzunehmen. Seine Antwort bestand darin, daß er den Bus an der nächsten Haltestelle anhalten ließ und einen Polizisten herbeirief. Sie sprachen miteinander in Afrikaans, das die Studenten nicht verstanden, dann wandte sich der Polizist an Ismail Meer und sagte: »Ihr seid verhaftet wegen Mitnahme eines Kaffern und Störung des Schaffners bei der Erfüllung seiner Pflichten.« Die Studenten begannen zu protestieren. Doch der Polizist wollte davon nichts hören. »Du«, sagte er, zu Nelson gewandt, »Du kommst besser auch mit. Wir werden Dich brauchen.« Die vier jungen Männer wurden gewaltsam aus dem Bus geholt und zu Fuß zur Polizeiwache gebracht. Der Polizist nahm Nelson beiseite und riet ihm, eine Aussage gegen die Inder zu machen, die ihn illegal im Bus »befördert« und sich gegenüber dem Schaffner frech benommen hätten, doch davon wollte Nelson nichts wissen. Daraufhin meinten sie, ihn auch anklagen zu müssen, worauf er entgegnete, das dürften sie gerne tun.

Ismail wurde aufgefordert, am nächsten Tag vor Gericht zu erscheinen, und er tat das in Begleitung seiner Mitstudenten und seines Anwalts Bram Fischer. Der Friedensrichter war angenehm überrascht, Bram zu sehen. Er war gerade aus dem Oranjefreistaat zurückgekommen, wo er die Ehre gehabt hatte, Brams Vater, den Obersten Richter, zu treffen. »Er erfreut sich ausgezeichneter Gesundheit«, erzählte er Bram.

Den vier Studenten entging nichts: Bei einer solchen Leutseligkeit zwischen Anwalt und Friedensrichter vor Beginn der Verhandlung mußte einfach alles glattgehen. Der Schaffner gab im Zeugenstand eine recht klägliche Figur ab, und dem Friedensrichter war es nur recht, das Urteil zugunsten des Sohnes des Obersten Richters sprechen zu können.

Dieser Sohn des Obersten Richters war ein brillanter Mann von seltener Integrität und großer Bescheidenheit. Er war

Mitglied der Kommunistischen Partei. Mit der Zeit bewunderte und liebte Nelson ihn, aber seine Ansicht, im südafrikanischen Konflikt handele es sich im wesentlichen um eine Klassen- und keine Rassenfrage, konnte er nicht akzeptieren.

Er diskutierte diese und andere Dinge bis tief in die Nacht mit seinen engsten Weggefährten, Männer, mit denen er die Stammesherkunft, gemeinsame Witze und gemeinsame Ängste teilte. Je mehr sie diskutierten, desto mehr waren sie überzeugt, daß der African National Congress (Afrikanischer Nationalkongreß) ANC mit seiner aktuellen Struktur und seinem Programm nicht in der Lage sei, den weißen Herrschern entgegenzutreten und sie zu besiegen. Er neige dazu, selbst bei der Mobilisierung des afrikanischen Volkes eine untergeordnete Rolle zu spielen, und alles laufe darauf hinaus, daß die Kommunistische Partei mit ihrer fremden Ideologie und weißen Führung ihm unter den afrikanischen Arbeitern zuvorkomme. Die Kommunistische Partei organisierte Gewerkschaften, unterstützte Streikaktionen und führte Alphabetisierungsunterricht durch. Der ANC, der an vorderster Front hätte sein sollen, stand abseits und beteiligte sich lediglich an den Initiativen anderer. Er überließ die afrikanischen Arbeiter, und das hieß: das afrikanische Volk, den Kommunisten. Nelson und seine Mitstreiter machten insbesondere Dr. Xuma, den Ersten Vorsitzenden des ANC, für diesen Stand der Dinge verantwortlich. Sie waren der Ansicht, ihm fehle ein tiefes ethnisches Mitgefühl, und er habe kein Gespür für die Massen. Kommunisten und Inder seien es, die Massenaktionen organisierten, und der ANC liefere hinterher. Dabei würden afrikanische Interessen anderen Interessen untergeordnet, und man liefere das afrikanische Volk der Unterstützung von im wesentlichen nicht-afrikanischen Programmen aus.

Ihrer Ausrichtung nach Afrikanisten, argumentierten sie, Südafrika sei afrikanisches Land und deshalb solle auch die Führung afrikanisch sein. Besonders beunruhigt waren sie über Mitglieder der KP, die den ANC infiltrierten. Wenn die Afrikaner überhaupt etwas besäßen, dann war das, meinten sie, ihre Brüderlichkeit und nationale Identität, und diese Identität müsse gegen nicht-afrikanische Einmischung geschützt werden.

Sie griffen den ANC auch wegen seiner Unterstützung und Teilnahme am Native Representative Council (Eingeborenenrepräsentantenrat) und den Advisory Boards (beratenden Ausschüssen) an und forderten deren Boykott, weil diese Versammlungen ohne Vollmachten so einflußreich seien wie ein Spielzeugtelefon.

Sie sprachen mit dem Ersten Vorsitzenden darüber und beschlossen dann, der einzige Weg, um innerhalb des ANC Einfluß auszuüben und ihn in eine militante afrikanische Organisation umzuwandeln, sei die Gründung eines eigenen Flügels, des African Youth Congress (Afrikanischer Jugend Kongreß). So trafen sie sich 1944 im Bantu-Bürgerzentrum, gründeten die Youth League (Jugendliga) und wählten Lembede zu ihrem Ersten Vorsitzenden. Nelson wurde ins Exekutivkomitee berufen, in dem auch David Bopape, A. P. Mda, Walter Sisulu und Oliver Tambo saßen.

In der politischen Erklärung der Jugendliga kam Lembedes Philosophie voll zum Ausdruck: »Der weiße Mann betrachtet das Universum als gigantische Maschine, die durch Zeit und Raum ihrer endgültigen Zerstörung entgegenrast. Individuen sind in ihr nur winzige Organismen mit einem privaten Leben, das zu einem privaten Tod führt: persönliche Macht, Erfolg und Ruhm sind der absolute Wertmaßstab, die Dinge, für die es zu leben lohnt. Diese Einstellung zum Leben unterteilt das Universum in eine Unmenge individueller kleiner Wesen, die

sich miteinander in ständigem Widerstreit befinden müssen und dadurch das Nahen der Stunde ihrer schließlichen Zerstörung beschleunigen.

Der Afrikaner hingegen betrachtet das Universum als ein zusammenhängendes Ganzes. Für ihn ist es ein organisches Wesen, das fortschreitend zu größerer Harmonie und Einheit drängt und dessen einzelne Teile bloß als ineinandergreifende Aspekte eines einzigen Ganzen existieren, die zur vollsten Entfaltung nur in dem gemeinsamen Leben gelangen, dessen gemeinschaftliche Zufriedenheit der höchste Wertmaßstab ist.«

Nicht der Konflikt galt ihnen als Grundbewegung gesellschaftlicher Veränderung, sondern das menschliche Streben nach Harmonie. Es war eine Analyse, die in Nelsons Ohren wahr klang, weil sie seine ländlichen Wurzeln widerspiegelte. Seine politische Orientierung und seine Strategien hat Nelson vor allem hier, in der Jugendliga, entwickelt. Lembede und Mda waren ernst, fast humorlos und schüchternen einen intellektuell ein. Nelson lernte von ihnen, stimmte aber nicht immer mit ihnen überein. Er schätzte ihren afrikanischen Ausschließlichkeitsanspruch und identifizierte sich intellektuell damit. Aber gleichzeitig war er berührt von der Welt der Cachalias und der Harmels, vom passiven Widerstand der indischen Minderheit und der radikalen Opposition einiger Afrikaander, deren Standpunkt er nicht als dem seinen völlig fremd ansehen konnte. Innerhalb der Jugendliga fühlte er sich Oliver Tambo und Walter Sisulu am nächsten.

In Walters Haus entspannten sie sich und lachten und scherzten und zogen sich gegenseitig auf wegen der Frauen, die sie liebten, und der Frauen, denen sie den Hof machten.

Walter war im Begriff zu heiraten. Nelson wiederum fühlte sich zu dessen zurückhaltender junger Kusine Eveline aus Engcobo hingezogen.

Eveline

Eveline stammte aus Engcobo, nicht allzu weit entfernt von Nelsons Heimatgend. Sie kam etwa zur gleichen Zeit wie Nelson nach Johannesburg, um ihre Schulausbildung abzuschließen. Ihr Vater, ein Minenarbeiter, war gestorben, als sie noch ein Säugling war, und ließ die Mutter mit sechs Kindern zurück, die sie nun allein aufziehen mußte.

Drei von ihnen starben, vielleicht dank eines gnädigen Schicksals, und sie blieb zurück in unauslöschlicher Trauer, aber mit einer leichteren Last. Selbst fast Analphabetin, kämpfte sie darum, ihre übrigen Kinder durch die Schule zu bringen. Alle drei machten sich gut, besonders Eveline, aber das erlebte ihre Mutter nicht mehr. Sie starb, als Eveline zwölf war. Als ob sie dieses Ereignis vorausahnte, hatte sie Eveline nur wenige Monate vor ihrem Tod ihrem Bruder anvertraut. Er sorgte für sie, als wäre sie seine eigene Tochter, und schickte sie, als sie die schulische Ausbildung in der Transkei abgeschlossen hatte, zu ihrem älteren Bruder nach Johannesburg, damit sie zur Oberschule gehen und schließlich einen Beruf ergreifen konnte. Ihre Mutter hatte immer gewollt, daß sie Krankenschwester wurde, und Eveline war entschlossen, den Wunsch ihrer Mutter zu erfüllen.

Eveline zog also bei den Sisulus ein, denn eben dort wohnte ihr Bruder im Jahre 1939. Walters Mutter, MaSisulu, war die Schwester der verstorbenen ersten Frau ihres Vaters. Dieses Verwandtschaftsverhältnis und die Tatsache, daß sie aus derselben Gegend in Engcobo kamen, gaben Eveline und ihrem Bruder ein Anrecht auf das Heim der Sisulus.

Als Evelines Bruder kurz nach ihrer Ankunft heiratete und ein Haus in Orlando East zugewiesen bekam, zog sie zu ihm, besuchte die Sisulus aber weiterhin regelmäßig und traf bei dieser Gelegenheit Nelson. Darüber erzählt sie: »Ich glaube, ich liebte ihn schon, als ich ihm zum ersten Mal begegnete. Die Sisulus hatten viele Freunde. Sie waren so herzliche, großzügige Leute, und Walter hatte eine Menge Freunde, die zu ihnen nach Hause kamen, aber Nelson hatte irgendwie etwas ganz Besonderes an sich. Wenige Tage, nachdem wir uns das erste Mal getroffen hatten, gingen wir fest miteinander, und nach ein paar Monaten hielt er um mich an. Nelson sprach mit meinem Bruder, und der war überglücklich, und die Sisulus waren es ebenfalls. Alle, die uns kannten, sagten, wir seien ein sehr schönes Paar. Ich strahlte vor Glück an unserem Hochzeitstag, und Nelson auch. Das war 1944.

Wir hatten Schwierigkeiten, viele Schwierigkeiten, und die größte war das Wohnungsproblem. In vernünftiger Entfernung von meiner und Nelsons Arbeitsstelle gab es nicht ein einziges Haus oder Zimmer zu mieten. Meine Schwester und ihr Mann, die Ngudlwas, boten uns Unterkunft an. Mein Schwager arbeitete als Buchhalter bei den City Deep Mines, und meine Schwester Kate blieb zu Hause und kümmerte sich um die beiden Kinder. Sie hatten drei Zimmer, und eins davon gaben sie uns. Nur etwas für Unterkunft und Verpflegung abzugeben, kam nicht in Frage. Sie waren Familie. Wir teilten, was wir teilen konnten, aber da Nelson nur eine Teilzeitbeschäftigung hatte, weil er studierte, und ich nur 18 Pfund im Monat verdiente, gab es nicht allzu viel zu teilen. Und doch waren wir zusammen glücklich.

Ein Jahr später erwartete ich unser erstes Kind. Wir waren sehr aufgeregt, und alle konnten sehen, wie Nelson sich freute, als Tembi geboren wurde. Er hatte dafür gesorgt, daß ich das Kind in Bertrams Privatklinik zur Welt bringen konnte, und

dort erschien er dann, bepackt mit Nachthemden für mich und Babysachen für unseren Sohn. Als ich wieder nach Hause kam, stand da dieses schöne Kinderbett, das er gekauft hatte.

Zwei Jahre später, 1946, teilte man uns ein Häuschen mit zwei Zimmern zu, die Nr. 8115 in Orlando West. Die Miete betrug siebzehn Shilling und sechs Pence im Monat. Das Haus war beileibe nicht bloß für uns. Es bedeutete, daß wir nun unsere Familie zu uns nehmen konnten, so wie wir bei meiner Schwester gelebt hatten. Nelsons Schwester Leaby kam als erste zu uns, und sie war auch das erste Mitglied seiner Familie, das ich traf. Als sie bei uns einzog, hatte ich meine Schwiegermutter noch nicht kennengelernt.

Nelson hatte viel zu tun und keine Zeit, um mit mir nach Qunu zu fahren. Er pflegte seiner Mutter zu schreiben und ihr Geldanweisungen zu schicken. Nelson meldete Leaby auf der Oberschule in Orlando an und übernahm die Verantwortung für ihre Erziehung, wie man es von ihm erwartete.

1948 kam unser zweites Kind, ein Mädchen. Wir nannten es Mafcaziwe. Obwohl Nelson viel zu tun hatte, insbesondere wegen seiner politischen Arbeit, die mehr und mehr Zeit in Anspruch nahm, half er bei den Kindern und tat es gern. Makaziwe war bei der Geburt sehr schwach und brauchte viel Pflege. Nelson ging sehr zärtlich mit ihr um. Nach neun Monaten wurde sie sehr krank und starb nach wenigen Tagen. Wir waren untröstlich.

1949 schrieb uns Nelsons älteste Schwester, der Mutter gehe es nicht gut. Nelson sorgte dafür, daß sie nach Johannesburg kam und zu Fachärzten ging. Sie blieb danach bei uns und erfüllte unser Haus mit einer sanften Autorität und der Würde der älteren Generation, die ihm gefehlt hatte. Bei ihrer Ankunft war sie schwach und verwirrt, kam aber schnell zu Kräften. Ich habe das Gefühl, ihre Krankheit war darauf zurückzuführen, daß sie ihren Sohn vermißt hatte. Wir kamen sehr gut

miteinander aus, und Makhulu war bei der Hausarbeit und den Kindern eine große Hilfe.

Makhulus Anwesenheit gab mir die Möglichkeit, aktiver in der Gewerkschaft der Krankenschwestern mitzumachen. Adelaide, die später Oliver Tambo heiratete, hatte mich zur Gewerkschaft gebracht. Sie war temperamentvoll und sehr überzeugend. Adelaide und Gladys Kala setzten sich für die Rechte der Krankenschwestern ein, besonders was die diskriminierenden Löhne der schwarzen Schwestern anging. Ich dachte genauso und warf mein Gewicht mit in die Waagschale. Wir hielten Versammlungen im General Hospital und in Darragh Hall ab. Nelson freute sich über mein Engagement und unterstützte mich sehr.

Wir wurden eine glückliche große Familie. Nelson war ein äußerst systematischer Mensch und führte ein sehr geregeltes Leben. Er stand bei Tagesanbruch auf, joggte ein paar Meilen, frühstückte ein wenig und war dann weg für den Tag. Er machte gerne die Familieneinkäufe, und ich war darüber mehr als froh. Am Abend badete er gern die Babys, und ab und an übernahm er auch das Kochen für uns Frauen.

Wir hatten viele Gäste, vor allem aus der Transkei, die oft für lange Zeit bei uns untergebracht wurden. Wir gaben ihnen das Gefühl, das Haus sei ihr eigenes und sie hätten ein Recht darauf. Wenn wir zu viele waren, bereiteten wir die Betten auf dem Fußboden. Wir hatten niemals das Gefühl, es sei zu eng. Irgendwie war immer Platz da. Kaiser Matanzima war einer unserer ständigen Besucher. Er kam für gewöhnlich mit mehreren anderen. Nelson liebte und bewunderte ihn.«

Nelson studierte damals Jura an der Universität in Witwatersrand, und Eveline verdiente im wesentlichen den Lebensunterhalt für die Familie. Für Nelson verbanden sich Politik und Studium und beeinflussten sich gegenseitig, und er

widmete sich beidem, wobei die Politik aber gegenüber seinem akademischen Streben die Oberhand behielt.

Als die fünfziger Jahre herannahten, wurde Nelson immer stärker in die Politik hineingezogen und war oft mehrere Tage hintereinander weg, um in den Townships im Transvaal, wo man ihn immer spontan und freundlich empfing, neue Mitglieder zu gewinnen.

Hatte man die Gastfreundschaft angenommen und seinen Schlafplatz zugewiesen gekriegt, dann stellte einem der Gastgeber für gewöhnlich die einflußreichen Einheimischen vor, und so konnte man die Basis für eine neue Ortsgruppe der Jugendliga schaffen.

In Nelsons privatem wie öffentlichem Leben liefen die Dinge nun zusammen. Die Familie wuchs, sie kümmerten sich um Leaby, und die Ankunft seiner Mutter gab ihnen allen ein Gefühl von Beständigkeit und Sicherheit. Auch sein Studium näherte sich dem Abschluß.

Für die Mandelas sollte das neue Jahrzehnt mit der Geburt ihres zweiten Sohnes Makgatho beginnen, für den ANC hingegen mit einem neuen Programm militanten Protests.

Die Mißachtungskampagne

Als ihr brillanter Vorsitzender Anton Lembede 1947 viel zu früh starb, legten sich auf die Jugendliga einen Augenblick lang düstere Schatten. Ohne den lenkenden Einfluß seines beeindruckenden Verstandes schien die Jugendorganisation, die ein so wesentlicher Teil ihres Lebens geworden war, einfach nicht vorstellbar. A. P. Mda folgte Lembede als Vorsitzender, und Nelson wurde zum Generalsekretär gewählt, so daß die Politik noch mehr von seiner Zeit in Anspruch nahm. Bis 1948 hatte sich Nelson auf den größeren Versammlungen nur wenig profiliert, da er dort nur selten sprach und sich auch wenig an den harten Debatten auf den Konferenzen beteiligte. Die Protokolle der ANC-Konferenz von 1949 verzeichnen von ihm keinen einzigen Beitrag, und in den Protokollen der Vereinigungsgespräche zwischen dem ANC und der All-African Convention (Allafrikanischer Bund) von 1948 taucht er ebensowenig als Redeteilnehmer auf. Seine Wahl zum Generalsekretär der ANC-Jugendliga scheint also der erste Schritt gewesen zu sein, mit dem er öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog.

1948 stellte der Vorsitzende der Jugendorganisation, A. P. Mda, den Ortsgruppenführern den Sekretär »Mr. N. D. R. Mandela, Bakkalaureus und Student der Rechte«, in einem Schreiben vor und forderte sie auf, mit ihm Verbindung zu halten. Ebenfalls in jenem Jahr startete die Jugendliga eine energische Kampagne, um sich landesweit zu etablieren. Ein großer Teil der Verantwortung für diese Mammutaufgabe fiel dem Sekretär zu. Nelson kam in Kontakt mit Ortsgruppen und Ortsgruppenfunktionären, mit ANC-Führern in anderen

Provinzen und mit Funktionären von Organisationen, wie der Kommunistischen Partei und dem Non-European Unity Movement (Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer), mit denen sich die Liga zur Zusammenarbeit entschlossen hatte. Alle waren sie von Mandela allgemein beeindruckt. Einer von ihnen war J. B. Tabata, der »Guru« der Vereinigungsbewegung und an führender Position im Allafrikanischen Bund. Nach den üblichen Begrüßungsformeln fragte Tabata, ob Mandela ihm irgendeinen Grund für seinen Beitritt zum ANC nennen könne, wenn man einmal davon absehe, daß auch sein Vater dort Mitglied gewesen sei. Davon wußte Nelson nichts, und er fragte sich, woher Tabata diese Information hatte. Auf den Besuch des jungen Mannes ließ Tabata einen langen Brief aus Kapstadt folgen.

Im folgenden Dezember hielten ANC und Allafrikanischer Bund eine Vereinigungskonferenz ab. Es war insofern ein historischer Augenblick, als dazu 165 Delegierte zusammenkamen, davon 115 vom ANC, aber das ist auch schon das Ende der Geschichte.

Da die Einheitsgespräche mit dem Bund fehlschlugen, näherte sich der ANC mehr dem Inder-Kongreß an. Auslöser für diese Annäherung waren die fürchterlichen Krawalle in Durban im Januar 1949, wo Afrikaner, angestachelt von den Weißen, Inder angegriffen hatten. Heer und Marine griffen ein, und innerhalb einer Woche hatten 130 Menschen den Tod gefunden. Der Vorsitzende des Natal-ANC, A. W. G. Champion, und der Vorsitzende des dortigen Inder-Kongresses, Dr. G. M. Naicker, veröffentlichten eine gemeinsame Erklärung, in der sie die beiden Völker zur

Mäßigung aufriefen. Die Exekutiven der beiden Kongresse bildeten einen gemeinsamen Rat, um die afro-indischen Beziehungen zu verbessern.

Nelson und seine Mitstreiter waren solchen Maßnahmen gegenüber skeptisch, weil sie sie als leere Gesten, als ein bloßes Übertünchen der durch den Rassismus entstandenen Risse ansahen. Die Jugendliga blieb von diesen Annäherungsversuchen ebenso unbeeindruckt, wie sie es schon 1947 vom Xuma-Dadoo-Naicker-Pakt gewesen war, in dem man sich über eine afro-indische Zusammenarbeit in bestimmten Bereichen verständigt hatte. Einheit, so das Argument der Jugendorganisation, könne nur auf Initiative des ANC Zustandekommen.

Hauptstreitpunkt zwischen dem ANC und der Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer war zu jener Zeit dessen Teilnahme an den rassistisch aufgebauten Pseudoverwaltungsgremien, wie etwa dem Bunga, dem Eingeborenenrepräsentantenrat und, auf Ortsebene, den beratenden Ausschüssen. Nelson hatte gegen eine solche Beteiligung instinktiv eine Abneigung, die von der Jugendliga im allgemeinen geteilt wurde, doch er erkannte auch, daß solange dagegen wenig auszurichten war, wie sie nicht die Kontrolle über den ANC übernommen und ihn radikalisiert hätten. Als sie dann endlich die Kontrolle übernahmen, waren sie jedoch immer noch nicht in der Lage, die älteren Mitglieder dazu zu bewegen, sich aus diesen Institutionen zurückzuziehen. Schlimmer noch, sogar einige Mitglieder der Jugendorganisation begannen zu argumentieren, es sei besser, wenn die örtlichen Ausschüsse unter Kontrolle des ANC und nicht unter der von Reaktionären ständen. Nelson dagegen sah in allem nur eine einzige Kontrolle: diejenige der Regierung. Deshalb kritisierte er auch die weißen Liberalen und später auch seine radikalen Verbündeten, die für »Eingeborenen«-

Sitze im Parlament eintraten, wenn er auch die Wahlen als solche nicht offen verurteilte, da der ANC diese weiterhin unterstützte.

Die Tatsache, daß die Vereinigungsbewegung, in der viele Mischlinge Mitglied waren, am Kap jegliche Zusammenarbeit mit der Regierung ablehnte und die Inder das kommunale Wahlrecht nicht nur zurückgewiesen, sondern auch passiven Widerstand dagegen geleistet hatten, während der ANC weiterhin den Eingeborenenrepräsentantenrat und die beratenden Ausschüsse unterstützte, brachte die führenden Mitglieder der Jugendliga in arge Verlegenheit. Mandela, Tambo, Mda, Sisulu, Njongwe und Bopape saßen nächtelang zusammen und erörterten Mittel und Wege, um den ANC aus dieser Klemme zu befreien. Gerade als ihnen dies zu gelingen schien, brach mit dem Wahlsieg der burischen Nationalpartei 1948 in Südafrika die Zeit der Nationalisten an, die mit einem Schlag den Eingeborenenrepräsentantenrat und den Bunga beseitigten und sie damit jeder weiteren Diskussion dieses Punktes enthoben.

Ob nun Smuts oder Malan, United Party (Vereinigte Partei) oder Nationalisten, beide waren weiß, rassistisch, repressiv und tyrannisch. Die Nationalisten sollten jedoch, was Nelson nicht vorausahnte, auf dem Gesetzgebungswege sehr bald zu ihrer eigenen ›Sicherheit‹ derart Vergeltung üben, daß jeder organisierte Widerstand innerhalb von wenigen Jahren praktisch zum Erliegen kommen und das bloße Tragen von ANC-Farben eine strafbare Handlung werden sollte, auf die fünf Jahre Gefängnis stand. Außerdem würden sie in Zukunft von der Todesstrafe derart ungezügelt Gebrauch machen, daß Südafrika zum führenden Land in der Welt avancierte, was das Hängen anbetraf.

Mit der Machtübernahme der Nationalisten radikalisierte sich der ANC zusehends, und die Jugendliga konnte nur wenige

Monate später die Kontrolle über ihn übernehmen. Diliza Mji erinnert sich an die historische ANC-Konferenz in Bloemfontein, auf der sich dieser Wechsel vollzog:

»Wir versammelten uns in der Botshabelo-Siedlung, wo wir bei Mietern am Ort untergebracht wurden. Es gab damals keine Hotels für Schwarze, und selbst wenn es sie gegeben hätte, hätten wir nicht das Geld gehabt, um sie zu bezahlen. Beide, der ANC und die Jugendliga, führten im örtlichen Gemeindesaal zur gleichen Zeit Konferenzen durch, und auch der Allafrikanische Bund hielt nicht weit von uns entfernt eine Konferenz ab.

Wir hatten uns gut vorbereitet. Der Vorsitzende hielt seine Rede. Der Beifall, der darauf folgte, klang hohl und beschränkte sich auf die älteren Mitglieder, die in der Minderheit waren. Ich brachte den Mißtrauensantrag ein. Eddie Manyosi unterstützte mich. Durch den Saal ging ein Schock. Noch niemals zuvor in der Geschichte des ANC war der Vorsitzende kritisiert worden. Rückblickend fühle ich, daß ich zu ungestüm gewesen bin, aber das war wohl das vorherrschende Gefühl der Jugend. Mitglieder der alten Garde versuchten Dr. Xuma zu verteidigen, wurden aber von uns überstimmt.

Nachdem wir den ANC von seinem Vorsitzenden befreit hatten, sahen wir uns dem Dilemma gegenüber, einen passenden Ersatz für ihn zu finden. Einen von uns konnten wir nicht nehmen, dem hätte das Prestige gefehlt. Da der Vorsitzende des Allafrikanischen Bundes in jenem Jahr zufällig auch seinen Posten verloren hatte, gingen wir zu Dr. Moroka und boten ihm den Vorsitz im ANC an. Er akzeptierte. Moroka war kaum geeignet, aber in jenem Augenblick war er ›unser‹ Vorsitzender. Mit Walter Sisulu wählten wir einen erstklassigen Sekretär. A. P. Mda war in jenen Tagen der Hitzkopf unter den jungen Führern, ein Afrikanist, der niemals

seinen Standpunkt änderte. Wir waren alle Afrikanisten, aber in verschiedenem Ausmaß. Mein Standpunkt wurde als verwässert angesehen. Nelson stand rechts von mir und Mda näher. Tambo, dem konnte ich nie ein Härchen krümmen. Er war der perfekte Diplomat. Er und Nelson hatten beide so eine Art, ihre Gefühle zu verbergen. Meine strömten immer aus mir heraus, so daß sie für alle sichtbar waren. Walter war von uns allen am offensten, wenn es darum ging, mit anderen Rassen und ideologischen Gruppen zusammenzuarbeiten.«

Die Konferenz nahm das Aktionsprogramm der Jugendliga an und beauftragte die neue Exekutive damit, am 26. Juni aus Protest gegen die nationalistische Regierung zu einer landesweiten Arbeitsniederlegung aufzurufen. Doch auf einer Versammlung, bei der zum Befremden der Liga-Mitglieder ihr eigener ANC-Vorsitzender Dr. Moroka den Vorsitz führte, riefen der Inder-Kongreß und die Kommunistische Partei dazu auf, am 1. Mai landesweit der Arbeit fernzubleiben. Die Mitglieder der ANC-Jugend waren entrüstet. Die Inder und die Kommunisten kamen ihrer Strategie zuvor, ja schlimmer noch, sie legten die afrikanischen Massen herein und machten sie glauben, indem sie Dr. Moroka auf ihrem Podium auftreten ließen, es handele sich um einen Aufruf des ANC. Wütendes Gemurmel war zu vernehmen, daß der ANC-Vorsitzende ein solches Ausnutzen seiner Person zuließ.

Die Jugendliga stellte sich dem Mai-Aufruf entgegen, aber trotz ihrer Opposition war die Arbeitsverweigerung am 1. Mai ein riesiger Erfolg, auch wenn der Tag tragisch endete, als die Polizei, angeblich um von der Arbeit zurückkehrende Arbeiter zu schützen, das Feuer eröffnete. Neunzehn Menschen wurden getötet, dreißig verletzt.

Indirekt ebnete jedoch die Maidemonstration der afro-indischen politischen Einheit den Weg. Der Transvaal Indian Congress (Inder-Kongreß von Transvaal) übernahm die

Initiative und trat an die Jugendliga heran, um Differenzen auszuräumen. Diese nahm die Einladung an, auch weil die Tatsache, daß eine Reihe von Mitgliedern beider Organisationen bereits herzliche Kontakte miteinander pflegten, sie zusätzlich dazu ermutigte.

Die Diskussion zog sich über mehrere Tage in Walter Sisulus Büro in der Johannesburger Innenstadt hin. Die Jugendliga-Mitgliederbestanden darauf, daß jedes Wort handschriftlich festgehalten wurde. Gedanken mußten Satz für Satz interpretiert werden, damit man sie buchstabengetreu niederschreiben konnte. »Möglicherweise war es Walter, der das Eis brach«, erinnert sich Ismail Meer. »Er sagte: ›Wir haben genug geredet. Diese Leute meinen es ernst. Es gibt keinen Grund, ihnen nicht zu glauben. Laßt uns beschließen zusammenzuarbeiten.«

Für den ANC waren damit die Voraussetzungen gegeben, um in sein bedeutendstes Jahrzehnt als legale Organisation im Lande einzutreten. Am Anfang stand der ANC-Aufruf zu einem Nationalen Protesttag, dessen Resonanz im Volk ein Test für die Unterstützung von weiteren, gewagteren Aktionen sein sollte. Als der Inder-Kongreß und die Kommunistische Partei sich dem Aufruf anschlossen, richtete man einen Koordinationsrat unter der gemeinsamen Leitung von Inder-Kongreß und ANC, jeweils vertreten durch Yusuf Cachalia und Walter Sisulu, ein. Nelson wurde in der gemeinsamen Führung als nationaler Organisator eingesetzt.

Diliza Mji schickte man los, um die Vorbereitungen für den Protesttag in Natal voranzutreiben. Er ließ sich von seinem Medizinstudium beurlauben und zog zu Dr. Naicker nach Durban, um von den Büros des Inder-Kongresses von Natal aus zu operieren. In diesem Teil Südafrikas trug der Inder-Kongreß ganz klar den Sieg davon, wobei sich besonders J. N. Singh, Debby Singh, M. P. Naicker und Ismail Meer

auszeichneten. Auf den Natal-ANC, der von A. W. G. Champion dominiert wurde, konnte man nicht zählen. Natal geht immer seinen eigenen Weg, ist immer ›Yase Natal‹ (das eigenständige Natal). Hier gründete man 1950 seine eigene Absplitterung vom Verband der Angestellengewerkschaften, der Natal-ANC blieb weiterhin konservativ, und heute haben wir dann auch noch die Inkatha-Bewegung von Häuptling Buthelezi, der mit der Nationalisten-Regierung gemeinsame Sache macht.

Die Mannschaft für die Organisierung des Nationalen Protesttages war voller Energie und von einer bemerkenswerten Hingabe an die Sache, etwas Ähnliches hatte man vorher noch nicht gesehen. Man spürte darin eine zielgerichtete Ernsthaftigkeit, den Glauben daran, daß sie auf einem Kurs waren, durch den die Leute ihre Rechte erlangen würden. Sie hatten die Absicht, die Nationalisten dazu zu zwingen, daß sie die Macht mit ihnen teilten.

Nelson mußte fast überall zugleich sein und holte dafür aus seinem alten Oldsmobile alles heraus, was er hergab. Er koordinierte die Bezirke und kurbelte die Unterstützung im ganzen Land an, um den Erfolg sicherzustellen. Aber trotz der Hetze in seinem Terminplan, der ihm kaum Raum für seine eigene Person und seine Familie ließ, blieb er sich immer Evelines Schwangerschaft bewußt und war, als die Zeit gekommen war, an ihrer Seite, um seinen zweiten Sohn Makgatho auf dieser Welt zu begrüßen.

In Durban und Port Elizabeth war die Resonanz auf den Aufruf zum 26. Juni überwältigend, im Rand dagegen relativ dürftig. In Durban wurden mehr als tausend indische Arbeiter entlassen, und die weißen Bosse drohten offen damit, sie durch afrikanische Arbeiter zu ersetzen, doch ein rechtzeitiges Eingreifen von Seiten des Inder-Kongresses von Natal wendete eine Krise ab. Die Arbeiter erkannten, daß dies die typische

Teile-und-herrsche-Taktik der Behörden war, und die schnelle und effektive materielle Unterstützung, hauptsächlich organisiert durch die Großzügigkeit indischer Ladenbesitzer, stärkte schwachwerdenden Gemütern den Rücken. Gleichzeitig brachten die Vorgänge indischen Gewerkschaftern zum Bewußtsein, daß es solange keine Arbeitereinheit geben würde, wie Afrikaner von der gewerkschaftlichen Gemeinschaft ausgeschlossen blieben, und daß die Regierung und ihre Polizei, die beide für die Bosse standen, Arbeiter dazu benutzen würden, aus rassistischen Motiven hinterrücks aufeinander einzustechen.

Durch die sehr positive Resonanz der Inder während der ersten gemeinsamen Aktion schwächte sich der auf Isolation abzielende Afrikanismus der neuen ANC-Führung sichtbar ab und spornte sie an, die Defiance of Unjust Laws Campaign (Mißachtungskampagne gegen ungerechte Gesetze) entsprechend der Taktik des passiven Widerstands der Inder von 1946 zu planen. Nelson wurde zum leitenden Freiwilligen, Moulvi Cachalia, der Bruder von Yusuf Cachalia, zu seinem Stellvertreter gewählt. Dr. Moroka, Dr. Dadoo und Moses Kotane bildeten den Rest des fünfköpfigen Planungskomitees. Mit Dadoo und Kotane als KP-Mitgliedern ergab sich hier eine Einheit von Indern und Afrikanern nicht nur über ethnologische, sondern auch über ideologische Grenzen hinweg. Sie arbeiteten als ein Team zusammen, wobei weder ethnische Faktoren noch die Gegensätze zwischen Marxismus und Nationalismus die alltägliche Planung störten.

Man startete die Kampagne mit einem Brief an den Premierminister, in welchem die Aufhebung aller ungerechten Gesetze gefordert wurde. Wie erwartet, ignorierte der Premierminister den Brief, untersagte jedoch den Mitgliedern der Kommunistischen Partei die Mitgliedschaft in praktisch allen Organisationen und die Teilnahme an allen

Versammlungen. Im April fanden im ganzen Land massenhafte Protestkundgebungen statt. Im Mai trafen sich die führenden Mitglieder von ANC und South African Indian Congress (Südafrikanischer Inder-Kongreß) in Port Elizabeth und gaben auf einer Pressekonferenz bekannt, daß ihre Freiwilligen am 26. Juni mit ihrer Mißachtung ungerechter Gesetze beginnen würden.

Disziplinierte Trupps von Afrikanern und Indern schwärmten in Begleitung riesiger Unterstützergruppen aus, um vorsätzlich bestimmte Rassengesetze zu brechen.

In Boksburg setzten sich fünfzig Inder unter Führung von Nana Sita über das Gesetz hinweg, das von ihnen verlangte, sich für den Zutritt zu einem afrikanischen Township einen besonderen Passierschein zu beschaffen. In der Innenstadt von Johannesburg instruierten Nelson und Yusuf fünfzig afrikanische Widerständler, wie sie sich in der Haft verhalten sollten, und warteten, während Hunderte von Sympathisanten Solidaritätslieder sangen und tanzten, darauf, daß die Glocke 11 Uhr nachts schlug – Sperrstunde. Als der letzte Glockenschlag verhallte, gingen sie auf die Straße hinaus, wo man sie sofort verhaftete, in Polizeitransporter verfrachtete und ins Gefängnis fuhr. Nelson und Yusuf wurden später entlassen, da das Gesetz, gegen das sie verstoßen haben sollten, auf keinen von beiden anwendbar war – weder auf Yusuf, weil er Inder, noch auf Nelson, weil er ein gebildeter, christlicher Afrikaner war.

In Natal führten Häuptling Luthuli und Dr. Naicker die Widerständler an, während Dr. Njongwe diese Aufgabe im östlichen Kapland übernahm. Die Kampagne beschäftigte die Leute, und die ANC-Mitgliederzahlen stiegen, denn die Widerständler strömten in die Organisation. Das wiederum war für die Behörden ein Alarmzeichen, das sie im Juli veranlaßte, auf ihre eigene makabre Weise zurückzuschlagen. Nelson

wurde vor Tagesanbruch durch eine Polizeirazzia aus dem Bett geholt. Sein Haus war von Polizei umstellt. Man hatte das Netz weit ausgelegt, denn auch die Häuser von zwanzig anderen Transvaal-Aktivisten wurden durchsucht. Alle wurden verhaftet. Hier wandten die Nationalisten zum ersten Mal eine Methode an, die in den kommenden Jahren alltäglich werden sollte. Man stellte die Verhafteten vor Gericht und ließ sie gegen Kautionsfreiheit. In Zukunft sollte es dann kein Verfahren und keine Kautionsmehr geben, aber 1952 war die Regierung noch dabei, das Handwerk der Tyrannei zu lernen. Nelson und seine Mitstreiter jedenfalls wurden im Sinne der Anklage für schuldig befunden, die Strafe aber zur Bewährung ausgesetzt.

Die Verhaftungen brachten die Schwäche Dr. Morokas an den Tag. Er distanzierte sich von seinen Mitangeklagten und nahm sich seine eigenen unabhängigen Anwälte. Das schädigte seinen Ruf so, daß er bei der nächsten Wahl zum ANC-Vorsitz durch Albert Luthuli ersetzt wurde.

Albert Luthuli verhalf dem ANC zu enormem Ansehen. Als ehemaliger Lehrer (er hatte siebzehn Jahre lang unterrichtet), methodistischer Laienprediger und Häuptling des Abäse Makalwenistammes in Groutville, war er ein wunderbarer Redner, machtvoller Sänger und außerordentlich klug und belesen. Er zog die Bewunderung sowohl von Radikalen wie von Liberalen auf sich, und Afrikanisten wie Demokraten innerhalb des ANC erhoben auf ihn als ihren Mann Anspruch.

Nelsons Achtung für Luthuli wuchs noch mehr, als dieser, nach Pretoria zitiert und aufgefordert, zwischen dem ANC und seiner Häuptlingswürde zu wählen, sich weigerte, eins von beiden aufzugeben, und es so der Regierung überließ zu tun, was sie für ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit hielt. Wie

erwartet, entzogen sie ihm die Häuptlingswürde, worauf er konterte:

»Ich bin auf diesen Posten 1935 vom Volk des Groutville Missionsreservats demokratisch gewählt worden, (...) ich bin entlassen worden (...) wie ich annehme, vom Generalgouverneur als dem obersten Häuptling des ›eingeborenen‹ Volkes der Südafrikanischen Union. Wer würde, was die Erlangung von Bürgerrechten und von Möglichkeiten für die ungehinderte Entwicklung des afrikanischen Volkes betrifft, bestreiten wollen, daß ich dreißig Jahre meines Lebens damit zugebracht habe, geduldig, maßvoll und bescheiden, aber vergeblich an eine verschlossene und verriegelte Tür zu klopfen?«

Als Erster Vorsitzender bzw. Generalsekretär des ANC bildeten Luthuli und Mandela das beeindruckendste Führungsduo, das der ANC je gekannt hatte. Ihre Redekunst verschlug einem den Atem.

1951 wurde Nelson zum Vorsitzenden der Jugendliga gewählt, und 1952 ersetzte er den unter Bann gestellten J. B. Marks als Vorsitzender des Transvaal-ANC. Nelsons Macht und Ansehen breiteten sich überallhin aus, aber er blieb bescheiden, zugänglich und freundlich, obgleich er wie ein Landsknecht fluchen konnte, wenn die Situation es verlangte.

Im Wirrwarr der organisatorischen Tätigkeiten, die an seinen Kräften zehrten, seinem Geist hingegen Auftrieb gaben, blieb ihm kaum einmal Zeit für Muße oder zum Nachdenken. Als leitender Freiwilliger war er mit der Mammutaufgabe betraut, durch das ganze Land zu reisen, Bezirke zu koordinieren, neue Leute zu rekrutieren und Gelder aufzutreiben. Er investierte seine Zeit freiwillig und unentgeltlich, gab seine Rechtsanwalts-Praxis auf und vernachlässigte seine Familie und erwartete dafür keinerlei Gegenleistung, von der Befreiung seines Volkes einmal abgesehen. Die Mitgliederzahl des ANC

wuchs von wenigen tausend auf geschätzte 100000. Für die laufenden Ausgaben war der ANC auf Mitgliedsbeiträge angewiesen, und diese waren mit zwei Shilling und sechs Pence wirklich äußerst bescheiden. Trotzdem weist manches daraufhin, daß sie nicht immer eingesammelt wurden, was logischerweise zur Folge hatte, daß sich in den Kassen immer sehr wenig Geld befand. Säle, Stühle und Lautsprecheranlagen konnte man zum Glück von Sympathisanten als ›Spenden‹ erhalten, und Druckereien waren bereit, langfristige Kredite zu gewähren. Die Reisekosten waren immens, wurden aber von den Aktivisten selbst getragen. Jene, die einen Wagen hatten, teilten ihn mit denen, die keinen besaßen. Selten, wenn überhaupt, reisten Organisatoren mit dem Flugzeug – Bus und Bahn waren die gebräuchlichsten öffentlichen Verkehrsmittel, und das Telefon wurde, insbesondere was Ferngespräche anging, nur spärlich benutzt. Geld benötigte man hauptsächlich für hauptberufliche Organisatoren.

Schätzungen ergaben, daß die Organisation bei 30000 zahlenden Mitgliedern und einem jährlichen Gesamtbeitragsaufkommen von 2000 Pfund wirksam funktionieren könnte, doch selbst auf jener Grundlage war an regelmäßige Einkünfte nur schwer heranzukommen. So hielt sich die Organisation durch alles Erdenkliche über Wasser, und in gewissem Sinne war es schon ein Wunder, daß sie sich überhaupt über Wasser hielt. Letztendlich überlebte sie durch den Enthusiasmus und das Engagement von Führern und Anhängern. Der bei weitem am besten organisierte Bezirk des ANC war das östliche Kapland.

Von 1912 bis 1913 hatte der ANC eine eigene Zeitung, *Abantu-Batho*, die schließlich einen stillen Tod starb. In den fünfziger Jahren stützte er sich auf die linke Presse, am stärksten auf den *Guardian* bzw. nach Ausspruch des Banns auf *New Age*. Nelson schrieb Beiträge für die radikalen

Monatszeitschriften *Liberation* und *Fighting Talk*. Von den weißen Medien wurde der ANC praktisch ignoriert.

Als der Erfolg der Mißachtungskampagne den Aufstieg des ANC sicherstellte, begannen die nagenden Sorgen in bezug auf eine nicht-afrikanische Einmischung zu schwinden. Der Kampf würde im wesentlichen afrikanisch bleiben, so Nelsons Erkenntnis, da die Afrikaner sowohl die am meisten Unterdrückten als auch an Zahl Stärksten waren. Nicht-Afrikaner aber hätten an ihm bedeutenden Anteil, und somit sei eine nicht-rassische Demokratie nur durch eine multi-rassische Befreiungsbewegung zu erreichen. Sein Widerstand gegen ›Fremde‹, das heißt Kommunisten, Weiße, Inder und Mischlinge, ließ nach und verschwand im Laufe der Zeit ganz. 1952 sollte Mandela, der Afrikanist, sich zusammen mit Sisulu und Tambo als vorbildlicher nicht-rassischer Demokrat erweisen, der sogar dem christlichen Demokraten Luthuli voraus war.

Ein Resümee der Verweigerungskampagne zog Nelson in seiner Ansprache als Vorsitzender an die Transvaal-Provinzkonferenz des ANC.

Walter Sisulu und Oliver Tambo schwenkten während dieser Konferenz auf eine integrierende Position ein und akzeptierten alle südafrikanischen Demokraten als gleichberechtigt im Befreiungskampf. Daraufhin organisierten sich die Afrikanisten unter Führung von Mda und bildeten fast eine interne Opposition. Mit einem Überwachungsausschuß beobachteten sie argwöhnisch alle nicht-afrikanischen Initiativen. Die Tatsache, daß die Führung der Mißachtungskampagne fast gleichberechtigt zwischen Indern und Afrikanern aufgeteilt war, die größte Gruppe der Widerständler aber aus den Reihen der Afrikaner kam, rief Spannungen hervor, die dadurch nur noch zunahmen, daß 71

Prozent dieser Widerständler aus dem östlichen Kapland kamen, wo es überhaupt keine Inder gab.

In der darauffolgenden Debatte befürchtete A. P. Mda, Inder und weiße Kommunisten wären dabei, afrikanische Nationalisten auf ihre Seite zu ziehen; Jordan Ngubane beschuldigte den Inder Dr. Dadoo, vom ANC Besitz ergreifen zu wollen; und Selope Thema klagte einerseits die Inder an, sie beuteten die Afrikaner aus, und andererseits die Marxisten, sie führten die Afrikaner auf den Irrweg des Internationalismus, bevor sich überhaupt ihr Nationalismus gefestigt habe. Die burischen Behörden mischten sich ihrerseits in den Streit ein, indem sie in Natal den Mediziner Bhangu unterstützten, der über seinen neugegründeten Bantu National Congress (Nationalkongreß der Bantus) einen rassistischen Angriff auf die Inder startete.

Vielleicht waren Nelson und seine Mitstreiter ihrer Zeit und auch ihrem Volk voraus. Sie hatten die Möglichkeit gehabt und die Fähigkeit entwickelt, mit dem Intellektualismus weißer Radikaler und Liberaler und der kulturellen Verschiedenartigkeit der Inder umzugehen – die große Masse der Afrikaner, verarmt und des Lesens und Schreibens unkundig, hatte es nicht. Die Führungsspitze, die den üblichen beruflichen Standard gemeinsam hatte, konnte miteinander sprechen, arbeiten, essen und tanzen, aber hier hörte die interrassische Tischgemeinschaft auf. Eine Brüderlichkeit beispielsweise zwischen Lehrern, ohne daß dabei Rücksicht auf die Rassenzugehörigkeit genommen wurde, gab es nicht, und Lehrer spielten eine vorherrschende Rolle im aufsteigenden afrikanischen Bürgertum. Ebenso wenig gab es, über die Rassenschranken hinweg, Brüderlichkeit unter den Arbeitern, und aus Arbeitern setzten sich die Massen zusammen.

Aber was für Probleme es auch immer gab, die Mißachtungskampagne hielt ihnen stand, und der »passive Widerstand« des ANC errang Bewunderung und gewann Freunde unter den weißen Mitgliedern des neugegründeten Congress of Democrats (Kongreß der Demokraten) und der Liberalen Partei. In dieser spielte Patrick Duncan, Sohn eines ehemaligen Generalgouverneurs, der sich den Widerstandsreihen anschloß, eine herausragende Rolle. Auf internationaler Ebene wurde Südafrikas Behandlung von Nicht-Weißen zum Haupttagesordnungspunkt der UNO.

Als es mit der Mißachtungskampagne voranging, mußten sich Eveline, Fanny und Leaby ihrem jetzt allein von Frauen geführten Heim widmen. Nelson verbrachte nur ungestüme kurze Momente zu Hause, wovon ein Großteil dem Spielen mit den Jungen gehörte. Er und Tembi waren die allerbesten Freunde. Sie joggten und boxten miteinander, spielten auf dem Boden und auf dem Bett, und Nelson neckte ihn, bis er vor Lachen schrie und Makhulu dann schimpfte, der Junge werde noch Magenschmerzen bekommen von all der Aufregung.

1952 war Nelson öfter denn je von zu Hause fort. Tembi hatte mit der Schule angefangen, und Makgatho watschelte auf unsicheren Beinchen durch die Gegend. Eveline hatte immer Geburtshelferin werden wollen, aber die Heirat und die Schwangerschaften und vor allem die Geldknappheit hatten sie daran gehindert, ihre Ausbildung fortzuführen. Die Mandelas beschlossen, der jetzige Zeitpunkt sei für sie so gut wie jeder andere geeignet, um sich ihren Wunsch zu erfüllen. Nelson hatte begonnen, Geld zu verdienen, und die Familie war von Evelines Lohn nicht länger abhängig. Am wichtigsten aber war, daß Makhulu da war, stark und liebevoll, und auf die Kinder aufpaßte. So machte Eveline sich auf nach Durban und meldete sich für den Geburtshilfekursus im King Edward VII Hospital an. Darüber erzählt sie:

»Ich wohnte im Schwesternheim. Nelson besuchte mich, wann immer ihn seine politische Arbeit nach Durban brachte. Er holte mich dann im Schwesternwohnheim ab, für gewöhnlich mit Ismail Meer, der damals mit Fatima verheiratet war. Die beiden lebten in der Umgeni Road in einem Zweizimmerhaus, das sich wenig von unserem Haus in Orlando unterschied. Wir verbrachten die Nacht dann dort, und die Meers zogen aus ihrem einzigen Schlafzimmer aus, damit wir es ein wenig gemütlich haben und allein sein konnten.«

Die Mißachtungskampagne lief auf vollen Touren weiter. Nelson war überall, fuhr nach Kapstadt, Port Elizabeth, Johannesburg und in die Transkei. Die harte Arbeit zahlte sich aus. Freiwillige ließen die Reihen des Widerstands anschwellen. Der Bann gegen Führer und Aktivisten hatte die wachsende Kraft des afrikanischen Volkes nicht eindämmen können, was die Regierung völlig verzweifeln ließ. Als sie erkannte, daß die Stärke der Mißachtungskampagne und der Grund für ihre internationale Unterstützung in ihrer Gewaltlosigkeit lagen, machte sie sich daran, ihr Gewalt anzuhängen.

Sie nahm das östliche Kapland mit seiner langen Geschichte afrikanischer und burischer Konfrontation als die Region ins Visier, wo man die Afrikaner am leichtesten zur Anwendung von Gewalt provozieren konnte. Zwar gibt es für vorsätzliche Machenschaften der Regierung in dieser Hinsicht keine Beweise, aber die Fakten sprechen für sich. Die Behörden, die ansonsten alle Veranstaltungen unter freiem Himmel in diesem Gebiet verboten hatten, erteilten dem ANC eine Sondergenehmigung, im Oktober in East London ein Massengebet abzuhalten, und als die Veranstaltung lief, kam das Militär und verwandelte eine friedliche Versammlung innerhalb von Augenblicken in ein Blutbad. Acht Afrikaner wurden getötet, und Dutzende lagen verletzt am Boden. Die

Leidenschaften waren entfacht, und ein rasender Mob begann zu wüten und alle Symbole weißer Macht anzugreifen, auf die er traf. Zwei Weiße wurden getötet, darunter eine Nonne, deren Körper man verstümmelt auffand. Die Gewalt breitete sich nach Port Elizabeth und Kimberley aus. Der ANC war schockiert und verwirrt, da er nicht wußte, wie er mit Gewalt umgehen sollte. Der Erste Vorsitzende, Häuptling Luthuli, hatte erst wenige Wochen zuvor die Verpflichtung seiner Organisation zur Gewaltlosigkeit nochmals bekräftigt. Die Regierung benutzte die Tragödie, um die Verabschiedung einer Flut von neuen repressiven Gesetzen zu rechtfertigen, die unter anderem den passiven Widerstand als solchen für illegal erklärten. Praktisch jeder Organisator der Kampagne, und somit auch Nelson, wurde unter Bann gestellt.

Für Nelson war es das erste Bannurteil. Der Bann erstreckte sich auf alle Versammlungen, und er durfte Johannesburg nicht verlassen. Für die Regionalkonferenz in jenem Jahr beraubte der Gerichtsbeschuß den Transvaal-ANC zwar der physischen Präsenz seines Vorsitzenden, verhinderte jedoch nicht, daß dessen Reden *in absentia* (in Abwesenheit) gehalten wurden. Nelson arbeitete hart daran und nutzte die Gelegenheit, um die objektive Lage zu analysieren und über eine neue Handlungsstrategie für den ANC nachzudenken. Er konzentrierte sich auf die Kampagne und das wachsende Arsenal repressiver Gesetze, die der Staat gegen die Widerstandleistenden anwandte.

»Es begann in den frühen Morgenstunden des 26. Juni in Port Elizabeth, wo nur 33 Leute Widerstand leisteten, und in Johannesburg am Nachmittag desselben Tages, wo es 106 waren, und breitete sich dann im ganzen Land wie ein Lauffeuer aus. Fabrikarbeiter und Büroangestellte, Ärzte, Anwälte, Lehrer, Studenten und Geistliche, Afrikaner, Mischlinge, Inder und Europäer, alt und jung, sie alle

schlossen sich dem landesweiten Aufruf an und verstießen gegen die Paßgesetze, die Sperrstunde und die Apartheidsbestimmungen der Eisenbahn. Gegen Ende des Jahres hatten mehr als 8000 Menschen aller Rassen Widerstand geleistet.

Zwischen Juli letzten und August dieses Jahres wurden 47 führende Mitglieder beider Kongresse in Johannesburg, Port Elizabeth und Kimberley wegen Einleitung der Mißachtungskampagne verhaftet, vor Gericht gestellt und für schuldig erklärt und erhielten zur Bewährung ausgesetzte Strafen von zwei Monaten bis zu drei Jahren unter der Bedingung, daß sie nicht wieder am Widerstand gegen ungerechte Gesetze teilnehmen würden. Im November des Jahres davor war eine Bekanntmachung erlassen worden, die Versammlungen von mehr als zehn Afrikanern verbot. Der Verstoß gegen diese Bekanntmachung wurde mit drei Jahren Gefängnis oder einer Geldstrafe von 300 Pfund geahndet. Im März des folgenden Jahres verabschiedete die Regierung den sogenannten Public Safety Act (Gesetz über die öffentliche Sicherheit), der sie zur Ausrufung des Ausnahmezustandes und zur Schaffung von Bedingungen ermächtigte, die ihr die rücksichtslosesten und unbarmherzigsten Methoden zur Unterdrückung unserer Bewegung gestatteten. Fast gleichzeitig wurde der Criminal Laws Amendment Act (Nachtrag zum Strafgesetz) verabschiedet, der schwere Strafen für jene vorsah, die sich der Widerstandsverbrechen schuldig gemacht hatten, darunter auch das Auspeitschen von Widerstandleistenden, Frauen ausdrücklich eingeschlossen. Nach eben diesem Gesetz wurde Mr. Arthur Matlala, der Führer des Zentralbezirks während der Widerstandskampagne, vom Friedensrichter von Villa Nova für schuldig befunden und zu zwölf Monaten Kerker mit Schwerstarbeit und zu acht Schlägen verurteilt.«

Nelson berichtete der Konferenz, 122 Aktivisten, darunter viele Gewerkschaftsfunktionäre, hätten die Kündigung erhalten und seien gemäß der Gesetze zur Zurückdrängung des Kommunismus und zur Verhinderung aufrührerischer Versammlungen auf schwarze Listen gesetzt worden. Er erklärte, solche Repressionsmaßnahmen machten die Fortsetzung der Mißachtungskampagne sinnlos.

»Die Massen mußten auf neue Formen des politischen Kampfes vorbereitet werden. Wir mußten unsere Kräfte sammeln und unsere Truppen für eine erneute und mächtigere Offensive gegen den Feind aufbieten. Einfach blind vorwärts zu stürmen, als sei nichts geschehen, wäre selbstmörderisch und dumm gewesen. Die alten Methoden, Massenaktionen durch öffentliche Versammlungen, Presseerklärungen und Flugblätter, die die Leute zum Handeln auffordern, zu initiieren, sind extrem gefährlich geworden und können nur schwer effektiv genutzt werden. Die Behörden werden nicht einfach eine Versammlung unter der Schirmherrschaft des ANC genehmigen, nur wenige Zeitungen werden Erklärungen veröffentlichen, in denen die Politik der Regierung offen kritisiert wird, und es gibt kaum eine Druckerei, die sich bereit erklären wird, Flugblätter zu drucken, in denen Arbeiter zur Einleitung von Kampfmaßnahmen aufgefordert werden, weil sie fürchten muß, nach dem Gesetz zur Zurückdrängung des Kommunismus oder durch ähnliche Maßnahmen verfolgt zu werden. Diese Entwicklungen verlangen die Entfaltung neuer Formen des politischen Kampfes, die es uns ermöglichen werden, Aktionen auf einem höheren Niveau als der Widerstandskampagne anzustreben. Von nun an darf sich die Aktivität der Kongreßmitglieder nicht auf Reden und Resolutionen beschränken. Ihre Aktivitäten müssen ihren Ausdruck in einer breit angelegten Arbeit unter den Massen finden, einer Arbeit, die es ihnen ermöglichen wird, mit dem

arbeitenden Volk in größtmöglichen Kontakt zu kommen. Ihr müßt eure Gewerkschaften schützen und verteidigen. Wenn man euch nicht erlaubt, eure Versammlungen in der Öffentlichkeit durchzuführen, dann müßt ihr sie in den Fabriken abhalten und in den Zügen und Bussen, wenn ihr nach Hause fahrt. Ihr müßt jedes Haus, jede Hütte und jeden Verschlag, in dem unser Volk lebt, zu einer Zweigstelle unserer Gewerkschaftsbewegung machen und dürft niemals aufgeben.« (Kein leichter Weg zur Freiheit, Rede Nelson Mandelas als Vorsitzender des ANC-Transvaal, September 1953).

Der ANC würde in seiner bestehenden Form nicht überleben, das war Nelson klar. Dauernde Polizeischikanen würden es ihm unmöglich machen, für längere Zeit als legale Organisation weiterzubestehen, da die Regierung ihn früher oder später unter Bann stellen würde, wie sie es mit der Kommunistischen Partei bereits getan hatte. Er wußte, daß der ANC von Spitzeln durchsetzt war, und er wußte, sie waren zu leichtgläubig, zu vertrauensvoll, um sich vor diesen Spitzeln zu schützen. Deshalb schlug er für den ANC eine neue Gliederung vor, eine, die die Teilnahme an der Basis intensivieren und gleichzeitig seine Umwandlung in eine Untergrundstruktur erleichtern würde, für den Fall, daß sich das als notwendig erweisen sollte.

Sein Vorschlag, der kleine Zellen auf Straßenbasis vorsah, wurde angenommen, erhielt die Bezeichnung M(für Mandela)-Plan und wurde auf örtlicher und nationaler Ebene diskutiert. Mit Bannung des ANC wurde der M-Plan sofort in die Tat umgesetzt, und in den achtziger Jahren benutzte die Jugend spontan ein sehr ähnliches Organisationsnetz, um den

verschärften Unterdrückungsmaßnahmen der burischen Nationalisten zu begegnen.

Gerade bereitete der ANC neue Offensiven vor, da weiteten die Nationalisten, unersättlich in ihrem Bedürfnis zu herrschen und außer sich vor Angst, ihre Macht könne nicht ewig sein, die Front der Unterdrückung aus. Sie erließen 1953 eine Reihe neuer Gesetze, den Bantu Education Act (Bantu-Bildungsgesetz), darauf angelegt, das Bewußtsein des Afrikaners zu untergraben und von seiner Psyche Besitz zu ergreifen, den Bantu Authorities Act (Bantu-Verwaltungsgesetz), der zum Ziel hatte, jeden Schritt jedes Afrikaners durch totale physische Kontrolle zu überwachen. Außerdem dehnten sie die Paßgesetze auf Frauen aus, um so die Einschränkung der Privatsphäre des Afrikaners und die Zerstörung und Auflösung der Familien komplett zu machen. Mit diesen Gesetzen schien die Unterdrückung des Afrikaners zum Abschluß gebracht, doch war dies nur der Anfang, denn die Rassisten sollten mit noch schrecklicheren Erfindungen aufwarten.

Der Bann holte Nelson von der öffentlichen Bühne. Er durfte sich nicht länger offen an politischen Aktivitäten beteiligen, und was er im Untergrund erreichen konnte, war begrenzt. Das bedeutete aber auch, daß ihm jetzt mehr Zeit für seine Familie und sein Studium blieb. Er bestand die Prüfung für die Zulassung zum Rechtsanwalt. Normalerweise hätten die Mandelas dieses Ereignis gefeiert, aber sein Bann schloß solche Feiern aus. Nelson durfte bei gesellschaftlichen Versammlungen nicht anwesend sein, nicht einmal bei privaten Familienzusammenkünften.

Zusammen mit Oliver Tambo eröffnete er in jenem Jahr (1952) im Kanzleigebäude die erste afrikanische Anwaltssozietät des Landes. Als sie ihr Namensschild anbrachten, die Möbel hineintrugen und ihrem ersten Klienten

die Tür öffneten, fühlten sie so etwas wie Erregung und daß sie es geschafft hätten. Aufgrund ihrer enormen Popularität und ihrer Reputation als Anwälte, die sich wirklich um die Armen kümmerten, war ihnen eine übervolle Praxis sicher.

Doch die Transvaal Law Society (Vereinigung der Anwälte, die noch nicht vor Gericht plädieren dürfen) intervenierte und versuchte, unter Hinweis auf seine Aktivitäten in der Widerstandsbewegung, Nelsons Anwaltstätigkeit ganz zu unterbinden: Mandela verstoße aus Überzeugung gegen geltendes Recht. Im Einspruchsverfahren verteidigte ihn der Vorsitzende der Johannesburger Anwaltskammer, Walter Pollock, jedoch erfolgreich *pro amico* (»für den Freund«), und so führte Nelson seine Praxis weiter, aber nicht lange, denn als der Bann ablief, schloß er sich wieder Oliver Tambo im aktiven Widerstand an. Ihre legale Arbeit übten die beiden fortan als Teilzeitbeschäftigung aus, ihre Vollzeitberufung hingegen war Widerstand und Revolution.

Dennoch genoß er seine Erfahrungen als Rechtsanwalt und erinnerte sich Jahre später daran in einem Brief an seine Tochter:

»Den östlichen Transvaal habe ich mehrmals besucht, besonders Carolina, wo ich Mr. Harry Matyeka und andere Klienten aus jener Region verteidigte. Ich erinnere mich noch gut an das Jahr 1954, als ich zum ersten Mal dort hinfuhr. Wahrscheinlich sahen sie nach der alten Generation von Dr. P. J. Ka Sema zum ersten Mal wieder einen afrikanischen Anwalt. Ich wurde herzlich aufgenommen und von jedermann zuvorkommend behandelt, und das galt auch für den Friedensrichter und den Staatsanwalt. Man war neugierig und stellte mir alle erdenklichen Fragen. Der Gerichtssaal war bis auf den letzten Platz besetzt.

Bei einer anderen Gelegenheit verteidigte ich einen Medizinmann, den man der Hexerei beschuldigte. Wieder zog

der Fall viele Leute aus den umliegenden Dörfern an, diesmal nicht so sehr, weil sie mich sehen wollten, sondern um herauszufinden, ob das System und die Justiz des Landes auf solch einen Mann überhaupt anwendbar waren. Einmal mehr bemerkte ich den ungeheuren Einfluß, den Wahrsager in kleinen Landstädtchen immer noch auf die Leute, ob nun schwarz oder weiß, ausübten. Im Laufe der Verhandlung nieste mein Klient gewaltig und zitterte fürchterlich am ganzen Körper. Es gab fast eine Panik, und Leute, die in seiner Nähe saßen, darunter auch Gerichtsbeamte, rannten beinahe hinaus. Zu seinem Glück befand man ihn nicht für schuldig, aber ich fürchte, einige Leute waren überzeugt, sein Freispruch sei nicht dem Mangel an Beweisen, sondern der Macht seiner Kräuter zu verdanken.« (8. 11. 77)

Unterdrückung durch Gesetz

Mitte der fünfziger Jahre waren die burischen Nationalisten auf der Höhe ihrer Macht, und ihre Tyrannei schien unbesiegbar. Rücksichtslos verabschiedeten sie Gesetze – Gesetze, durch die Afrikaner, Inder und Mischlinge ihrer Häuser und ihres Grund und Bodens beraubt wurden.

Als wollten sie sich für die Schlacht, die folgen sollte, erholen, gönnten Walter Sisulu und Duma Nokwe sich eine kurze Atempause von den bedrückenden Angelegenheiten vor Ort und unternahmen ihre erste Reise ins Ausland. Jeder junge Schwarze träumte davon, die engen Grenzen zu durchbrechen, nach der Welt zu greifen und sie aus erster Hand kennenzulernen, doch nur wenige konnten diesen Traum verwirklichen. Die prominenteren unter den Gründungsvätern des ANC hatten solche Gelegenheiten gehabt. Von höheren Bildungseinrichtungen ausgeschlossen, wurden sie von ihren Kirchen nach sorgfältiger Auswahl zur akademischen Ausbildung in die Vereinigten Staaten oder nach Großbritannien geschickt. Mit der Errichtung von Fort Hare wurde später die – geisteswissenschaftliche – Universitätsausbildung auch Afrikanern, Mischlingen und Indern zugänglich gemacht. Bei Nelsons Generation handelt es sich also sozusagen um eine hausgemachte afrikanische Elite. Keines der Jugendliga-Mitglieder war bisher im Ausland gewesen. Mitte der fünfziger Jahre lud der Ostblock Mitglieder des ANC, bei Übernahme aller Unkosten, zur Teilnahme an den Jugend- und Studentenfestspielen ein, und so fuhren Walter Sisulu, Duma Nokwe, Robert Resha und Alfred Hutchinson 1953 nach Bukarest. Sie reisten ohne Paß und

verbrachten fünf bedeutsame Monate im Ausland, stark beeindruckt von der sozialistischen Ordnung. Sie besuchten außerdem auch noch Holland, Großbritannien, Israel und China. Im eigenen Land hatte man Walter Sisulu nie für so bedeutend gehalten, um ihn im Rundfunk sprechen zu lassen, Radio Peking dagegen übertrug seine Botschaft an das chinesische Volk.

Moses Kotane und Moulvi Cachalia trafen 1954 Pandit Jawaharlal Nehru in London. Er besorgte ihnen indische Reisepapiere und versprach finanzielle Unterstützung für den Kampf gegen den Rassismus. Außerdem fand auch noch ein Treffen mit dem ägyptischen Präsidenten Nasser statt.

Nelson war es nicht bestimmt, ins Ausland zu gehen, nicht damals, da standen ihm einfach zu viele Dinge im Weg. Seine Zeit sollte kommen, Jahre später und unter ganz anderen Umständen, aber die Verbindungen, die er dabei knüpfte, sollten den gesamten Verlauf der südafrikanischen Geschichte verändern und ihm die lebenslange Haft einbringen.

Die ANC-Konferenz, die Ende 1954 in Queenstown zusammentrat, vernahm überschwengliche Berichte über den Fortschritt in der Sowjetunion, China und den kurz zuvor befreiten Ländern und erhielt aus dem Ausland Unterstützungs- und Solidaritätsadressen. Sie waren nicht allein. Eine ganze neue Welt war mit ihnen.

Nelsons erster Bann lief 1953 ab, und damit war er wieder frei, um offen am Kampf gegen die Apartheid teilzunehmen. Keineswegs verfrüht, denn die Regierung begann damals gerade damit, ihren berüchtigten Group Areas Act (Gesetz über die Gebiete der Volksgruppen) in die Tat umzusetzen, durch den praktisch das gesamte städtische und entwickelte Südafrika den Weißen vorbehalten blieb.

Johannesburgs westliche Stadtteile Sophiatown, Newclare und Martindale waren das erste Angriffsziel der Regierung.

Obwohl vorwiegend afrikanisch, waren es für südafrikanische Verhältnisse außerordentlich gemischte Wohngebiete mit einem großen Anteil von Indern und Mischlingen. Das neue Gesetz verlangte samt und sonders ihre Umsiedlung.

Der ANC und der Inder-Kongreß von Transvaal starteten ein Programm von massiven Protestversammlungen. Nelson setzte sich mit seinem ganzen Gewicht für die Kampagne ein. Speziell bei einer Versammlung bewahrte seine Geistesgegenwart die Polizei davor, von einem wütenden Publikum angegriffen zu werden. Das Ocean Cinema in Johannesburg war bis auf den letzten Platz besetzt, und Nelson, Yusuf Cachalia und Walter saßen mit auf dem Podium. Yusuf begrüßte gerade die Versammlung, als das Kino von der Polizei umstellt wurde, ein Kontingent in den Saal eindrang, das Podium enterte und ihn verhaften wollte. Aus dem Publikum drangen Schreie, Zorn loderte auf: Nelson schnappte sich das Mikrophon und schmetterte ein revolutionäres Lied. Die Leute im Saal fielen mit ein, die Gefahr war vorüber: die Polizei zog sich zurück. Nelson fragte sich, wie lange seine Geduld wohl noch währen würde.

Die Regierung verschärfte ihre Unterdrückungsmaßnahmen. Man begann, Häuser mit Bulldozern niederzureißen und Afrikaner in eine wüste Einöde nahe Orlando wegzuschaffen, die zynischerweise Meadowlands (Wiesenland) genannt wurde. Man teilte es in winzige Parzellen auf, stellte an einem Ende, sozusagen als einzige Annehmlichkeit, mit Wellblech abgetrennte Klokübel auf und befahl dann den Familien einfach, all das, was in den westlichen Stadtteilen ihr Leben ausgemacht hatte, zusammenzupacken und dort von vorne anzufangen. Die Leute gerieten begreiflicherweise außer sich.

Angesichts der Polizeipräsenz und der Furcht, sie könnten selbst diese winzigen Grundstücke noch verlieren, versandete der Widerstand jedoch allmählich, trotz der unablässigen

Bemühungen des ANC, Behelfsunterkünfte bereitzustellen. Aber wie lange würden ihnen die ANC-Unterkünfte zur Verfügung stehen können? Der ANC besaß keinen Grund und Boden, um ihnen ein dauerhaftes Zuhause zu verschaffen. So schlimm Meadowlands auch war, es bot ihnen Land, auf dem sie ihre Baracken errichten konnten.

Die Afrikanisten innerhalb des ANC machten sich die Situation zunutze und beschuldigten zum Erstaunen aller die Führung, sie schütze die Interessen der Vermieter und ignoriere die der Mieter! Mit dem Boykott von Meadowlands, behaupteten sie, wolle der ANC die Hausbesitzer in den westlichen Stadtteilen vor dem Verlust ihrer Mieter bewahren. Der Bruch vertiefte sich, und es kam zu häßlichen Wortwechselln. Die Afrikanisten bereiteten sich immer offensichtlicher auf eine größere Konfrontation vor. In Wahrheit richtete sich ihr Groll nicht so sehr gegen den Umsiedlungsboykott des ANC, als vielmehr gegen seine Partnerschaft mit dem Inder-Kongreß. Nelson verstand diese Gefühle nur zu gut, waren es doch vor wenigen Jahren noch seine eigenen gewesen. Praktische Erfahrungen und sein politisches Gespür hatten in ihm jedoch die Überzeugung gefestigt, der Rassismus sei durch eine demokratische Front aller Antirassisten am stärksten ins Wanken zu bringen, wohingegen der afrikanische Ausschließlichkeitsanspruch einen afrikanischen Rassismus begünstige, der ebenso fatale Auswirkungen haben würde wie der Rassismus der Afrikaander. Nelson mußte daran denken, wie makaber das Ganze doch war: die Afrikanisten und die Afrikaander verfolgten diametral entgegengesetzte Ziele, und dennoch erhoben sie gegen den ANC die gleichen Vorwürfe. Außerdem drehte auch Dr. Xuma, den sie selbst nur ein paar Jahre zuvor wegen seiner taktlosen Verbindungen zu Indern und Mischlingen kritisiert hatten, jetzt noch den Spieß um und

beschuldigte sie, fremden Einflüssen nachzugeben und ihre afrikanische Identität zu verlieren. Nelson fragte sich, ob sich der Riß wohl kitten ließe. Doch in den frühen fünfziger Jahren stellten die Afrikanisten keine wirkliche Bedrohung dar, und darüber hinaus wurde ihre Aufmerksamkeit durch die Ausdehnung der Paßgesetze auf Frauen und deren spontanen Widerstand dagegen abgelenkt.

Südafrikas rassistisch-kapitalistisches System baut auf der sorgfältigen Überwachung der schwarzen Arbeiterbewegung auf. Bis 1952 beschränkte sich das bösertige Paß-System, das den Zustrom von schwarzen Arbeitssuchenden kontrollierte, auf schwarze Männer, doch in jenem Jahr erklärte die Regierung als Antwort auf die steigende Zahl schwarzer Frauen, die Stellungen als Dienstmädchen oder in der verarbeitenden Industrie annahmen, man werde ihre Bewegung mit Hilfe von Pässen erfassen. Die Ankündigung rief spontane Aufstände von Frauen in städtischen und ländlichen Gebieten hervor. Wütende Frauen, die sich bereits für andere Ziele organisiert hatten, aber in der Mehrzahl Mitglieder örtlicher Kirchengruppen waren und sich *Manyanos* nannten, und die ANC Women's League (Frauenliga) protestierten vor Polizeirevieren und Paßämtern. In Natal führte eine junge Ärztin, Margaret Magdi, den Sturm der Entrüstung an, und in Durban organisierten indische, afrikanische und Mischlingsfrauen, die sich in der Durban and District Women's League (Frauenliga für Durban und Umgebung) zusammengeschlossen hatten, unter der Führung von Bertha Mkhize Protestmärsche. Im Transvaal und am Kap standen Lilian Ngoyi, Bertha Mashaba und Frances Board an vorderster Front. 1954 trafen sich 150 Delegierte aus dem gesamten Land in Johannesburg, um die Federation of South

African Women (Südafrikanischer Frauen verband) zu gründen. Der Verband konzentrierte den Protest auf Johannesburg, wo er mit dem Marsch der 20000 zum Gewerkschaftshaus 1956 seinen Höhepunkt fand.

Nelson war dem Frauenwiderstand immer nahe, und zwar hauptsächlich durch Lilian Ngoyi. Er bewunderte ihre Anziehungskraft und ihr tiefes Verständnis für die Leidenschaft des Volkes. Sie suchte ihn oft auf, um ihn um Rat zu fragen. Nelson empfand das Verhältnis zwischen dem ANC und den Frauen als ein wenig gespannt. Für den ANC hatte es manchmal den Anschein, als zögen sich die Frauen aus dem Hauptkampf zurück, und die Frauen hatten den Eindruck, der ANC sei ihren Anliegen gegenüber nicht so aufgeschlossen, wie er es sein sollte.

Die Nationalisten verstärkten Mitte der fünfziger Jahre ihre Angriffe auf die Bildung der Afrikaner, und auch hiergegen, wie bereits gegen die Umsiedlungen, sah sich der ANC machtlos. Nelson fragte sich, was schlimmer sei: die Häuser der Leute mit Bulldozern oder ihren Geist durch ein finsternes Bildungsprogramm plattzuwalzen.

Der Minister für Eingeborenenfragen und spätere Premierminister Dr. Verwoerd sprach das Grundprinzip der Bantu-Bildung offen aus:

»Ich möchte die Mitglieder des Hohen Hauses nur daran erinnern, daß, wenn der Eingeborene im heutigen Südafrika in welcher Art von bestehender Schule auch immer in einer Weise unterrichtet wird, die ihn erwarten läßt, er werde sein Leben als Erwachsener unter einer Politik der Gleichberechtigung leben, er dann einen großen Fehler macht.« (*Hansard*, 17. 9. 1953)

»Innerhalb der Gemeinschaft der Europäer gibt es für ihn keinen Platz über das Niveau bestimmter Arbeiten hinaus (...), deshalb ist es für ihn nutzlos, wenn er eine Ausbildung erhält,

die die Aufnahme in die Gemeinschaft der Europäer zum Ziel hat (...) Er ist bisher einem Schulsystem unterworfen gewesen, das ihn aus seinem eigenen Lande fortzog und ihn dadurch irreführte, daß es ihm die grünen Weiden der europäischen Gesellschaft zeigte, auf denen man ihm nicht zu grasen erlaubte.« (Erklärung an den Senat, Juni 1954)

Es war eine frostige Erklärung, die das afrikanische Ethos ins Mark traf. Nelson ließ die Situation der afrikanischen Bildung untersuchen. Von Missionsgesellschaften beherrscht, war ihr Zustand beklagenswert, aber nicht schlechter als die Situation der Afrikaner überhaupt. Das neue System zielte darauf ab, die Auffassungsgabe des afrikanischen Kindes nicht mehr zu fördern, sondern verkümmern zu lassen und so seine Aussichten zu verringern. Nelson war entschlossen, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um die afrikanischen Kinder vor einem solchen Schicksal zu bewahren:

»Wenn diese Gesetzesvorlage Rechtskraft erlangt, dann werden nicht mehr die Eltern, sondern das Department of Native Affairs (Ministerium für Eingeborenenangelegenheiten) darüber entscheiden, ob ein afrikanisches Kind eine höhere Schulbildung erhält oder nicht. Ob die Eltern diese Regierung unterstützen oder ihre Politik bekämpfen: ihre Kinder werden mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit darin unterrichtet werden, wie man in den Bergwerken Löcher in den Stein bohrt und wie man auf den Farmen von Bethal Kartoffeln pflügt.«

Die Lehrerklärten die Eltern über die Gefahren der Bantu-Bildung auf, auch deshalb, weil sie darin einen Angriff auf ihren eigenen Berufsstand sahen. Die Lehrerverbände im Transvaal und im Kapland waren stark politisiert, wobei letzterer auch noch eine lange Tradition der Arbeit in den Landgemeinden besaß. Ihre Kampagnen gegen das Gesetz bereiteten in der Tat einem Volkskampf den Weg.

Nelson und seine Mitstreiter reagierten mit einem Aufruf zum Boykott der Bantu-Schulen und dem Aufbau eigener Bildungseinrichtungen. »Ihr müßt das Recht afrikanischer Eltern verteidigen, über die Art der Erziehung, die ihre Kinder bekommen sollen, zu entscheiden«, sagte er 1953 vor der Transvaal-Konferenz. »Lehrt die Kinder, daß Afrikaner nicht ein Iota schlechter sind als Europäer.* Errichtet eure eigenen Gemeindeschulen, in denen unsere Kinder die richtige Art von Erziehung bekommen werden. Wenn es gefährlich oder gar unmöglich wird, alternative Schulen zu führen, dann müßt ihr jedes Haus, jede Baracke, jede wacklige Hütte zu einem Unterrichtszentrum für unsere Kinder machen. Kapituliert niemals vor den unmenschlichen und barbarischen Theorien Verwoerds.«

Der ANC verkündete den unbegrenzten Boykott aller Schulen ab 1. April 1955, dem von der Regierung für die Umstrukturierung festgesetzten Datum, und suchte mit einem Aufruf 1.000 freiwillige Lehrer. Das Hauptproblem war wie immer das Geld. Die Lehrer mußten leben, und sie hatten keinen Zugang zu öffentlichen Mitteln. Weiße Radikale und Liberale und die Kirche kamen ihnen zu Hilfe und gründeten gemeinsam, unter dem Vorsitz von Pater Trevor Huddleston, das African Education Movement AEM (Afrikanische Bildungsbewegung).

Ältere Mitglieder in der ANC-Exekutive ließen vorsichtig anklingen, der ANC habe nicht die Kapazität, um sich diesem Problem zu stellen. Die Jugendlichen und die Frauen dachten da anders. Gegen den Bantu-Bildungsplan mußte um jeden Preis Widerstand geleistet werden. Der Riß, der sich innerhalb

* Bis in die sechziger Jahre hinein bezeichnete man die weiße Bevölkerungsgruppe in Südafrika als Europäer. (Anm. d. Übers.)

der Organisation abzuzeichnen begann, beunruhigte Nelson. Er, Oliver und Walter erkannten deutlich, daß dies ein Punkt war, bei welchem die Gefühle der Leute weit über die Vorsicht, die angeraten schien, hinausgingen. In einer solchen Situation bedeutete Führung, die Wut der Anhänger effektiv und positiv zu lenken. Nelson engagierte sich stark für die Einrichtung von Alternativschulen und machte den Vorschlag, daß eben alle Lehrer werden und die Schulen tatsächlich selbst führen, wenn dies die einzig mögliche Lösung sei. Der ANC startete also seine Boykottkampagne. Die Jugendliga ging von Haus zu Haus und agitierte bis spät in die Nacht. Am 1. April ging es in den Townships noch vor Sonnenaufgang mit Demonstrationsmärschen los, in denen sie die Kinder dazu aufforderten, der Schule fernzubleiben. Frauen stellten sich als Streikposten vor die Schulgebäude, holten die Kinder heraus, die sich dorthin ›verirrt‹ hatten und schickten sie in die ANC-Schulen.

Gleichzeitig brachte die Afrikanische Bildungsbewegung (AEM) ihr alternatives Schulprogramm in Gang. Lehrer aller Rassen kamen, und die Bewegung gewann an Boden. Die Zahl der AEM-Schulen stieg, der Bildungsstandard hob sich, und der Bantu-Bildungsplan schien bedroht. Die Regierung antwortete mit der Verabschiedung eines Gesetzes, durch das sie alle Schulen, mit Ausnahme der vom Ministerium registrierten, für illegal erklärte. Die Polizei veranstaltete Razzien in den AEM-Schulen, die dann schließlich von den Behörden geschlossen wurden. Sie erstanden als Kulturvereine wieder auf, doch der Kampf war aussichtslos. Wenn es nur die Alternative zwischen pervertierter oder gar keiner Bildung gab, dann, so Nelsons Einsicht, hatten die Eltern keine andere Wahl, als sich für letztere zu entscheiden.

Pädagogen haben den Bantu-Bildungsplan als Erziehung zur Barbarei bezeichnet und warnend darauf hingewiesen, mehr als

jedes andere Gesetz der Nationalisten streue er die Saat, die die Apartheid zerstören werde. Die Bantu-Bildung brachte die Generation Steve Bikos und die Ideologie der Black Consciousness (Schwarzes Bewußtsein) hervor. Sie verwandelte eine in den fünfziger Jahren noch willfährige und apathische schwarze Jugend in die Kampftruppe der siebziger und achtziger Jahre, die nicht nur die Townships unregierbar machte, sondern auch die Organisationen im Exil durch einen massiven Zustrom von Freiheitskämpfern zu neuem Leben erweckte.

Aber das war eine Zeit, die erst noch kommen sollte. 1954 bereitete Nelson sich auf den Volkskongreß vor. Er war zum zweiten Mal gebannt worden, diesmal für fünf Jahre, aber sein Beitrag zur Planung und Durchführung dieses Kongresses war beträchtlich, wenn auch der eigentliche Inspirator Professor Z. K. Matthews war, einer der führenden afrikanischen Intellektuellen, der als Dozent für afrikanisches Recht und Sprachen an der einzigen afrikanischen Universität in Fort Hare arbeitete und zugleich zu den einflußreichsten – und konservativsten – Köpfen im ANC gehörte.

Der Volkskongreß

Auf der Provinzkonferenz des Kapland-ANC von 1953 schlug Professor Z. K. Matthews die Durchführung eines Nationalen Konvents aller Südafrikaner vor, der eine für alle Rassen wirklich repräsentative Freiheitscharta entwerfen sollte. Matthews' Idee wurde vom ANC-Hauptquartier begeistert aufgenommen, das daraufhin zweihundert Organisationen, darunter auch die burische National-Partei und ihre offizielle Opposition, die United Party (Vereinigte Partei) zum ersten Vorbereitungstreffen nach Tongaat, nahe Groutville, einlud, wo Häuptling Luthuli unter strengsten Bannauflagen lebte. Der Einladung leisteten jedoch nur wenige Organisationen Folge.

Abgesehen von der Liberalen Partei, der Labour Party (Arbeiterpartei) und einigen Gewerkschaftsvertretern beschränkte sich das Vorbereitungstreffen auf die Congress Alliance (Kongreßallianz), zu der sich die afrikanischen und indischen Kongresse sowie der neugegründete Congress of Democrats (Kongreß der Demokraten) zusammengeschlossen hatten, den South African Council of Trade Unions (Südafrikanischer Gewerkschaftsrat) und die South African Coloured Peoples Organization (Südafrikanische Organisation der Mischlinge). Später zogen sich die liberale und die Arbeiterpartei auch noch zurück, weil sie sich in einer Organisation, die ihnen zu weit links erschien, fehl am Platze fühlten.

Die Kongreßallianz als legale Organisation hatte den Congress of the People (Volkskongreß) als ihren ersten Schritt in eine größere Öffentlichkeit geplant, es sollte aber gleichzeitig auch ihr letztes Vorhaben in der Legalität sein.

Dennoch ging die Allianz in die südafrikanische Geschichte ein: Sie wurde zum Hauptziel der zahlreichen Hochverratsprozesse des Apartheid-Systems, die damit begannen, daß man den Volkskongreß selbst als einen Akt des Hochverrats strafrechtlich verfolgte.

Der Volkskongreß sollte auch innerhalb des ANC zu einer Spaltung und zur Gründung des Pan Africanist Congress (Panafrikanischer Kongreß) führen. Die Afrikanisten protestierten entschieden gegen die ›Vorherrschaft‹ von Nicht-Afrikanern und Nicht-ANC-Mitgliedern im Organisationsrat des Volkskongresses, die sich für sie zum Beispiel dadurch ausdrückte, daß in dem achtköpfigen Rat nur zwei Mitglieder des ANC saßen und der Kongreß der Demokraten mit seinen nicht mehr als etwa hundert Mitgliedern genauso stark vertreten war. Sahen die Dinge, die da kommen sollten, etwa so aus? Hatte der ANC die Absicht, das Land Nicht-Afrikanern auszuhändigen? Sollten die Afrikaner aufgefordert werden, ihr Land anderen zu überlassen? Legte die Freiheits-Charta nicht zu starkes Gewicht darauf, daß sich alle Volksgruppen das Land teilen müßten?

Es gab überhaupt keinen Zweifel, daß der Kongreß der Demokraten ohne nennenswerte Wählerbasis war und der ANC die Massen stellte. Nelson kümmerte das nicht: Legte man Rassenkriterien an, so seine Logik, dann brauchte der Kongreß der Demokraten sich nur den Weißen anzuschließen und eine breite Wählerschaft wäre ihm sicher. Wenn der Kongreß der Demokraten klein war, dann deshalb, weil er die Mauern des Rassismus einriß, und aus diesem Grunde war er ihm willkommen. Er, Walter und Oliver stürzten sich auf die Kongreß-Initiativen an der Basis, besuchten Bezirksversammlungen und erläuterten den Zweck des Volkskongresses. Der Kongreß der Demokraten, der, eben wegen seiner zahlenmäßig unbedeutenden Wählerschaft,

weniger Praxisarbeit zu leisten hatte, konzentrierte sich auf das Verfassen von Dokumenten und schrieb zum Beispiel den Aufruf zum Volkskongreß. Nelson fand ihn einfach wunderbar. Die Tatsache, daß seine Urheber Weiße waren, störte ihn nicht im geringsten. Später mußte er erkennen, daß es in einer Gesellschaft wie der Südafrikas, in der der Rassismus derartig tief verwurzelt war, viele störte. Anschuldigungen wurden laut, der Volkskongreß werde von Kommunisten beherrscht. Die stärksten Proteste kamen aus dem westlichen Kapland, wo die afrikanistische Tendenz stark war und die ANC-Mitglieder dem Kongreß der Demokraten seine Teilnahme an den Wahlen der Mischlinge besonders übelnahmen.

Trotz dieser Probleme gingen die Vorbereitungen für den Volkskongreß zügig voran. Auf Bezirksversammlungen, denen enthusiastische Gruppendiskussionen darüber vorausgingen, wie die südafrikanische Gesellschaft aussehen sollte, wurden Tausende von Vorschlägen gesammelt, die dann die Grundlage für den ersten Entwurf der Freiheits-Charta bildeten. Nelson studierte den Entwurf und stimmte ihm zu, und vom Arbeitsausschuß des ANC wurde er ebenfalls angenommen. Unglücklicherweise überbrachte ihn niemand dem unter Bann stehenden Ersten Vorsitzenden, Albert Luthuli, und außerhalb von Johannesburg bekamen ihn auch nur wenige zu sehen, wodurch sich die bereits brodelnde Kontroverse über den geplanten Kongreß noch mehr erhitzte.

Der Kongreß trat am Morgen des 26. Juni 1955 in Kliptown zusammen. Nelson beobachtete die Vorgänge aus einiger Entfernung. Zusammen mit weiteren unter Bann stehenden Mitstreitern saß er verkleidet im Haus eines Freundes, von dem aus man den Platz überblicken konnte. Die Versammlung war

so groß und beeindruckend, wie er es sich nur hätte wünschen können. Alle waren sie gekommen, in Gold, Schwarz und Grün, zum weitaus größten Teil Afrikaner, obwohl sich unter den 2.884 Delegierten 672 Nicht-Afrikaner – und davon fast die Hälfte Inder – befanden.

Der bekannte Journalist Anthony Sampson, der zu dieser Zeit Redakteur bei der afrikanischen Zeitschrift *Drum* in Johannesburg war, beschrieb die Szenerie in seinem Buch *Treason Cage* so:

»Da waren korpulente afrikanische Großmütter in Kongreßhemden, Kongreßblusen oder mit Kongreßtüchern auf dem Kopf, die mit ausgebeulten Koffern in der Hand über den Platz latschten; junge indische Hausfrauen in glänzenden Saris und mit Schals, die in den Kongreßfarben bestickt waren; alte graue Afrikaner mit Spazierstöcken und Kongreßarmbinden; junge städtische Angestellte aus Johannesburg mit breiten Hüten, glänzenden Krawatten und engen Hosen; gewandte indische Anwälte und Geschäftsleute, die sich in gutgeschnittenen Anzügen selbstsicher durch die Menge bewegten; und eine schwarze Wand anonymer afrikanischer Gesichter, die gelassen den stundenlangen Reden zuhörten, die nun mal der Hauptgegenstand eines jeden Kongreßtreffens sind.«

Nach Nelsons Ansicht waren genau die Leute erschienen, die man zu der Konferenz aufgerufen hatte: »Das Volk von Südafrika, Schwarz und Weiß, Afrikaner und Europäer, Inder und Mischlinge, die Bauern aus den Reservaten und Treuhandgebieten, die Kohle-, Gold- und Diamantminenarbeiter, die Arbeiter aus den Farmen und Wäldern, Fabriken und Geschäften, die Lehrer, Studenten und Priester, die Hausfrauen, Handwerker, Geschäftsleute und Akademiker – sie alle hatten sich versammelt, um über die Freiheit zu sprechen.«

Er sah aber auch das gewaltige Polizeiaufgebot: für alle sichtbar die Beamten in Uniform, die in Zivil nur für die wenigen Eingeweihten und Erfahrenen, und diese wenigen stießen die anderen an, um sie darauf aufmerksam zu machen, und gemeinsam verhöhnten sie die Polizisten und lachten sie aus, während diese sie fotografierten und sich Notizen machten. Der Spaß sollte jedoch auf Kosten der Kongreßteilnehmer gehen, denn die Polizei war dabei, Beweismittel für den von ihr geplanten Hochverratsprozeß zu sammeln. Und auch wenn der Prozeß sich dann letztlich als Fehlschlag erwies, sollte er die Führer der am Kongreß teilnehmenden Organisationen doch sozusagen in der Falle festhalten und sie für vier lange Jahre nahezu zur Wirkungslosigkeit verurteilen.

Eröffnet wurde die Veranstaltung mit der Verleihung besonderer Auszeichnungen, und als ersten rief man Pater Trevor Huddleston auf das Podium. Der Platz wurde erst von Gelächter und darauf von Beifall erfüllt, als der populäre Priester zunächst seine Dankesrede wegen des fürchterlichen Lärms aus dem Eisenbahnbetriebswerk, wo man einen plötzlichen Arbeitsanfall bekam, unterbrechen mußte, und dann schließlich fortfuhr, »Ich habe die Südafrikanische Eisenbahn noch nie so tüchtig erlebt wie an diesem Nachmittag, und ich bin sicher, es ist eine Demonstration des Ministers für Transport und Verkehr gegen diesen Kongreß.«

Häuptling Luthuli und Dr. Dadoo standen unter Bann und konnten deshalb nicht anwesend sein, um ihre Auszeichnungen entgegenzunehmen. Nelson traten die Tränen in die Augen, als Dr. Dadoos gebrechliche alte Mutter zum Podium hinaufstieg, um die Auszeichnung für ihren Sohn in Empfang zu nehmen.

Die Veranstaltungen des ersten Tages gingen glatt über die Bühne. Unter den enthusiastischen Freiwilligen, die aufgereggt hinein und heraus liefen, um die Gebannten über die

Beratungen auf dem laufenden zu halten, befand sich auch der junge Kathy (Ahmed Kathrada). Das Essen, berichtete er, sei erstklassig und die Bedienung tüchtig. Nelson konnte der Versuchung nicht widerstehen, Teil der Menge zu sein. Er besaß so etwas wie eine provisorische ›Verkleidung‹, die er nun anzog, um sich unerkannt unter die Kongreßteilnehmer zu mischen. Es war schon ein gutes Gefühl, ein Teil des Volkes zu sein. Auf dem Podium diskutierte man gerade die Freiheits-Charta. Nelson, der neben einem gespannt lauschenden bärtigen Mann aus der Transkei stand, bewunderte die Aufmerksamkeit und Geduld der Zuhörer, während jeder einzelne Paragraph vorgelesen und übersetzt wurde, den sie dann auch noch mit dem donnernden Ruf *Afrika!* bekräftigten.

Am nächsten Tag kehrte Nelson wieder auf seinen geheimen Hochsitz zurück. Yusuf Cachalia wandte sich gerade zu Walter, wies auf die Polizei und sagte: »Die Hunde stehen nur da und tun nichts«, als diese auch schon, als wolle sie auf diese Herausforderung antworten, handelte und in die Versammlung einbrach. Eine Reihe von Staatssicherheitsbeamten kletterte in Begleitung eines bewaffneten Trupps auf das Podium. Einer von ihnen nahm das Mikrophon und gab bekannt, es bestehe der Verdacht des Hochverrats, und niemand dürfe den Platz verlassen, bevor man nicht die Namen aller Delegierten aufgenommen habe. Es war bereits halb vier, und bald würde die Dämmerung hereinbrechen. Die Polizei baute Tische auf, brachte Sturmlaternen herbei und arbeitete bis spät in die Nacht, während ein bewaffneter Kordon, beritten und zu Fuß, den Konferenzplatz abriegelte. Jemand begann sanft und schwermütig zu singen. Die ganze Versammlung nahm die Melodie auf. Jeder einzelne Delegierte wurde am Polizeitisch verhört und durchsucht, und jedes Dokument, das man dabei fand, wurde einbehalten und in einen versiegelten Umschlag getan. Man beschlagnahmte alle Bücher, die auf den

Konferenztischen zurückgeblieben waren oder auf anderen Tischen zum Verkauf auslagen, und ebenso das in Kassen und Kästen zurückgelassene Geld. Europäische Delegierte durften sich einer besonderen Aufmerksamkeit erfreuen – sie wurden fotografiert.

Nelsons unmittelbare Reaktion war, in der Nähe zu bleiben, um für den Fall anwesend zu sein, daß seine Hilfe gebraucht würde. Doch dann beschloß er, in die Stadt zu gehen und eine Notversammlung zur Einschätzung der Lage einzuberufen. Alles in allem, so entschieden sie, sei der Volkskongreß ein großer Erfolg gewesen und die Polizeiaktion trage, wenn überhaupt, zu diesem Erfolg nur bei. Durch sie werde die Haltung der Regierung, der Kongreß kümmere sie nicht, Lügen gestraft, denn er kümmere sie nicht nur, sie habe sogar Angst.

Der Nationale Aktionsrat widmete sich der Verbreitung der Charta. Man hielt in allen größeren Bezirken Versammlungen ab, um dort Bericht zu erstatten. Die Resonanz, die diese Veranstaltungen fanden, war ermutigend. So glich die Versammlung in Durban auf dem riesigen Fußballplatz von Curries Fountain einem Meer von Gesichtern.

Aber mit dem Beifall kamen auch die Differenzen. Am beunruhigendsten klang das Murren aus den Reihen der älteren Führer, besonders des Ersten Vorsitzenden, Häuptling Luthuli. Er hatte den Entwurf nicht zu Gesicht bekommen, unter anderem deshalb, weil er zu der Zeit schwer krank gewesen war. Noch schlimmer war, daß Professor Matthews, der die Idee eingebracht hatte, den ersten Entwurf der Charta ebenfalls nicht zu lesen bekam. Daraufhin traf sich die Führungsspitze des ANC am 30. Juli 1955 im Haus des gebannten Häuptlings Luthuli, um Differenzen in der Einschätzung der Charta auszuräumen. Die Anwesenden waren sich darin einig, daß erst nach einer Zustimmung der Nationalen Konferenz zur Charta der ANC in seiner Gesamtheit als Unterstützer anzusehen sei.

Dagegen bestätigte die Führungsspitze die »Eine Million Unterschriften-Kampagne« zur Unterstützung der Charta, schlug bestimmte Verbesserungen vor, akzeptierte, daß die Provinzexekutiven die Charta ihrer Wählerschaft zur Annahme empfehlen sollten, und billigte schließlich das Vorhaben, den Nationalen Aktionsrat durch einen ständigen Beratenden Ausschuß zu ersetzen.

Die von 307 Delegierten aus 81 Bezirken besuchte Nationale Konferenz in Bloemfontein nahm die Charta jedoch nicht an. Dr. A. B. Xuma richtete an die Konferenz einen Brief, in dem er seine ablehnende Haltung gegenüber der Charta zum Ausdruck brachte, und als Dr. Letele, der geschäftsführende Vorsitzende, beantragte, es sollten nur Teile des Briefes verlesen werden, gerieten die Afrikanisten außer sich.

Erst im April 1956 nahm der ANC die Charta auf einer Sonderkonferenz in Orlando an. In der hitzigen Kontroverse zwischen Afrikanisten und Anhängern der Charta kamen die inzwischen vom Nataler Bezirk vorgeschlagenen Verbesserungen kaum zur Sprache. Eine Stärkung der Afrikanisten war aber auch das letzte, was der Bezirk Natal beabsichtigte.

Die Afrikanisten wiesen die Charta mit der Begründung zurück, sie sei von Weißen verfaßt worden, und einige der Paragraphen enthielten anti-afrikanistische Untertöne. Sie beschuldigten den Kongreß der Demokraten, er mißbrauche die afrikanische nationalistische Bewegung, um den Sowjetblock zu stärken, und behaupteten, die Charta widerspreche dem ANC-Aktionsprogramm von 1949; außerdem überlasse der ANC den anderen Rassengruppen die Initiative. Diese Nörgeleien hatte es immer gegeben, nur nahmen sie im Unterschied zu früher im Jahre 1955 erheblich an Lautstärke zu. Für den gemeinsamen Kampf gegen die Apartheid-Politik der Buren war es schon eine Tragödie, daß

zum damaligen Zeitpunkt fast die gesamte ANC-Führung unter Bann stand und die Organisation damit einer Führung aus dem zweiten Glied überlassen blieb, die in beträchtlichem Ausmaß afrikanistisch ausgerichtet war. Diese Führung benutzte ihre Ellbogen, war insbesondere in der Orlando-Jugendliga sehr einflußreich und hatte in ihren Reihen so anerkannte ANC-Leute wie Potlako Leballo, Zeph Mothopeng und Peter Raboroko, die außerdem noch von Josias Madzunya, dem wortgewaltigen radikalen Afrikanisten, Unterstützung erhielten. Nelson, Oliver und Walter mußten sich mit ihrer Feindseligkeit auseinandersetzen, was um so bitterer war, als es sich um ehemalige Freunde handelte. MacDonald Maseko, ein Mitglied der nationalen Exekutive des ANC und Vorsitzender des Bezirks Orlando, der die Zusammenarbeit mit dem Inder-Kongreß abbrechen wollte, war bereits wegen seiner rücksichtslosen Militanz und seines Rassismus ausgeschlossen worden. Die Afrikanisten wiederum nutzten ihre Zeitung *The Africanist*, um ihre Kritik an denen zu üben, die Einladungen zu den von den Sowjets inspirierten Weltjugendfestspielen angenommen hatten, und verurteilten den ANC außerdem wegen seiner Teilnahme an den Wahlen zu den Beratenden Ausschüssen.

Die Angriffe kamen zu einem Zeitpunkt, an dem die Provinzfürhungen schwach waren. Nelson verzweifelte an der Inkompetenz, unsachgemäßen Buchführung und vor allem der schlechten Öffentlichkeitsarbeit von Bezirksführern und hegte die Befürchtung, ihre Gegner würden diese organisatorische Schwäche für sich ausnutzen.

Als die Afrikanisten den 31. Juli zum Heldengedenktag proklamierten und einen Gedenkgottesdienst für den bereits 1947 nach langer Krankheit verstorbenen Anton Lembede abhielten, spitzten sich die Dinge zu. In klarem Widerspruch zu ANC-Gedenkfeiern, die immer nicht-rassisch sein sollten,

war der Heldengedenktag eindeutig afrikanistisch, und bezeichnenderweise beanspruchten die Teilnehmer Lembede, den angeblich von seinen Mitstreitern betrogenen Urafrikanisten, als einen der ihren.

Der Konflikt verschärfte sich also und sollte innerhalb von zwei Jahren in einer unversöhnlichen Spaltung enden, die den Pan Africanist Congress (Panafrikanischer Kongreß) hervorbrachte.

Trennung von Eveline

Der Streit im ANC war nicht der einzige, dem sich Nelson während dieser Zeit gegenüber sah. Es gab auch Streit in der Familie. Die Ehe, die auf so festem Grund gebaut schien und durch vier Kinder besiegelt war, begann auseinanderzufallen. Wirtschaftlichen Sorgen hatte sie widerstanden, durch den Druck der Trennungen jedoch wurde sie ins Wanken gebracht. Eveline selbst hatte das Gefühl, sie habe für ihre Ausbildung zur Geburtshelferin einen hohen Preis bezahlt, und es sei diese Trennung gewesen, die zur Entfremdung von ihrem Mann geführt hatte. Nelson wirkte auf Frauen außergewöhnlich anziehend und ließ sich auch leicht von ihnen anziehen. Aber seine Familie bedeutete ihm alles. Er glaubte vermutlich nicht, daß eine vorübergehende Liaison sie aufs Spiel setzen würde. Wahrscheinlich erwartete er auch, Eveline werde toleranter und weniger puritanisch sein.

Eveline ist der Meinung, sie sei, trotz der zeitweiligen Trennungen 1952-53, in ihrer Liebe zu Nelson glücklich gewesen und habe sich seiner Liebe ganz sicher gefühlt.

»1953 war ich erneut schwanger. Ende des Jahres bestand ich meine Prüfung. Ich war überglücklich, umso mehr, als ich wieder mit der Familie vereint sein würde. Zu Hause wurde ich mit einem herzlichen Willkommen und einer gedämpften Feier begrüßt, denn Nelson stand unter Bann. Der Bann ließ ihm mehr Zeit für uns, und insgeheim gefiel uns das. Makaziwe wurde im folgenden Jahr geboren.

Zunächst war es für mich nicht mit den Händen zu greifen. Niemand wollte es mir sagen. Doch dann erreichte mich der Klatsch. Nelson, erzählte man mir, hätte eine Affäre mit einem

weiblichen Mitglied des ANC. Ich kannte diese Frau und bewunderte und mochte sie. Sie besuchte uns häufig, und ich kam gut mit ihr aus. Zunächst schenkte ich dem Gerücht keinen Glauben, aber als ich es dann nicht mehr ertragen konnte, habe ich mich an Nelson gewandt. An wen sonst hätte ich mich wenden können? Er war wütend, daß ich seine Treue in Frage stellte. Die Frau sei eine bedeutende ANC-Führerin, und mehr wäre da nicht, sagte er. Aber der Klatsch ging weiter, und es gab welche, die mich mit der Behauptung trösten wollten, Nelson sei verhext. Es gab da auch noch eine andere Frau, und die fing an, zu uns nach Hause zu kommen, in unser Schlafzimmer zu gehen und Nelson ins Bad zu folgen. Was das alles zu bedeuten hätte, wollte ich wissen und erklärte, ich würde das nicht zulassen. Wenn sie mit ihm über seine Arbeit zu sprechen hätte, solle sie das auf sein Büro beschränken und meinen Mann nicht auf diese ungehörige Weise bis in mein Haus verfolgen. Nelson war außer sich. Er stellte sein Bett ins Wohnzimmer und wurde immer kühler und distanzierter. Ich war verzweifelt und suchte Walter auf. Das, glaube ich, hat Nelson mir nie verziehen. Er warf mir vor, ich würde unsere Probleme ausposaunen. Er aß nicht mehr zu Hause und brachte seine Wäsche zu einer Kusine. Dann fing er auch an, außer Haus zu schlafen.

Der Riß zwischen uns war bald überall bekannt. Es war mir peinlich, und ich war tief verletzt. Leaby und Makhulu spürten die Belastung. Makhulu ging nach Qunu zurück. Ich glaube, sie konnte es nicht ertragen, unsere Familie auseinanderfallen zu sehen. Ich ging zu meinem Bruder, der damals in Orlando West lebte. Er redete mit Nelson und sagte mir dann, ›Wenn der Mann aufgehört hat, dich zu lieben, wenn etwas oder jemand diese Liebe getötet hat, dann gibt es nichts, was du oder irgendjemand sonst dagegen tun kann.‹ Mir wurde zum

ersten Mal klar, daß ich dabei war, meinen Mann zu verlieren, wenn ich ihn nicht schon verloren hatte.

Doch ich unternahm einen letzten Versuch und ging zu Kaiser Matanzima. Nelson bewunderte ihn und stand ihm nahe. Wenn Nelson überhaupt irgendeinem Menschen zuhören würde, dann ihm, dachte ich. Matanzima sprach mit Nelson, aber seine Antwort war, daß er mich nicht mehr liebe.«

Nelsons Schwester Leaby hat diese Zeit so in Erinnerung:

»Ich kann dir nicht sagen, wie wir jene Zeit überstanden haben – als die beiden Menschen, die wir achteten, sich plötzlich gegeneinander wandten. Wir waren doch alle auf sie angewiesen, und wenn sie so weitermachten, dann war das, als wenn sich der Boden unter unseren Füßen auftat und wir hineinfielen. Es war *Umthakathi* (schwarze Magie), genau das war es.«

Eveline erzählt von dem Tag, als das Schweigen zwischen ihnen aufbrach und die Dinge sich zuspitzten:

»Nelson pflegte 20-Cent-Münzen für die Kinder aufzuheben, die sie mit zur Schule nahmen. Tembi durfte sich jeden Morgen eine davon nehmen. Ich hatte immer geklagt, da liege zuviel Geld herum. An diesem Morgen nahm Tembi sich einfach zwei Münzen statt einer. Ich schimpfte mit ihm. Vielleicht bin ich zu weit gegangen. In meinem Ärger und meiner Enttäuschung muß ich gegenüber Nelson herausgeplatzt sein, er verderbe den Jungen. Es mag auch sein, daß ich zu Tembi zu streng war. Was ich auch in jenem Moment gesagt haben mag, der monatelang unausgesprochene Riß in unserer Ehe machte sich in einem Wortschwall Luft.

Nach diesem Vorfall verließ ich unser Haus und zog zu meinem Bruder. Nelson kam dorthin, um mich zu sehen, und sagte mir, ich solle die Sache vergessen und nach Hause kommen. Ich tat es. Ich versuchte verzweifelt, die Ehe zu retten, selbst wenn ich mich damit an einen Strohhalm

klammerte. Aber das Eis wollte nicht brechen. Diese kühle, unerträgliche Distanz blieb. Ich erkannte, daß es mit meiner Ehe vorbei war, und zog aus, um im Schwesternwohnheim zu leben. Vielleicht stellte ich mir vor, wenn ich die Situation umkehrte und ausging, so wie er es tat, daß er dann zur Besinnung kommen und erkennen würde, daß er mich brauchte, um die Familie zusammenzuhalten. Wenn ich so fühlte, dann lag ich damit total falsch. Nelson besuchte mich niemals im Schwesternheim und schickte mir auch keine Nachricht. Ich war es ja, die die Trennung eingeleitet hatte. Ein Jahr später zog ich zu meinem Bruder. Hätte ich mehr Geduld gehabt und versucht zu verstehen, warum er sich von mir abgewandt hatte, dann wäre es vielleicht anders gekommen und ich wäre immer noch seine Frau. Er war der einzige Mann, den ich je geliebt habe. Er war ein wundervoller Gatte und wunderbarer Vater.

Die Kinder waren mal bei ihm und mal bei mir, mal in Orlando East, mal in Orlando West. Makie war damals erst zwei und viel zu jung, um zu verstehen, was vor sich ging. Makgatho war mit seinen fünf Jahren noch jung genug, um sich deswegen keine Sorgen zu machen, aber Tembi, der acht war, litt stark darunter.

In gewisser Hinsicht machte ich mir weiterhin selbst etwas vor und glaubte, solange Kinder zwischen uns seien, bestehe auch unsere Ehe weiter. Aber das änderte sich, als eine Freundin mich auf eine Notiz in der Zeitung aufmerksam machte, etwa ein Jahr oder noch länger, nachdem ich aus unserem Haus ausgezogen war. ›Dein Mann läßt sich von dir scheiden‹, sagte sie. Ich fröstelte, war nicht fähig zu antworten. Ich hatte gehört, daß Nelson mit einer Sozialarbeiterin aus dem Baragwanath-Krankenhaus ausging, doch ich dachte, es sei bloß wieder eine weitere Frau mehr. Er würde sie aufgeben wie die anderen vor ihr. Nelsons Zuneigung zu den Kindern

würde unsere Ehe erhalten, wenn auch nicht tatsächlich, so doch wenigstens dem Namen nach.

Ich hatte mich an diese Haltung gewöhnt, und nun stand ich vor der Scheidung. Ich suchte einen Anwalt auf. Ich widersetzte mich der Scheidung nicht, und so wurde sie vollzogen. Wir stritten uns nicht um das Sorgerecht für die Kinder, das dann vom Gericht mir zugesprochen wurde. Da Nelson keine Lobola (Brautgeld) gezahlt hatte, hatte er nach afrikanischem Recht keinen Anspruch auf die Kinder. Er war deswegen sehr bekümmert und kam mit meinem Bruder überein, die Lobola nachzuzahlen, und mein Bruder sagte, er würde das annehmen, weil Nelson mich schlecht behandelt hätte. Und so tat Nelson etwas ganz Seltenes und zahlte Lobola, nachdem die Ehe beendet war. In der Tat ›lobolierte‹ er die Kinder.«

Nelsons zweiter Sohn, Makgatho, erinnert sich an ihn als liebenden, aber auch strengen Vater.

»Papa, Tembi und ich machten für gewöhnlich vieles gemeinsam. Wir wuschen uns im Schlafzimmer. Er brachte das Wasser herein, wusch erst uns und dann sich selbst. Abends nahm er uns häufiger mit in die Stadt und kaufte uns Eiscreme. Wir liebten es, seinen Geschichten zuzuhören. Er erzählte uns von alten Zeiten und davon, wie es mit dem Ärger zwischen Schwarzen und Weißen angefangen hatte. Wenn ich auch nicht alles davon verstehen konnte, Tembi konnte es. Papa versuchte uns verständlich zu machen, warum er so oft von zu Hause weg war, warum er all diese Versammlungen besuchen mußte und worum es in dem Kampf überhaupt ging. Er nahm uns auch meistens zu den ANC-Jugendliga-Versammlungen nach Sopatsela in Orlando West mit.

Er war sehr populär, dort wo wir wohnten. Wenn er das Haus verließ und in seinen Wagen stieg, kamen die Kinder angelaufen und schrien ›Afrika‹, ›Mayibuye!‹ (Lassen wir Afrika wiederkehren!) Wir waren so stolz. Papa erklärte uns die Bedeutung der Worte. ›Das sind nicht einfach Worte‹, sagte er. ›Wenn die Leute *Mayibuy' i Afrika* rufen, meinen sie, daß sie das zurückhaben wollen, was ihnen gehört.‹

Papa war sehr sportlich. Er trainierte sehr viel und ließ uns mitmachen. Wir joggten immer zusammen und machten auch Schattenboxen gegen die Wand. Ich dachte damals immer, wenn Papa in den Ring steigen würde, dann würde er jeden schlagen. Er nahm uns zu Boxturnieren im Bantu-Bürgerzentrum mit; er war auch Mitglied in einem Sportklub in Orlando. Dort spielte er Baseball und Golf und auch noch andere Hallenspiele. Er nahm uns, soweit ich mich erinnere, jeden Abend mit, und wir spielten dort auch mit Jungen in unserem Alter.

An Samstagen brachte Papa uns ins Kino, nach Fordsburg. Dort ließ er uns, und mit seinem Wagen holte er uns nachher wieder ab. Wir drei, Tembi, Makie und ich, gingen da immer zusammen hin.

Papa schlug uns nie, aber wenn wir etwas Falsches getan hatten, bekamen wir von ihm eine Lektion, die schlimmer als Schläge war. Ich erinnere mich, daß ich einmal ins Schwimmbad gehen wollte. Ich bat ihn um das Eintrittsgeld. Er fragte, wieviel? Ich dachte einen Moment nach und bat um das Doppelte von dem, was ich brauchte. Papa wußte das. Er sagte nichts, aber er folgte mir, was ich wiederum nicht wußte. Er sah meinen Freund draußen warten. Zu Hause rief er mich zu sich und fragte, warum ich ihn mit dem Geld belogen hätte. Ich schämte mich so, daß ich kaum sprechen konnte. Er ließ nicht locker. Da sagte ich, ich hätte das Geld für meinen Freund gewollt, der hätte kein Geld, um schwimmen zu gehen.

Papa sagte, es wäre gut, daß ich an meinen Freund gedacht, aber furchtbar, daß ich gelogen hätte. Warum ich lügen würde? Ich sagte, ich hätte Angst gehabt, worauf er mich belehrte, ich solle mich niemals vor der Wahrheit fürchten.

Es war sehr schlimm für uns, als unsere Mutter das Haus verließ. Es war ganz so, als ob ich kein Zuhause mehr hätte. Ich wußte nicht, wo ich bleiben sollte. Ich glaube, für Tembi war es noch schlimmer, aber er kam dann auf ein Internat in Matatiele. Wir wohnten bei unserem Onkel, weil unsere Mutter jetzt dort lebte. Danach wohnten wir wieder bei Papa. Großmutter war da, sie freute sich immer, uns zu sehen. Aber Papa war nicht immer zu Hause. So schien es besser zu sein, wenn wir bei unserer Mutter blieben. Aber an den Wochenenden wohnte ich bei Papa.«

Nelson war sehr empfindsam für die Auswirkung des Bruchs seiner Ehe auf die Kinder und führte die Bedeutung eines Traumes, den er während seiner Haft gehabt hatte, auf diese Belastung zurück:

»In der Nacht des 24. Februar träumte ich, ich käme bei Nr. 8115 an und fände unser Haus voller junger Leute, die Mädchen mit nackten Brüsten, die alle eine Mischung aus Jive und Infiba (einen traditionellen Zulu-Tanz) tanzten. Alle waren überrascht, als ich unerwartet eintrat. Einige begrüßten mich herzlich, während andere mir einfach scheu entschwanden. Das Schlafzimmer fand ich gleichfalls voll von Mitgliedern der Familie und engen Freunden. Du hattest es Dir im Bett bequem gemacht, zusammen mit (Ma)Kgatho, der noch klein war und am anderen Ende des Bettes schlief.

In jenem Traum erinnerte ich mich vielleicht an die zwei Wochen im Dezember 1956, als Makghato sechs war und ich Makhulu allein im Hause ließ. Kgatho lebte damals bei seiner Mutter in Orlando East, aber einige Tage, bevor ich zurückkam, fand er sich bei Omkhulu ein und schlief für ein

paar Tage in meinem Bett. Er vermißte mich sehr, und das Bett zu benutzen, muß das Gefühl der Sehnsucht ein wenig gelindert haben.« (15. 4. 76)

Anklage: Hochverrat

Wenn Nelsons politisches Leben hektisch war, so war sein Privatleben beunruhigend. Seine Mutter war über den Bruch mit Eveline unglücklich und wünschte, daß sie ihre Differenzen beilegte und die Familie zu früherer Harmonie zurückführten. Nelson wußte, daß er das nicht konnte. Die Trennung machte beiden schwer zu schaffen, Eveline wegen des Verlusts von Nelson und Nelson wegen der Störungen, die diese Trennung im Leben der Kinder hervorrief. Am meisten schmerzte ihn Tembis Kummer, denn er war für ihn nicht nur Sohn, sondern auch Freund, und Nelson sorgte sich, wie er das Vertrauen wiederherstellen könne, das einmal dagewesen und nun erschüttert worden war.

Doch er hatte wenig Zeit, um Tembi und die anderen Kinder zu trösten. Ein paar Wochen vor Weihnachten gab es im Morgengrauen plötzlich eine Razzia. Nelson wurde von dem hartnäckigen Klopfen im Bett überrascht und wußte sofort, das war die Polizei. Er öffnete die Tür. Sie erklärten ihm, er sei verhaftet, solle ein paar Sachen zusammenpacken und sie begleiten, doch zuvor hatten sie das kleine Haus noch durchsucht und das unterste zuoberst gekehrt. Makhulu stand dabei und weinte innerlich. Nelson tröstete sie so gut er konnte, mehr noch durch die Zärtlichkeit in seinen Augen als mit den Worten, die er sprach.

Wie er später feststellte, war er nur einer von 156 Leuten, die am Volkskongreß teilgenommen hatten und nun verhaftet worden waren. Der Staat nannte das Ganze ›Operation T‹. Die *Golden City Post* berichtete am 9. Dezember 1956:

»Alle Verhafteten wurden mit Militärflugzeugen nach Johannesburg gebracht und erschienen dort vor einem Friedensrichter. Bis zur Verhandlung am 19. Dezember wurden alle in Untersuchungshaft genommen und verbrachten zumindest eine Nacht im Fort von Johannesburg.

Die Polizei versuchte, den Abflug der Dakotas zu verheimlichen, in denen die Verhafteten aus Kapstadt befördert wurden, unter ihnen Mr. L. B. Lee-Warden, Amtsarzt und Eingeborenenvertreter; Mr. Lionel Forman, ein Rechtsanwalt, der wegen eines Herzleidens mit einem besonderen Medikament versorgt werden muß; Mr. Fred Carnenson, ein ehemaliges Mitglied des kapländischen Parlaments, und Mrs. Sonia Bunting, die Frau von Mr. Brian Bunting, einem ehemaligen Parlamentsmitglied.

Mr. Ismail C. Meer, unter Bann stehender Funktionär des Inder-Kongresses und von Beruf Rechtsanwalt, wurde von der Polizei im Hause von Verwandten im Bett angetroffen, wo er sich gerade von einer größeren Operation erholte. Da er nicht transportfähig war, wurde er unter Hausarrest gestellt und ein Polizist in seinem Schlafzimmer postiert. Die Wachen wurden dreimal am Tag abgelöst (...) Seine beiden Kinder, denen nicht bewußt war, was vorging, spielten in dem Zimmer. Die drei Jahre alte Shamin Meer ersann ein Spiel ihrer eigenen Wahl und beschenkte den wachhabenden Polizisten, in dem Glauben, er sei ein Straßenbahnschaffner, mit Fahrkarten, die er abknipsen sollte.

Mrs. G. M. Naicker konnte ihren Mann, Dr. Monty Naicker, nur noch auf dem Flughafen sehen, als er gerade das Rollfeld zur wartenden Maschine überquerte. Er drehte sich um und winkte ihr zu, und sie winkte zurück.

Siebzehn Personen wurden in Port Elizabeth verhaftet, und etwa fünfzig Detektive durchsuchten ihre Wohnungen in Korsten und New Brighton. Alle wurden nach Johannesburg

geflogen. Die Polizei durchsuchte außerdem auch die Büros der ANC-Bezirksgruppe und verschiedene Gewerkschaftsbüros.«

So wurde das Fort-Gefängnis in Johannesburg auf einen Schlag zu einem Sammelpunkt der engagiertesten Demokraten des Landes. Die Wärter hatten ihre Probleme. Ein des Hochverrats Angeklagter erinnert sich:

»Das große abendliche Ritual war die Zählung der Gefangenen. Die Wärter kriegten das niemals richtig hin. Eines Abends, nach endlosem Zählen und Nachzählen, behaupteten sie doch tatsächlich, da wäre ein Afrikaner zuviel und ein Inder zuwenig. Ihre Blicke blieben schließlich an Joe Matthews haften, dessen Haar etwas länger als das der meisten Afrikaner war. ›Du da‹, sagten sie, ›du bist Inder‹, und damit war das Problem gelöst.«

Zwei Wochen nach den Verhaftungen begann die Voruntersuchung in der Drill Hall in Johannesburg. Draußen war eine gewaltige Demonstration im Gange, und jedesmal, wenn ein Polizeitransporter stoppte und einen neuen Schwung Angeklagter ausspuckte, wurde dieser mit großem Hallo begrüßt. Die Polizei geriet in Panik und feuerte in die Menge, worauf wiederum die Leute in Panik gerieten und kreuz und quer durcheinanderliefen. Die Angeklagten erstarrten vor Schreck – glücklicherweise wurde niemand getötet, aber es gab 22 Verletzte.

Zu Beginn der Verhandlung waren die 156 Angeklagten in einen Käfig eingeschlossen, an dem jemand ein Plakat mit der Aufschrift ›Füttern verboten‹ anbrachte. Nachdem der Verteidiger ausgeführt hatte, welche Vergewaltigung des Rechts im Falle seiner Mandanten vorliege, ließ man sie aus dem Käfig und setzte sie gegen Kautions auf freien Fuß.

Nelson war froh, wieder bei den Kindern zu sein. Klein und beengt wie es war, öffnete er sein Haus für Angeklagte aus anderen Gegenden des Landes. In Johannesburg gab es in jenen Tagen keine Hotels für ›Nicht-Europäer‹, und selbst wenn es sie gegeben hätte, hätten die meisten Angeklagten sie sich nicht leisten können. Außerdem hätten die Verpflichtungen Freunden und Verwandten gegenüber eine Übernachtung dort nicht zugelassen.

Der Prozeß brachte politische Führer aus dem ganzen Land zusammen, von denen viele sich zwar dem Namen nach kannten, einander aber noch nie begegnet waren. Jetzt war es so, als befände sich die gesamte Führung in einer permanenten Konferenz. Während des Mittagessens und in den Abendstunden unterhielt man sich und machte Pläne. Die Angeklagten wurden von Kirchengruppen und Liberalen eingeladen, um mit Würdenträgern aus aller Welt zusammenzutreffen. Solche Treffen waren eine gute Übung in Öffentlichkeitsarbeit, denn Bischof Reeves und Alan Paton von der Liberalen Partei der Afrikaander hatten einen Verteidigungsfonds gegründet, und es erwies sich als unerlässlich, potentiellen Spendern zu versichern, daß sie nicht einen Haufen verantwortungsloser Extremisten, sondern rechtschaffene Leute unterstützen würden. All dies geschah, bevor die etablierte Weltgemeinschaft der Staaten unter dem Schock des ›Terrorismus‹ zusammenzucken sollte.

Der Panafrikanische Kongreß

Einen Monat nach Eröffnung der Voruntersuchung fand im Lande ein massiver Busboykott statt, der in Alexandra Township bei Johannesburg begann, sich im gesamten Reef ausbreitete und dann auf Pretoria, das östliche Kapland und den Oranjerestaat übersprang. Unter Bann stehend und durch den Hochverratsprozeß gebunden, fühlte Nelson sich frustriert und hilflos.

Gerade da wurden ihm die Auswirkungen des Prozesses in ihrer ganzen Tragweite bewußt. Die Regierung hatte sie zur Tatenlosigkeit verurteilt, von ihrem Volk abgeschnitten und wertvolle Gemeinschaftsarbeit unterbrochen. Das Schlimmste aber war, daß der Prozeß den Afrikanisten im ANC das Feld freiräumte, die jetzt an Stärke gewannen. In Nelsons Augen waren sie alle kleingeistig und reaktionär, und er fürchtete, die an der Front zurückgebliebenen neuen und unerfahrenen ANC-Mitglieder wären nicht in der Lage, es mit ihnen aufzunehmen.

In gleichem Maße wie der Boykott sich ausweitete und stärker wurde, schossen in den Townships die Peoples Transport Committees (Volks-Transportkomitees) aus dem Boden. Es war eine spontane Widerstandsbewegung, und der ANC war sehr erfreut darüber, daß mit Alfred Nzo einer seiner Männer dem siebenköpfigen Koordinationsausschuß vorstand, der Nationalisten, Afrikanisten, Konservative und Anhänger der radikalen Madzunya-Gruppe umfaßte. Sechstausend Menschen gingen täglich lieber zu Fuß zur Arbeit, als daß sie die erhöhten Fahrpreise bezahlten, die sie sich nicht leisten konnten, und skandierten auf ihrem Marsch Losungen, die bis auf den heutigen Tag Bestand haben sollten: *Azizwelwa >we*

won't ride< (wir fahren nicht), *Asinamali* >we have no money< (wir haben kein Geld).

Doch für die Ausdauer eines Volkes, das wußte Nelson, gab es Grenzen, und wurde der Widerstand nicht richtig geführt, dann würde er als Enttäuschung und Katastrophe enden. Mit dem Busboykott war das Ende des Kampfes ja nicht erreicht. Er war nur eine Episode in einer Auseinandersetzung, die sich Nelsons Meinung nach über die nächsten Jahre erstrecken würde. Wie die Geschichte zeigen sollte, waren seine zeitlichen Berechnungen zu optimistisch, die seiner Gegner hingegen fahrlässig.

Nelson sah vor allem zwei Probleme. Zum einen, daß das Volk sein eigenes Durchhaltevermögen sehr überschätzte, zum anderen, daß diese falschen Vorstellungen von den Gegnern des ANC, hauptsächlich den Afrikanisten und in geringerem Maße dem Movement for Democracy of Content (Bewegung für inhaltliche Demokratie), die sich von der Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer abgespalten hatten, ausgenutzt würden. Und über all dem stand dann ja noch, unerbittlich und drohend, die Regierung, von der er fürchtete, sie werde die leiseste Provokation dazu benutzen, die Marschierer in einem Blutbad zu ertränken.

Die ersten Annäherungsversuche machten Handel und Industrie, deren Umsatz durch den Boykott ernsthaft in Mitleidenschaft gezogen war. Sie boten an, ihren Angestellten eine einmalige Unterstützungszahlung zu gewähren. Dieses Angebot wurde später auf alle Pendler ausgedehnt, und die Drill Hall-Gruppe setzte sich nun damit auseinander. Sollte das Volk den Kompromiß annehmen oder den Boykott fortsetzen? Einige argumentierten, die gesamte Unterstützungssumme würde nicht länger als zwölf Wochen reichen. Was war danach? Wie konnte man von den Leuten erwarten, einen vier Monate langen Kampf für eine Zwölf-Wochen-Lösung

aufzugeben? Die Afrikanisten und die Bewegung für inhaltliche Demokratie agitierten deshalb für eine Fortsetzung des Kampfes, und die ANC-Aktivisten an der Boykottfront teilten diese Einschätzung. Die Regierung ihrerseits drohte damit, die Boykotteure auf die Knie zu zwingen. Sie betrachtete jeden ›Sieg‹ auf Seiten des Volkes als einen Sieg des ANC und startete, um dem entgegenzuwirken, eine finstere Propagandakampagne mit Anschuldigungen wie etwa, der ANC steuere den Boykott durch Aufständische aus dem Untergrund. Diesen Verleumdungen ließ sie Massenverhaftungen folgen. Allein in Alexandra Township wurden 14.000 Menschen, darunter 500 Taxibesitzer, unter fadenscheinigsten Vorwänden verhaftet.

Nelson und seine Mitstreiter diskutierten die Lage zusammen mit ihren Frontleuten und holten sich Rat bei der Liberalen Partei und bei Bischof Ambrose Reeves. Im Kampf gegen die Apartheid war der Bischof ein Fels in der Brandung, der die Bewunderung und das Vertrauen von Häuptling Luthuli und Professor Matthews genoß. Kurz vor seiner Verhaftung war Oliver von ihm zur Priesterweihe angenommen worden. Was es in erster Linie abzuwägen galt, war, wie lange der Widerstand noch weiterbestehen und wie schnell die Regierung Schritte unternehmen würde, nachdem man das Kompromißangebot zurückgewiesen hatte.

Die Afrikanisten und die Bewegung für inhaltliche Demokratie erließen abenteuerliche Aufrufe an das Volk, man solle sich mit Lebensmitteln eindecken und auf ein längeres Fernbleiben von der Arbeit einrichten. Der ANC dagegen war vorsichtig. Die Führer, die im Prozeß festgehalten wurden und sich in einiger Entfernung von der Boykottfront befanden, hatten keinen unmittelbaren Einblick in den Sachverhalt.

Nelson weigerte sich, die Angelegenheit als einen Wettbewerb zwischen politischen Kräften zu betrachten, als

gelte es festzustellen, wer wen an revolutionärem Eifer übertreffen könne. Seine Hauptbefürchtung war, das Opfer des Volkes würde vergeudet und sie hätten dafür nichts als Gegenleistung vorzuweisen. Wohl war er nicht damit einverstanden, daß sie klein begeben und einen Kompromiß schließen sollten, aber da es ihm nicht möglich war, die Schlacht selbst anzuführen, konnte er sich auch schlecht für eine militantere Lösung stark machen. So traf der ANC die Entscheidung, den Boykott abzubrechen und die Unterstützungszahlung anzunehmen.

Auf diesen Beschluß hatten die Afrikanisten nur gewartet und warfen dem ANC jetzt vor, er verkaufe den Kampf des Volkes für schäbige 25000 Pfund. In Alexandra und stärker noch in Evaton verlor der ANC an Unterstützung. Das dortige Transportkomitee setzte sich aus jungen ANC-Leuten und zwei Mitgliedern des Inder-Kongresses von Transvaal zusammen, wovon einer Solly Nathee, ebenfalls Angeklagter im Hochverratsprozeß, war. Der Boykott war in Evaton tatsächlich erfolgreicher als in Alexandra und lief auch über eine längere Zeit, und zwar hauptsächlich deshalb, weil das Komitee dort sich einfach als geschäftstüchtiger erwies, denn es war sogar darauf vorbereitet, seine eigene Transportgesellschaft zu gründen. Das Evaton-Komitee erreichte von der Busgesellschaft bedeutende Zugeständnisse, und alles wäre noch besser gelaufen, hätte es nicht den Angriff der Basotho gegeben.

Die Basotho, größtenteils Wanderarbeiter, waren in dem Komitee nicht vertreten, und das machte sich die boykottierte Busgesellschaft zunutze. Sie manipulierte insbesondere die Schlägertruppen unter ihnen, Basotho in weißen Gewändern, die sich unter dem Namen ›Russen‹ einen berüchtigten Ruf erworben hatten. Sie waren die Vorläufer der *Witdoeke* der achtziger Jahre, die vom System und dessen Agenten

mobilisiert wurden, um den Widerstand des Volkes zu brechen. Die Basotho wurden von der boykottierten Busgesellschaft angeheuert, um die Boykotteure und Streikposten anzugreifen. Dennoch machte das Evaton-Pendlerkomitee beträchtliche Gewinne, mit denen man aber den Panafrikanischen Kongreß unterstützte, da er an der Boykottfront weit aktiver war als der ANC.

Der Prozeß, der die ANC-Führung als Geiseln festhielt, dessen klägliche Vorstellung beim Busboykott, seine schwache Organisation und Unfähigkeit auf Bezirks- und Regionalebene schadeten dem Ansehen des ANC zu jener Zeit erheblich. Nelson war über die völlige Inkompetenz und Selbstherrlichkeit einiger Funktionäre äußerst besorgt und verzweifelte an der schlechten Buchführung und Abrechnung. Damit lieferte man den Afrikanisten den Vorwand, den sie brauchten, um die Führung und den Vorsitzenden von innen heraus anzugreifen und die Organisation auf einen afrikanistischen Kurs zu zwingen. Potlako Leballo und Josias Madzunya, die radikalen Afrikanisten, erhielten in den Townships beträchtlich Zulauf. Aus Protest gegen die weißen Wahlen von 1958 hatte der ANC dazu aufgerufen, landesweit der Arbeit fernzubleiben, doch Leballo und Madzunya zogen, obwohl Mitglieder im ANC, offen gegen diesen Aufruf zu Felde, da sie die weißen Wahlen für irrelevant hielten.

Auf der ANC Transvaal-Konferenz von 1958 spitzten sich die Dinge noch mehr zu. Verschiedene Bezirke waren bei der Nationalen Exekutive bereits schriftlich wegen angeblicher Korruption innerhalb der Transvaal-Exekutive eingekommen. Auf der Konferenz, auf der man sich dann auf das heftigste befandete, führten Madzunya und Leballo die Opposition gegen die Führungsgruppe an.

Oliver, der auf dem Podium saß und die Stimmung unten im Saal sozusagen wie von einem Tribünenplatz aus beobachtete,

riet dem Vorsitzenden, dem Antrag zuzustimmen. Sein Ratschlag stieß jedoch auf taube Ohren. Der Vorsitzende zog die Konfrontation vor. Leballo verlangte den Rücktritt der Führung und erhielt dafür überwältigende Unterstützung. Der Vorsitzende, der seine Niederlage kommen sah, schloß daraufhin die Versammlung und stimmte die Nationalhymne an. Die meisten in der Halle blieben sitzen und brachten so ihre Ablehnung des Vorsitzenden zum Ausdruck.

Noch am selben Abend überfielen wütende Afrikanisten die ANC-Büros und machten sich mit dem ANC-Wagen aus dem Staub.

Als die Nationale Exekutive erkannte, wie kritisch die Situation war, nahm sie die Sache selbst in die Hand, überredete die Transvaal-Exekutive zum Rücktritt, versprach den Antragstellern Neuwahlen und setzte einen neuen Termin für die verschobene Konferenz fest. Gleichzeitig schloß sie, als Demonstration der Stärke, Madzunya und Leballo wegen ihres fortgesetzten Widerstands gegen den offiziellen Aufruf zum Fernbleiben von der Arbeit aus der Führung aus. Leballo gründete daraufhin einen Anti-Charta-Rat und stellte Madzunya als Kandidaten für die Wahl zum Provinzvorsitzenden auf. Madzunya, eine bodenständige Persönlichkeit, so rauh wie die Erde, an die er sich klammerte, und von einer messianischen Redekunst, übte auf die nomadisierenden Stammesleute, deren Instinkte noch in ländlicher Politik verwurzelt waren und die die städtische Szene seltsam und ungemütlich fanden, eine große Anziehungskraft aus.

Die Dinge schienen auseinanderzufallen, und die Aufgabe, sie wieder zu kitten, die Bezirke zu reorganisieren und zu stärken, fiel vor allem Nelson, Walter und Oliver zu. Nach dem langen Prozeßtag arbeiteten sie einige Stunden konzentriert im Anwaltsbüro, das ja schließlich das zum Leben

notwendige private Einkommen einbrachte. Die Dinge schlugen regelrecht über ihnen zusammen: bis spät in die Nacht auf und am frühen Morgen wieder hoch, sich treffen, diskutieren, beraten, planen und fast wider besseres Wissen hoffen, daß die Dinge sich bessern würden.

Die Arbeitsverweigerung (Stay-at-Home) vom 26. Juni 1958 war ein Desaster, was auf der verschobenen Provinzkonferenz seinen Niederschlag in einer starken, öffentlich beachteten Opposition fand. Madzunya hielt mit seinem in lange Gewänder gehüllten Gefolge eindrucksvoll Einzug, Leballo brüllte durch den Saal, und Tambo saß ganz still auf seinem Konferenzleiterstuhl. Häuptling Luthuli eröffnete die Konferenz mit der gewohnten Würde. Er wies pointiert auf die neue und gefährliche Tendenz innerhalb des ANC hin, unter dem Deckmantel des Nationalismus zum Rassismus zurückzukehren.

Im hinteren Teil der Orlando Hall regten sich ein paar Zwischenrufe und Fußestampfen, aber das hatten die Ordner schnell unter Kontrolle. Ärger gab es jedoch, als der Prüfungsausschuß die rechtmäßige Anwesenheit einer Reihe von ›Delegierten‹, die durch die Afrikanisten gestellt wurden, in Zweifel zog. Den Streit und die Wut darüber nahmen die Delegierten mit nach Hause und kehrten am nächsten Tag mit kräftiger Verstärkung aus der Nachbarschaft auf die Konferenz zurück. Beide Seiten waren bewaffnet, und einen Augenblick lang schien es, als wollten sie aufeinander losschlagen. Doch mit einem Mal beschlossen die Afrikanisten, im ANC sei nichts mehr übrig, um das es zu kämpfen lohne, und deshalb würden sie ihn verlassen und ihren eigenen Weg gehen. Sie zogen sich zurück und reichten ihre Austrittserklärung mit dem Entschluß zur Gründung einer eigenen Organisation in die Konferenz herein.

»Dies ist ein politischer, gegen den Unterdrücker gerichteter Kampf. Wir sind keine paramilitärische Clique, die sich mit der Ermordung afrikanischer Brüder beschäftigt (...) 1955 wurde die Kliptown-Charta angenommen, die unserer Meinung nach in unversöhnlichem Widerspruch zum Programm von 1949 steht, insbesondere weil in ihr festgeschrieben wird, das Land gehöre nicht länger dem afrikanischen Volk und es könne meistbietend an alle verkauft werden, die in diesem Lande leben (...) Wir sind am Scheidewege angelangt und geben hier und jetzt kund und zu wissen, daß wir uns vom ANC, wie er sich gegenwärtig im Transvaal darstellt, lossagen.

Wir machen hiermit einen neuen Anfang und betrachten uns als Hüter und Wächter der ANC-Politik, wie sie 1912 formuliert und bis in die Zeit der Kongreß-Allianz verfolgt worden ist.«

Zwei Monate später trat man in derselben Orlando Hall wieder zusammen und gründete den Pan African Congress (Panafrikanischer Kongreß). Vorsitzender wurde Robert Sobukwe, ein Universitätsdozent von intellektueller Brillanz. Nelson kannte ihn gut, denn Sobukwe war in der Jugendliga an führender Position und ein wichtiger ANC-Mann gewesen. Er bedauerte, ihn auf der Seite des Gegners zu sehen.

Sobukwe hatte zu denen gehört, die die Fort Hare-Gruppe der ANC-Jugendliga gegründet hatten, und Nelson erinnerte sich noch an seine brillante Rede im Namen der Studenten auf der berühmten Examensfeier von 1949. In der Mißachtungskampagne gegen ungerechte Gesetze waren sie Brüder gewesen, die die Verhaftung riskierten und bereit waren, für die Sache ihren Lebensunterhalt zu opfern. Nun standen sie in Opposition zueinander und würden in die gegenseitigen Beschimpfungen der beiden Organisationen verwickelt werden. Schon im nächsten Jahr sollten sie,

getrennt und in Konkurrenz zueinander, zur Tat schreiten, aber die Ernte aus Blut, Bann und Exil, die darauf folgte, als ein Volk einfahren.

Der Panafrikanische Kongreß besaß nur in zwei Zentren, in Johannesburg und im westlichen Kapland, eine größere Gefolgschaft, doch seine Mitglieder stürmten mit Eifer und Energie auf die politische Bühne. Sie gingen mit Anti-SACTU-Gewerkschaften (South African Congress of Trade Unions: Südafrikanischer Kongreß der Gewerkschaften) ein Bündnis ein und gründeten 1959 unter der Leitung von Jacob Nyaose und Lucy Mvubelo die Federation of Free African Trade Unions (Bund Freier Afrikanischer Gewerkschaften) (der sich aber schon 1965 wegen mangelnder Beteiligung auflöste. Anm. d. Übers.).

Der ANC verlor am Kap an Sympathie, weil er sich weiterhin für weiße Kandidaten einsetzte, die sich in Vertretung der Schwarzen um Parlamentssitze bewarben. Die Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer, in dieser Region eine der wesentlichen politischen Strömungen, hatte den Boykott populär gemacht und Kollaboration quasi zum Verbrechen erklärt. Der ANC unterstützte den für einen Eingeborenen sitz kandidierenden Vertreter des Kongresses der Demokraten. Diejenigen, die im ANC für einen Boykott waren, traten aus und schlossen sich dem Panafrikanischen Kongreß an.

Die Wahlen der Mischlinge erwiesen sich für den ANC als katastrophal, denn die meisten von ihnen befolgten den Boykott, und die, die zur Wahl gingen, wandten sich von den Kandidaten des Kongresses der Demokraten ab und gaben Vertretern der Vereinigten Partei ihre Stimme.

Da die National-Partei ihre Mehrheit ausbaute und die politische Einheit der Schwarzen auseinanderbrach, erwies sich das Jahr 1959 alles in allem als ein Jahr der weißen

Konsolidierung und der – schwarzen Schwäche. Nicht nur in den Reihen des ANC kam es zur Spaltung, auch der Allafrikanische Bund schloß seine Jugendorganisationen, die Sons of Young Africa (Söhne des jungen Afrika) und die Cape New Era Fellowship (Gemeinschaft für eine neue Ära im Kapland), aus ideologischen Gründen aus.

Mitten in diesem ganzen politischen Umbruch ereignete sich in Nelsons privatem Leben etwas Wundervolles: Er begegnete Winnie Madikizela. Ihre Klugheit und Schönheit überwältigten ihn. Adelaide Tsukudu, Olivers Verlobte, machte sie miteinander bekannt. Das Treffen war für beide bedeutsam. Er umwarb sie auf seine Weise, in den Grenzen, die der Bann ihm auferlegte und zwischen der täglichen Anwesenheit beim Hochverratsprozeß und den zahlreichen anderen Versammlungen. Sie besuchte die Drill Hall, und er stellte sie dort seinen Freunden vor. Er schickte sie nach Durban, damit sie dort ein wenig Zeit mit den Meers zusammen verbrachte, und zu seiner Tante in Orlando. Es war ganz so, als wolle er, daß alle sie mit seinen Augen sähen, ihre Güte und ihre Schönheit so kennenlernten, wie *er* sie kannte. Sie besuchte ihn in seinem Büro, und gelegentlich fuhren sie aufs Land. Bald befanden sich die Fotografien von ihm, ihrem Lieblingsnelson, dem Boxer, für immer in ihrer Handtasche. Sie war vor Liebe zu ihm ganz außer sich. Als seine Scheidung durch war, machte er ihr keinen Heiratsantrag, sondern sagte einfach, sie würden nun heiraten, und stellte sie seinen Kindern vor.

Makgatho hat die Scheidung seiner Eltern und sein Zusammentreffen mit Winnie folgendermaßen in Erinnerung:

»Ich war damals acht Jahre alt und ging in Orlando West zur Schule, wo unser Haus war, wohnte aber bei meiner Mutter in Orlando East. Tembi war im Internat. Was mit Makie war, weiß ich nicht mehr. Meine Mutter las in der Zeitung, daß

mein Vater sich von ihr scheiden lassen wollte. Mich kümmerte das nicht allzu sehr. Soweit ich sehen konnte, war das schon vor langer Zeit passiert. Meine Eltern lebten getrennt, wir waren mal bei dem einen, mal bei dem anderen, einmal ging's von Orlando East nach Orlando West, und dann wieder vom Westen in den Osten. In dem Streit stand ich auf der Seite meines Vaters. Ich bin nicht sicher, wie das bei Tembi war, aber vielleicht war er auf der Seite meiner Mutter. Ich erinnere mich, daß es einmal zu Hause großen Krach zwischen ihnen gab. Ich weiß nicht mehr, um was es ging, aber ich ergriff Partei für meinen Vater.

1958 kam Tembi aus dem Internat nach Hause zurück. Wir gingen nach der Schule immer zu Papa ins Büro und fuhren mit ihm nach Orlando. Eines Tages hielten wir dann irgendwo an und holten Winnie ab. Sie war sehr freundlich. Ich dachte, was für eine hübsche Frau. Sie redete, und ihre Augen leuchteten. Ich mochte sie. Wir trafen sie danach noch oft, für gewöhnlich in Papas Büros. Ich habe mir nichts dabei gedacht. Dann erzählte uns Papa eines Tages, daß Winnie unsere neue Mutter werden würde. Das kam mir komisch vor, und ich redete später mit Tembi darüber. Ich sagte zu ihm, ›Papa bleibt mit Winnie zusammen, und Winnie wird unsere neue Mutter.‹ Es brachte Tembi aus der Fassung, aber er sagte nichts.

Als ich Papa dann in unserem Haus in Orlando West besuchen ging, hörte ich, wie meine Tanten und meine Großmutter über Papas Hochzeit sprachen. Sie waren alle sehr aufgeregt und machten große Pläne.

Ich besuchte Papa nach seiner Heirat weiter und verbrachte die Wochenenden bei ihm. Winnie war für mich in Ordnung. Ich betrachtete sie als meine Mutter, wie mein Vater es wünschte, und das regte unsere Mutter auf. Sie wollte nicht, daß ich an Wochenenden dort hinging, aber ich tat es trotzdem.«

Eveline erzählt darüber:

»Ich hörte von Tembi, daß Nelson die Sozialarbeiterin aus Baragwanath heiraten würde: sie hieß Winnie Madikizela. Ich dachte, wie paradox es doch war, daß nicht irgendeine von den Frauen, über die wir uns gestritten hatten, schließlich unsere Ehe beendete, sondern eine Neue. Oh, Winnie war für den Bruch nicht verantwortlich, aber weil er sie heiraten wollte, mußte die Scheidung sein.

Mein Bruder kehrte damals nach Engcobo zurück, und ich übernahm sein Haus in Orlando. Die Kinder machten weiter ihre Besuche, solange Vater und Großmutter da waren, aber als sie verschwanden, der Vater, weil er im Gefängnis war, und die Großmutter, weil sie nach Qunu zurückkehrte, gingen sie nur noch zu besonderen Anlässen zum Haus ihres Vaters.

Nelson zahlte für die Kinder Unterhalt, solange er dazu in der Lage war, aber nach seiner Verhaftung und Einkerkерung wurde ich für sie verantwortlich. Eine Zeitlang wurden die Schulgebühren bezahlt, Winnie kaufte Kleidung für sie. Aber Winnie hatte auch ihre eigenen Kinder, für die sie sorgen mußte.«

Welche Probleme auch immer zum Bruch dieser Ehe führten, als er daran zurückdachte und die Episode durch den Filter der Briefzensur kommentierte, schrieb Nelson:

»Eveline ist freundlich und charmant, und ich habe sie selbst dann respektiert, als die Ehe auseinanderbrach. Es wäre äußerst unfair, würde man sie für das Scheitern verantwortlich machen.« (25. 2. 85)

Winnie

Bisana

An dem Tag, als Nomathansanqa zum vierten Mal in den Wehen lag und wieder nur eine Tochter zur Welt brachte, kam keine Freude auf. Sie hatte so sehr auf einen Sohn gehofft, was sehr vernünftig war, wenn man bedachte, daß sie mit Makhulu fertigwerden mußte, die ihr schon wegen der zwei anderen Töchter Vorwürfe machte und sie daran erinnerte, daß der Familienälteste Mazingi Mädchen als Zeitverschwendung angesehen und befohlen hatte, sie bei der Geburt zu töten.

Als Nomathansanqas erstes Kind und *Indlalifa* (männlicher Erbe) geboren worden war, waren Makhulus Jubelschreie über den *Inkundla* (Hof) gehallt und bis ins Tal gedrungen, aber bei den beiden Malen darauf hatte sie sich angewidert abgewendet und bemerkt ›Du vergeudest unsere Zeit!!‹ Nach dieser Bemerkung jedoch beschloß Makhulu, ihre Enkelinnen zu lieben und andererseits auch mit Strenge zu erziehen.

Drei Monate nach der Geburt des neuen Babys versammelte sich die Familie in der kleinen Wellblechkirche in Idutywa, einem Landfleckchen im Distrikt Bisana in der Transkei, und taufte das Kind auf den Namen Nomzamo Zaniewe Winnifred Madikizela. Ihre Eltern nannten sie einfach Ntombi, und später in der Schule wurde sie Winnie gerufen.

Winnie ist eine Amanbutyana, die eine der größeren Sippen der AmaPondo sind. Ihr Urgroßvater Madikizela war im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts ein marodierender Häuptling in Natal im Distrikt Umkomaas. Durch seine außergewöhnliche Wildheit gewann er die

Kämpfer, das Land und das Vieh, auf die er seinen Ruf gründete. Aber selbst er konnte der Macht Shakas nicht widerstehen und zog, als er in die große *Mfecane* verwickelt wurde, mit seinen Gefolgsleuten und dem Vieh nach Süden ins Pondoland, wo er in Faku Einflußgebiet auf Plünderung ging. Der weise Faku, König der AmaPondo, beschloß, es sei besser, Madikizela für als gegen sich zu haben, und gab ihm eine Schwester zur Frau. Von da an waren die Madikizelas auch als die Neffen Faku bekannt.

Als die Briten 1848 mit den AmaPondo einen Vertrag abschlossen, war Madikizela von den Amanbutyana zusammen mit König Faku einer der vier Oberhäuptlinge, mit denen über den von König Faku unterzeichneten Vertrag hinaus Einzelverträge geschlossen wurden.

Die Amanbutyana siedelten schließlich nahe Izingolweni zwischen Port Edward und Bisana. Winnies Urgroßvater, Häuptling Mazingi, hatte 29 Frauen, die seinen zahlreichen Wohnsitzen vorstanden, welche sich auf das Gebiet zwischen Mbogweni und Dutywa verteilten. Er war ein ebenso wohlhabender Bauer wie Händler, besaß ausgedehnte Ländereien, brachte eine gute Maisernte ein und weidete große Rinder- und Schafherden. Die Missionare faszinierten ihn ebenso wie viele andere Häuptlinge. Er gab den Methodisten die Erlaubnis, sich bei seinem großen Platz, Komkhulu, anzusiedeln, und war von ihren überlegenen Fertigkeiten so beeindruckt, daß er seinen Gott für den ihren aufgab. Ein Lehrer wurde eingestellt, eine Schule eröffnet und die neue Generation der Madikizelas von den Feldern in den Klassenraum dirigiert, wo sie, mühsam die Feder in die Hand nehmend, sich anschickten, die Fertigkeiten zu erlernen, die sie genauso gescheit wie die Weißen machen würden. Er war entschlossen, seine Kinder aus ihrer analphabetischen Vergangenheit herauszuholen, die sein Volk für Eroberungen

anfällig machte. Seine Hauptfrau Seyina, von enormer Körperfülle und mit einem großen Herzen und einem Lachen, das über die Felder schallte, war seine Geschäftsführerin und Mutter von sechs Söhnen, deren ältester, Kokani, Winnies Vater war.

Drei von Seyinas Söhnen, darunter Kokani, wurden Lehrer, einer schloß die Ausbildung zum Diplomlandwirt ab, und einer trat bei ihr ins Geschäft ein. Der jüngste Sohn, Xolane, ging ins Bergwerk, wo er kurz darauf Schwindsucht bekam und starb.

Seyina widerstand der Bekehrung zum Christentum, solange sie konnte. Als sie sich ihm schließlich beugte, legte sie ihren *Isidwebe* (Lederschurz) beiseite und schlüpfte in ein einfaches Kattunkleid. In ihrem Innersten blieb sie jedoch Nguni und führte, obwohl sie die Kirche besuchte, weiter die Nguni-Rituale aus, um das Glück ihres Heimes zu bewahren. Von diesen Ritualen waren alle sechs Söhne und ihre drei Töchter derart berührt, daß sie ein Teil ihres inneren Friedens wurden.

Seyina lebte zum großen Teil in der Vergangenheit, und diese Vergangenheit war für die Gegenwart ihrer Schwiegertochter Nomathansanqa, oder genauer für deren christliches Gewissen, eine Last, da sie sie als von heidnischen Werten durchdrungen ansah, die ihre Familie zwei Generationen zuvor aufgegeben hatte. Wegen ihrer unterschiedlichen Weltanschauungen und weil sie um die Zuneigung desselben Mannes wetteiferten, gab es Spannungen zwischen den beiden Frauen. Winnie war sich dieser Spannung immer bewußt.

»Nach Makhulus Maßstäben war meine Mutter eine moderne Frau, eine Schullehrerin. Sie kleidete sich nicht wie die anderen Frauen im Dorfe. Sie und Tante Jane waren anders. Zum einen trugen sie niemals *Doeks* (Kopftücher). Sie hatten gehäkelte Hüte auf und trugen nur selten Kattunkleider. Makhulu machte meine Mutter dafür verantwortlich, daß sie ihren Sohn, meinen Vater, davon abhalte, Häuptling zu werden

und ein richtiger Mann mit mehreren Frauen. Als er erklärt hatte, er beabsichtige, sie zu heiraten, hatte sie zu ihm gesagt, er sei nicht bei Verstand, daß er eine ›Europäerin‹ und nicht eine Muntu, ja einen Mann und nicht eine Frau heirate. ›Heirate eine Frau‹, hatte sie ihm geraten, ›und keinen Lehrerkollegen‹. Aber nachdem sie ihren Standpunkt einmal klargemacht hatte, hielt sie mit ihrem Sohn Frieden und machte die Frau für den *Takhati* (Zauber) verantwortlich, den sie ihm auferlegt hatte.«

Für Seyina litt ihr Sohn an einem Übel, von dem sie ihn am besten erretten konnte, indem sie ihn noch enger an sich band, so daß ihre Sorge um ihn nur umso größer wurde, als er mit der Lehrerin einen gemeinsamen Hausstand gründete.

Als Winnie gerade fünf war, begleitete sie ihre Mutter zu ihrem geheimen Betplatz auf dem Felde, wo sie zu Gott von ihrer Familie und ihrem Wohlergehen in dieser und der kommenden Welt sprach. Sie gewann den Eindruck, Makhulus Christentum sei irgendwie anders, und es werde sie nicht in den Himmel ihrer Mutter bringen. Ihr schien auch, als bekümmere das ihre Mutter nicht allzu sehr, denn sie schloß Makhulu niemals in ihre flehentlichsten Bitten ein, Gott möge sie alle zu reineren Christen machen. Außerdem fürchtete ihre Mutter, so Winnies Eindruck, sie könnte auch Kokani nicht in ihrem Himmel wiederfinden, denn sie vergaß niemals, ihn zu bitten, er möge aus Kokani einen guten Christen machen und ihn nicht dem bösen Einfluß Makhulus ausliefern. Winnie glaubte, daß Gott ihrer Mutter, was das anbetraf, nicht allzuviel Aufmerksamkeit schenkte.

Makhulu andererseits sprach im Viehkral mit dem Geist des Großvaters, und die Kinder hörten zu. Sie bat ihn unaufhörlich, er möge ihren Söhnen Kraft geben und solle über ihre europäischen Verhaltensweisen nicht zu sehr verstimmt sein. Manchmal unterbreitete sie ihm auch Beschwerden über den

einen oder den anderen Sohn oder erbat seinen Beistand bei der Bestrafung einer Schwiegertochter.

Winnie merkte, daß ihre Mutter mehr und öfter getadelt wurde als sie es verdiente, und das brachte sie durcheinander und in Verlegenheit, weil ihre Vettern und Kusinen auch zuhörten. Doch die Kinder sprachen niemals über das, was sie während solcher Lauschereien hörten, weil sie wußten, wenn heute die Mutter des einen getadelt wurde, dann würde morgen die eines anderen dran sein.

Obwohl er Christ und aktives Mitglied der Kirche war, wagte Kokani nicht, den Kult seiner Vorväter zu ignorieren – dem stand seine Mutter als lebende Versicherung entgegen. Da waren die besonderen Anlässe, an denen die Vorfahren in den Rinderkral gerufen wurden und das schönste und am meisten geliebte Tier der Herde geopfert bekamen. Winnies ältester Bruder Makhulwa leitete immer die Zeremonie außerhalb des Krals. Makhulu würde ihn ablösen mit ihrem Singsang: »Wir haben uns hier in deinem Namen versammelt. Wir hoffen, das Blut, das wir vergießen, wird dich ehren und allen Zorn, den wir uns zugezogen haben könnten, vertreiben. Sei in allem bei uns. Beschütze uns. Bringe uns Wohlergehen und Frieden.«

Dann wurde das Tier in den Kral gebracht, und die jungen Leute schlachteten es, bereiteten es zu, teilten das Fleisch sorgfältig entsprechend dem Alter der Anwesenden, erst die Männer, dann die Frauen und schließlich die Kinder.

»Das war eine schöne Zeit für uns, denn jeder war dann guter Laune, wir Kinder, die wir auf unseren Matten saßen und an den Knochen lutschten, die Männer, die in der Nähe ihr Bier tranken und Geschichten erzählten, denen wir zuhörten – obwohl wir das wohl eigentlich nicht sollten –, aber niemand hatte etwas dagegen.«

Winnie wuchs in zwei Häusern auf, dem der Mutter und dem der Großmutter, und die unterschieden sich voneinander so,

wie die Frauen, die sie führten. Nomathansanqas Haus war eine Ansammlung von sieben Rundhütten, Seyinas dagegen bestand aus zwanzig. Nomathansanqas Familie beschränkte sich auf ihren Mann und die Kinder, die Seyinas war übervoll von Tanten, Onkeln und Dutzenden von Vettern und Kusinen. In Seyinas Haus herrschte immer so etwas wie eine festliche Atmosphäre, wo jede Menge gekocht und gegessen und getrunken wurde, und über allem thronte Makhulu, in einer Üppigkeit, die eindeutig aus den Zeiten herrührte, als sie der weitreichenden *Umuzi* (Hausgemeinschaft) ihres Mannes vorgestanden hatte.

Winnie erinnert sich an das Haus ihrer Großmutter als ›eines Krals mit vielen Rundhütten‹, die, so schien es ihr, in einem riesigen Garten mit Bäumen und Auslauf für die vielen Hühner und ihre Küken lagen. Der Rinderkral lag von der Pflanzung ihres Vaters etwa einen halben Kilometer entfernt.

Nomathansanqa besuchte Makhulu selten, Makhulu hingegen betrat das Haus ihrer Schwiegertochter ganz nach Belieben. Schließlich war es ja das Haus ihres Sohnes, das sie wie eine absolut herrschende Göttin ausfüllte, während Nomathansanqa sich in eine Ecke verkroch. Winnie erzählt:

»Wenn sie kam, tönte unser Haus von der dröhnenden Autorität, die sich ihrer großen Brust entrang. Die Ehrfurcht unseres Vaters vor meiner Großmutter rief bei uns allen Anwandlungen von Scheu hervor, und wenn Sohn und Mutter sich in das Wohnzimmer zurückzogen, schickte man uns Kinder weg und ermahnte uns, ja nicht zu stören, während die *Indaba* (Besprechung) eine Stunde oder länger dauerte. Es hatte den Anschein, daß Makhulu, wenn sie Angelegenheiten von Bedeutung zu besprechen hatte, es vorzog, das Wohnzimmer unserer Mutter zu benutzen.«

In Nomathansanqas Haus wurde alles sauber und ordentlich aufbewahrt, und alles mußte an seinem Platz sein.

Nomathansanqa war dauernd dabei, Sachen zu prüfen, sie richtig hinzustellen, sie zu ordnen, zu reinigen und zu polieren, als sei das das Wichtigste im Leben. Winnie erzählt darüber:

»Wir Mädchen begannen abwechselnd im Morgengrauen mit der Hausarbeit. Wir wurden mit barschen Worten aus dem Schlaf gerissen, um Stöcke und Papierfetzen aufzusammeln, die auf dem Hof herumlagen, den nackten Boden mit Wasser zu sprengen, damit der Staub nicht in unser Haus wehte und sich nicht auf den auf Hochglanz polierten viktorianischen Möbeln niederließ. Unsere Mutter war so streng, daß sie, wenn sie uns zum Holz sammeln oder Wasserholen schickte, immer vor dem Feuer ausspuckte und uns die Warnung mit auf den Weg gab, wir hätten zurück zu sein, bevor die Spucke trocken war. Wir wußten, da hieß es sich sputen, und legten die zwei Kilometer in Rekordzeit zurück, weil uns klar war, wenn wir es nicht taten, gingen wir ohne Abendessen ins Bett oder wurden geschlagen.

In Makhulus Haus war die Arbeit so eine Art von Spiel, das in einem Rhythmus vor sich ging, der sowohl träge wie aufregend war. Makhulu brachte uns bei, wie man Grasmatten flocht und Tontöpfe machte. Die Stunden gingen dahin mit Reden, Necken und Geschichtenerzählen, sie brachte uns das Bierbrauen bei, unter dauerndem Probieren und Beratschlagen, und wenn sie unserer müde wurde, dann scheuchte sie uns in den Hof, wo wir zwischen den scharrenden Hühnern und Küken Muster in den Sand zogen und sowas wie Himmel und Hölle spielten.

Makhulu brachte mir Dinge bei, die meine Mutter mich niemals hätte lernen lassen, führte mich in die Lebensweise unserer Vorfahren ein, legte mir die Häute und Perlenschnüre um, die ihr gehört hatten, als sie ein junges Mädchen gewesen war, und brachte mir Singen und Tanzen bei. Ich lernte, Kühe zu melken und Pferde zu reiten und Maisbrei, Mais mit Fleisch

und Mais mit Gemüse zu kochen, und außerdem lernte ich *Umphokogo* auf die Art zu machen, wie Makhulu es tat.

An den Tagen, an denen ein Tier geschlachtet und Fleisch zubereitet wurde, pflegte Makhulu in der Tür zu sitzen, einen großen Topf im Schoß, und für jeden von uns Stücke herauszukratzen, während wir in Reih' und Glied mit unseren Tellern und Löffeln an ihr vorbeimarschierten. Die Erwachsenen kamen immer zuerst, Kinder immer zuletzt, weil Makhulu meinte, wir hätten unser ganzes Leben noch vor uns und würden weiteressen, die Erwachsenen aber würden sterben.

Makhulu machte mich auch zum ersten Mal darauf aufmerksam, daß es Leute gab, die eine andere Hautfarbe hatten, weiße Leute eben. Sie nannte sie *Abanyepi* und sagte, sie wären Diebe. Sie gäben nichts ohne Geld her: ›Guckt euch den weißen Doktor an‹, sagte sie zu uns, ›wenn ihr zu ihm geht und krank seid, ist es ihm egal, ob er euch gesund macht. Ihn interessiert das Geld, das ihr ihm bringt. Der *Inyanga Ya Komkkulu* aber, der sorgt für euch. Er behandelt euch und verlangt kein Geld dafür. Diese *Abanyepi* sind nicht größer als wir, aber ihr Heißhunger auf Land und Vieh, und auf andere Dinge, die wir uns nicht einmal vorstellen können, ist so groß wie der von Riesen. Sie haben sich mit unserem Land und unserem Vieh vollgestopft und sitzen nur da, um sich noch mehr zu nehmen. Eines Tages werden wir am Bettelstab gehen.‹ Ein schlechter Mensch und ein Weißer waren in ihren Augen dasselbe, und wenn ein Kind Zucker und Brot stahl, tadelte sie es, ›Mußt nicht so sein wie ein *Abanyepi*.‹

Für die Dinge, die die *Abanyepi* herstellten und in ihren Läden verkauften, hatte Makhulu keine Verwendung. Sie sagte, sie seien gemacht, um die Schwarzen zum Kaufen zu verführen – auf diese Weise stahlen die Weißen ihnen alles Geld. Sie warnte davor, daß sie den Schwarzen ihr gesamtes

Land auf die gleiche Weise abnehmen würden. In ihrer Rundhütte gab es keine Möbel, nur ordentlich geebneten und sauber glänzenden Kuhdung, und Grasmatten und kleine Hocker aus grobem Flechtwerk. Zwei Zugeständnisse machte sie jedoch an die Industrie des weißen Mannes: eine Decke, die sie im Winter um die Schultern trug und den Kattun, den sie sich um die Hüften wickelte.

Unsere Familie ging sehr regelmäßig zur Kirche, und die Sonntage waren der Andacht und Besuchen vorbehalten, und außerdem wurde Nachbarn in Not Hilfe geleistet. Wir gingen als eine Familie in unseren saubersten und ordentlichsten Kleidern. Ich bemühte mich, die Kirche, wie meine Schwestern es taten, zu mögen, fühlte mich aber nur gelangweilt. Es war jeden Sonntag dasselbe, dastehen und dieselben Choräle singen, dasitzen und dieselben Predigten anhören. Und am Ende des ruhigen Teils würde derselbe laute Teil folgen, wenn der Priester gegen die Sünden wettete, die begangen worden waren, und die Sünder aufforderte, aufzustehen und zu bereuen. Da würde es dann solch einen Chor von Weinen und Klagen, an die Brust schlagen und Schreien geben, daß es die Kinder ängstigte; mich aber langweilte es hauptsächlich.

Nach der Kirche gingen wir Kinder zur Sonntagsschule, die von Mtokelikozi geleitet wurde, der es immer fertigbrachte, Preise für die besten Schüler hervorzuzaubern. Weihnachten war ein besonderer Anlaß, darauf achtete unser Vater. Jeder bekam neue Kleidung, die Kinder kriegten Spielsachen, Geschenke wurden ausgetauscht und ein Ochse geschlachtet.«

Winnies Großmutter mütterlicherseits war das genaue Gegenteil von der väterlicherseits. Winnie wohnte für eine Weile bei ihr. Sie war eine überzeugte Christin, Aktivistin in der methodistischen Kirche. Sie kochte europäische Speisen und nähte europäische Kleider, die schönsten, die Winnie je

gesehen hatte, und trug diese mit großer Eleganz, nachdem sie sich feingemacht hatte, was jeden Tag Stunden in Anspruch nahm. Zuerst kam das Bad, und als Winnie bei ihr wohnte, oblag ihr die besondere Pflicht, das Wasser vom Fluß zu holen. Dann kam das kräftige Abtrocknen des Körpers, gefolgt vom Einreiben mit Vaseline, die Granny durch das Aufkochen von Wachs und Paraffin selbst hergestellt hatte. Dann kämmte sie ihr Haar, bis es steif und lang vom Kopf abstand, und Winnie wurde aufgefordert, es zu flechten, in Dutzende von kleinen Zöpfchen. Das Entkleiden jede Nacht war genauso eine Zeremonie wie das Anziehen jeden Morgen.

Granny pflegte ihre Kleider vorsichtig auszuziehen und sie unter der Matratze auszubreiten, damit alle Falten herausgepreßt wurden und sie für den kommenden Morgen wieder tadellos waren. Sie war eine Reinlichkeitsfanatikerin, sowohl was ihre eigene Person als auch was das Haus betraf.

Die beiden Großmütter waren es, die in Winnie weiterlebten, als sie zur Frau wurde. Makhulu verdankte sie ihre gebieterische Autorität und Granny ihre Vorliebe für elegante Kleidung und einen gewissen Sauberkeitsfimmel.

Von all den Frauen in der Familie bewunderte Winnie die Schwester ihrer Mutter, Tante Phyllis, am meisten, denn sie war hochgebildet, hatte in Fort Hare ihr Examen gemacht und, wie ihr Vater, den Lehrerberuf ergriffen. Außerdem war sie Erste Sekretärin des CVJM. In ihrer Jugend sah sie nicht viel von Tante Phyllis, denn sie lebte im East Rand in Transvaal, aber sie sah sie sehr häufig, als sie zum Studium nach Johannesburg ging.

Von allen ihren Töchtern empfand Nomathansanqa Winnie als die schwierigste und eigensinnigste. Obwohl sie nie in Worten oder Taten irgendetwas andeutete, spürte Winnie selbst als Kind, daß sie nicht das war, was ihre Mutter sich gewünscht hatte. Ihre Mutter hatte einen Jungen haben wollen,

und so versuchte sie, ein Junge zu sein, und das verschlimmerte die Situation nur: ›Warum kannst Du nicht ein Mädchen sein wie andere Mädchen? Warum läufst du dauernd mit Jungen herum, was soll dieses dauernde Hinfallen und die Schrammen, und warum nimmst du immer Nonalithi mit?‹ würde Nomathansanqa wissen wollen und sich dann Nonalithi zuwenden und sie schelten, weil sie sich von ihrer Schwester an der Nase herumführen ließ.

Winnie hatte auch den Eindruck, sie sei das häßliche Entlein der Familie. Sie erinnert sich an einen bestimmten Sonntag, als sie ihre Mutter und ihre Schwester zu Pfarrer Gabela begleitete.

›Meine Mutter und meine Schwester hatten einen sehr hellen Teint. Die Augen meiner Mutter waren fast blau und ihr Haar ziemlich lang. Die Pfarrersfrau bewunderte meine Schwester. ›Was für ein hübsches Kind. Sie wird später mal eine große Schönheit.‹ Und dann, zu mir gewandt, ›Und wie heißt Ihr kleiner Junge?‹ Von dem Tage an haßte ich die Frau des Pfarrers.

Wenn ich schon wie ein Junge aussah, dachte ich, dann würde ich mich auch so benehmen. Und so spielte ich mit den Jungen, den Söhnen der Landarbeiter, und sie brachten mir bei, mit Stöcken zu kämpfen und Fallen für kleine Tiere auszulegen. Ich kroch mit ihnen in den Rinderkral und machte Feuer an und röstete die Vögel, die sie fingen, und aß sie, wie Männer es taten.«

Sie hatte keine Schwierigkeiten, in der Jungengruppe akzeptiert zu werden. Einmal, weil sie groß und stark war, und zum anderen, weil sie die meisten im Stockkampf ausstechen konnte. Sie kletterten auf die Bäume und lagen dort und warteten aufeinander, dann sprangen sie hinunter und überraschten den ›Feind‹, und es gab einen wilden Kampf.

Nomathansanqa war der Meinung: »Wer die Rute spart, verzieht das Kind«, und die Rute bekam meist Winnie zu spüren. Sie war größer und stärker und hatte sich den Ruf erworben, gerissener als die anderen Kinder zu sein. Einmal, als sie von ihrer jüngeren Schwester Nonalithi provoziert wurde, machte Winnie aus einer Backpulverdose einen Schlagring, indem sie einen Nagel hindurchschlug. Die nächste Runde des Streits wurde mit dem Schlagring ausgefochten. Der Nagel drang Nonalithi in das Mundinnere, und sie mußte zu Dr. Thompson nach Bisana gebracht werden, wo die Wunde genäht wurde. Die Prügel, die Nomathansanqa Winnie verabreichte, waren so grausam, daß sie sich zeitlebens daran erinnerte.

Bei all dem war es nicht verwunderlich, daß Winnie in der Familie als Unruhestifter galt, und wenn die Schwestern sich zankten, was nur zu oft passierte, erschien es am einfachsten, den Streit dadurch zu beenden, daß man Winnie ein paar ordentliche Klapsse verabreichte. Und wann immer ein Kind mit einer Beschwerde zu Nomathansanqa kam, sie wußte, wer die Schuldige war und bestrafte Winnie.

Winnie konnte nicht, wagte nicht, ihrer Mutter vorzuwerfen, sie liebe sie weniger als ihre Schwestern, aber sie fühlte die Ungerechtigkeit. Oft schrie sie auf, nicht wissend, daß sie schrie, weil die Ungerechtigkeit sie schmerzte, und ihr Vater würde eingreifen, nicht um die Sache richtigzustellen, sondern um zu trösten, und sie war dankbar dafür.

Solche Akte der »Barmherzigkeit« brachten ihr den Vater näher, trotz seiner großen Distanz zu den Kindern und dem Verlangen, ihn so zu respektieren, wie sie das bei einer offiziellen Aufsichtsperson tun würden. Die Kinder waren darauf gedrillt, aufzustehen, wenn er das Zimmer betrat, und sich erst zu setzen, wenn er Platz genommen hatte. Er faßte sie

niemals an, weder aus Zuneigung noch aus Zorn. Das waren Gesten, die ihrer Mutter überlassen blieben.

Winnie liebte ihren Onkel Langinya, für den sie die Lieblingsnichte war. Er war Busfahrer, und am schönsten war es, wenn er die Kinder in seinen Bus verfrachtete und sie auf eine Fahrt mitnahm. Er war verspielt und liebevoll und im Gegensatz zu ihren Eltern hätschelte und küßte er die Kinder.

Als Winnie sechs wurde, nahm ihr Vater sie mit in seine Schule und meldete sie in der Vorschulklasse an. Sie nahm mit einhundert anderen Kindern Platz. Drei Jahre verbrachte sie an ihrer ersten Schule und ging, als das Ministerium ihren Vater nach Mbongweni versetzte, mit ihm dorthin. Sie verkauften die Farm, das Haus und eine große Anzahl von Hühnern und errichteten ein neues Haus nicht weit vom Madikizela Komkhulu. Ihr Lebensstandard sank. Ihr Zuhause waren nun drei Rundhütten, nicht sechs wie vorher. Der Rinderkral schrumpfte, und die Landarbeiter verschwanden. Kokani pflügte das Land selbst, und die Kinder halfen dabei. Winnie erinnert sich:

»Ein großer Teil der Arbeit fiel mir zu, weil ich groß und stark und in der Schule in einer niedrigeren Klassenstufe war und nicht so viele Hausaufgaben wie die anderen hatte. Ich führte die Ochsen, und Vater lenkte den Pflug. Wir hackten gemeinsam den Boden. Wenn die Arbeit auch hart war, ich beklagte mich nie, weil ich von der Besonderheit dieser neuen Beziehung zu meinem Vater zu überwältigt war. Wir redeten kaum, aber seine gütige Anwesenheit war mir eine Stütze. Es war, als ginge Gott mit mir. Wir waren bei Morgengrauen auf, um den Mais mit Pflanzenschutzmitteln zu behandeln, wir unterbrachen die Arbeit für das Frühstück und machten uns dann zusammen auf den Weg zur Schule.

Im Wald hatten wir Bienenstöcke – der Wald gehörte uns nicht, aber jeder gestand uns die Bienenstöcke zu. Wenn die

Zeit gekommen war, machte mein Vater unter den Stöcken Feuer, um die Bienen zu vertreiben und sammelte dann die Honigwaben ein, die er Mutter gab, damit sie sie kochte, den Honig schleuderte und ihn in Gläser füllte. Wir züchteten auch Hühner und verkauften Eier. Nonalithi und ich bekamen die Verantwortung für den Brutapparat. Wir wechselten uns im Brutraum ab und beobachteten die Temperatur. Wenn sie zu hoch stieg, liefen wir los und holten unseren Vater, der das dann in Ordnung brachte.

Ich war zehn, als der von unserer Mutter langersehnte Sohn geboren wurde. Es sollte ihr letztes Kind sein und ihr den Tod bringen. Es war, als hätte sie nur gelebt, um diesen kostbaren Sohn zur Welt zu bringen. Sie wurde sehr krank. Sie lag auf dem eisernen Bett unseres Vaters, und meine Tante kam, um bei der Pflege zu helfen. Wir waren mit der Pflege unserer Tante nicht zufrieden, und so gingen Nonalithi und ich abwechselnd zur Schule, damit eine von uns immer bei unserer Mutter war.«

Damals kam Nomathansanqa Winnie näher. Sie rief Winnie jetzt öfter zu sich, damit sie mit dem Baby an ihrer Seite saß. Ihre Augen, die tief in den Höhlen lagen und von Fieber und Erbrechen trübe geworden waren, sahen sie aus weiter Entfernung an und blieben dann auf dem Baby in Winnies Arm haften. Manchmal streckte sie schlaff die Hand aus, um das Baby zu streicheln, aber die Anstrengung war für gewöhnlich zu groß, und sie ließ die Hand neben sich auf das Bett fallen. Wenn sie mit Winnie sprach, dann ging es immer um Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit und wie sie ihr Leben rein und gut machen sollte. Winnie hörte ernst zu und nahm jedes Wort in sich auf, als sei es ein kostbarer Schatz, den sie fest und sicher im Gedächtnis bewahrte. Sie verstand nicht immer alles, aber das machte nichts. In jenen Tagen waren Mutter,

Tochter und das Baby, das manchmal schlief, aber oft auch schrie, aufs engste miteinander verbunden.

Nomathansanqas Krankheit belastete Kokani schwer. Er ging im Haus herum wie ein Toter. Stundenlang saß er bei Nomathansanqa, schloß sich dann mit einem großen Stapel Übungshefte ein und arbeitete bis spät in die Nacht. Er sprach wenig mit den Kindern und ging ihnen aus dem Weg, aus Furcht, sie würden den Schmerz auf seinem Gesicht sehen und sich über seine Schwäche wundern.

Als Nomathansanqas Ende nahte, versammelten sich die älteren Familienmitglieder um ihr Bett.

»Nonalithi und ich wußten nicht, was wir tun sollten, und so zogen wir uns in eine der Hütten zurück und warteten voller Angst. Dann, gegen Abend, wurde die Stille von einem fürchterlichen Schrei zerrissen, und unsere ältere Schwester Nikiwe stürmte schluchzend und sich an die Brust schlagend in die Hütte, und wir wußten, das Schlimmste war geschehen. Wir lagen uns weinend in den Armen, und es war, als sollte unsere Trauer niemals enden.

Unser Haus füllte sich mit Verwandten, und sie blieben einen ganzen Monat und ließen uns keinen Raum für unsere private Trauer. Man holte schwarzes Tuch hervor und nähte schwarze Kleider auf der alten Nähmaschine unserer Mutter. Man rasierte uns die Köpfe kahl und steckte uns in schwarze Kleider, und die Außenwände unseres Hauses wurden mit schwarzem Ocker gestrichen, und den Körper unserer Mutter legte man in eine schwarze Kiste.

Nach der Beerdigung war das Leben nicht mehr dasselbe. Nonalithi zog zu unserer Tante Mpiyonke nach Mzize; Nikiwe und mein älterer Bruder kehrten in ihr Internat zurück. Ich blieb zu Hause bei dem Baby und meinem Vater. Seine Schwester, unsere Tante, zog zu uns, aber die Betreuung des Babys blieb mir überlassen. Als meine Mutter starb, war es

noch nicht entwöhnt, und so schrie es die ganze Zeit, weil es sie vermißte. Ich mußte oft die ganze Nacht aufbleiben und bei ihm sitzen.

Aber in all der Tragik lag auch Glück. Ich stand meinem Vater in jenen Tagen sehr nah. Ich wusch seine Kleidung am Fluß, und wir gingen zusammen zur Schule. Mein Vater brachte mir den *Farmers Weekly* zum Lesen mit, weil ich ihm auf dem Hof half. ›Lies‹, pflegte er zu sagen, ›dann verstehst du dich besser darauf. Sieh' mal, was sie über diese Würmer im Mais schreiben. Ich werde das Desinfektionspulver holen.‹ Mein Vater war damals Mitglied des Bunga, und ich vermißte ihn furchtbar, wenn er zu Versammlungen nach Umtata fuhr.

Die *Makotes* aus der Nachbarschaft erschienen in ihren langen Kattunkleidern und den schwarzen, tief in die Stirn gezogenen Doeks, um sich die *Mamomncinci* (kleine Mutter), wie sie mich nannten, mal anzuschauen und ihre Hilfe anzubieten, was ich immer höflich ablehnte.

Damals kam eine Miss Jane Zithuta an unsere Schule. Sie war besonders gut zu mir – rief mich in ihr Büro und gab mir Süßigkeiten. Makhulu fragte mich genauestens über die Süßigkeiten aus und nickte wissend mit dem Kopf. Miss Zithuta wohnte etwa einen Kilometer von uns entfernt im Hause meines Onkels väterlicherseits, bei dem sie ein Zimmer gemietet hatte. Manchmal gab sie mir einen Brief für meinen Vater mit und bat mich, ihm den auf seinen Tisch im Schlafzimmer zu legen. Dann bat mich mein Vater, zu ihr zu gehen und bei ihr zu bleiben. Er sagte, sie sei allein und habe Angst und brauche Gesellschaft. Makhulus wissende Blicke wurden immer häufiger.

Miss Zithuta war eine besitzergreifende und eifersüchtige Frau, und sie beging den fatalen Fehler, sich bei Makhulu über ihren Sohn zu beklagen. Makhulu hörte sie mit eisigem Schweigen an und sagte dann:

›Ich höre, was du sagst. Und nun sag mir mal, was hast du zum Frühstück gegessen?‹ Verwirrt zählte Miss Zithuta die Speisen auf. ›Und zum Mittag? Und zum Abendbrot?‹ und jedesmal legte Miss Zithuta Zeugnis ab über das ausreichende und gute Essen, das sie zu sich genommen hatte, worauf Makhulu meinte, ›Du bist wohlgenährt, gut gekleidet und gut untergebracht. Was willst du von meinem Sohn?‹

Die Natur schritt da ein, wo Makhulus Einfluß aufhörte. Eines Tages verdüsterte sich der Himmel, und ein Sturm kam auf mit Donner und Blitz. Makhulu bat mich, das Vieh von der Weide zu holen. ›Mach schnell‹, warnte sie, ›der Sturm ist bald da.‹ Ich war noch dabei, das Vieh zum Stall zu treiben, als es plötzlich einen fürchterlichen Lärm gab, und aus Miss Zithutas Hütte drang ein furchtbarer Schrei, und man hörte es meilenweit bersten. Ein Blitz fuhr herunter wie ein Speer, der Baum vor ihrer Hütte wurde getroffen und stürzte um, und Baum, Hütte und Miss Zithuta waren ein einziger großer Feuerball. Vater rannte los und schrie, ich weinte. Miss Zithuta war tot.

Kurz danach wurde unsere Tante krank. Wir pflegten sie, so gut wir konnten, aber sie starb nach wenigen Tagen. Dann wurde Nikiwe krank. Sie war damals im Internat. Ich hatte die Grundschule hinter mir und wartete darauf, aufs Internat zu kommen, denn wo wir wohnten, war keine weitere Schulausbildung möglich. Nun wurde Nikiwe nach Hause geschickt, und es schien, als hätten irgendwelche bösen Geister von ihr Besitz ergriffen. Sie wimmerte die ganze Nacht und hielt uns wach. Sie redete in einer seltsamen Sprache, ihr Körper geriet in Zuckungen, und manchmal mußten wir sie am Bett festbinden, damit sie sich nicht selbst verletzte.

Mein Vater holte Flathela. Er war der *Inyanga* (Medizinmann) und dafür bekannt, daß er Hexen sehen, mit ihnen reden und sie dazu bringen konnte, die seltsamen Stellen

im Körper der Leute zu verlassen, wo sie von ihnen Besitz ergriffen und ihr Leben ruinierten. Flathela meinte, von der Sache sei unsere ganze Familie betroffen. Er legte überall in unserer Hütte *Muti* (Zauberkräuter) aus und verbrannte eine Menge seltsamer Dinge in Nikiwes Zimmer. Dann ließ er uns die Köpfe kahlscheren und uns im Halbkreis hinsetzen, und man ritzte uns die Wangen ein und rieb schwarzen Muti in die Schnitte. Dann näherte sich Flathela Nikiwe und wandte sich, ihren Kopf in seine Hand pressend, an die Hexen in ihr in einer Sprache, die wir nicht verstehen konnten. Er flehte und fluchte. Er schlug Nikiwe, und sie stieß absonderliche Schreie aus, und sie sagten, das seien die Hexen in ihr. Dann brach sie zusammen und lag ganz ruhig da, und als sie aufwachte, war alles vorbei. Flathela hatte die Hexen ausgetrieben.

Dann kehrte auf einmal mein Bruder nach Hause zurück. Er hatte sein Studium abgeschlossen, sein Lehrerdiplom gemacht und eine Anstellung an einer Schule in unserem Distrikt bekommen. Er brachte diese Frau mit, oder wir vermuteten vielmehr, das, was er vollständig in eine Decke gehüllt mitgebracht hatte, so daß wir auch nicht das Geringste von ihr zu sehen bekamen, sei eine Frau. Es war etwa sieben Uhr morgens. Er stand draußen vor der Tür, in den gestreiften *Ibhayi* (Umhang) gehüllt. Er schickte mich in sein Schlafzimmer und bat mich, dafür zu sorgen, daß es ausgefegt und das Bett gemacht wurde. Ich stellte keine Fragen. Ich kontrollierte alles, wie er mir befohlen hatte. Niemand hatte sein Zimmer betreten, seit er es eine Woche zuvor verlassen hatte. Wir alle wußten das ganz genau. Es war sauber und ordentlich. Dann sagte er mir, ich solle mich vor die Tür meines Vaters stellen, und als ich das tat, schob er schnell diese Frau in ihrer Decke in sein Zimmer. Später bat er mich, Essen zu machen und Waschwasser ins Zimmer zu bringen. Er schloß die Frau in seinem Zimmer ein und ging weg. Für den

Rest des Tages sprach niemand über das verschlossene Zimmer oder die Frau darin. Am Abend kam mein Bruder mit unserem Onkel zurück, und sie gingen beide in das Zimmer meines Vaters, schlossen die Tür und sprachen lange miteinander.

Am nächsten Tag, als jeder immer noch so tat, als sähe er nicht hin, brachte mein Bruder die Frau in der Decke in eine einzeln stehende Hütte. Ich konnte nur ganz flüchtig eine schöne, makellose Hand sehen. Dann kamen eine Menge Frauen zu ihr, doch von uns bekam niemand sie zu Gesicht, da sie hinter einem Vorhang aus Kattun verborgen blieb, den die Frauen vor ihr heruntergelassen hatten. So blieb es eine ganze Woche lang, und in dieser Woche kamen ihre Verwandten, um mit unseren älteren Familienangehörigen zu sprechen.

Am Ende der Woche kehrte unser Onkel mit den Männern von Häuptling Lumayi zurück, denn die Frau in der Decke war seine Tochter, die mit meinem Bruder bereits standesamtlich getraut war.

Wir schlachteten einen Ochsen, und meine Tante Dadobawo ging mit dem langen grünen Kattunkleid, das sie extra neu angefertigt hatte, hinter den Vorhang, und die *Makoti* (Braut) unseres Bruders trat zum ersten Mal aus ihrer Abgeschlossenheit hervor, ein *Ixakatho* (Brusttuch) um die Schultern und den Kopf elegant in ein *Ukuhlo* gehüllt. Ihr Teint war sehr hell, und sie sah sehr schön aus.

Vielleicht lag es an der Art und Weise, wie sie ins Haus gebracht worden war, ohne daß mein Vater vorher gefragt wurde, vielleicht auch an seiner Pingeligkeit, aber er fand nie Gefallen an seiner Schwiegertochter, und sie blieb nicht lange bei uns. Sie und mein Bruder verließen uns, um ihren eigenen Hausstand zu gründen.

Mein Vater heiratete erst 1955 wieder, und zwar Hilda Nokikela, eine Schullektorin. Wie zu erwarten, stimmte

Makhulu nicht zu. Sie weigerte sich, die Braut abzuholen. Statt dessen blieb sie auf ihrem Platz sitzen und ordnete an, die Braut solle zu ihr gebracht werden. ›Die alte Hexe‹, sagte sie, sei nur gekommen, um ihrem Sohn das Geld abzuknöpfen und ihren Enkeln den Wohlstand wegzuessen. Die Braut kam, in ihren Schleier gehüllt, und man brachte Makhulu ein Tier, das aus diesem Anlaß geschlachtet werden sollte. Doch Makhulu machte der Zeremonie ein Ende. ›Wir sind satt bis oben hin. Niemand ist hungrig. Hört auf mit dem Blutvergießen. Wir schlachten, wenn wir hungrig sind. Dies hier hat keine Schlachtung verdient.‹

Damals war mein kleiner Bruder schon im Internat. Mit unserer Stiefmutter kamen wir gut aus. Sie war eine rücksichtsvolle und weise Frau.

1946 schloß ich die sechste Klasse ab. Es war der glücklichste Tag, den ich bis dahin erlebt hatte. Mein Vater schlachtete ein Schaf und zeigte, wie stolz er auf mich war. Ich, die ich von meiner Mutter zurückgewiesen worden war, wurde von meinem Vater auf eine Weise geehrt wie keine seiner anderen Töchter zuvor. Ich sollte jetzt bald auf das Internat in Emfundisweni, im Bezirk Flagstaff, kommen, einhundert Meilen von zu Hause fort. Zwei Eisenkisten wurden vollgepackt, eine mit Kleidung, die andere mit Lebensmitteln. Makhulu meinte, mit all den Lebensmitteln würde mein Vater nur Geld verschwenden. Vater kaufte mir meinen ersten Mantel. Bis dahin hatte ich mich in eine Decke gewickelt, um die Kälte abzuhalten. Ich fuhr mit dem Bus mit anderen Kindern los, die zur selben Schule sollten.

In Emfundisweni war ich drei Jahre lang und machte dort meinen Realschulabschluß. Im letzten Jahr nahm ich mir einen Jungen, weil das bei allen anderen auch so üblich war. Das hieß, man schrieb sich kleine Zettelchen und sah sich nacheinander in der Kirche um – alles natürlich auf weite

Entfernung. Damals ahnte ich noch nicht, daß auch nach meiner Heirat alles eine Affäre auf Distanz bleiben sollte.

Nach Emfundisweni kam ich dann an die High School von Shawbury, die von Methodisten geleitet wurde. Hier bereitete ich mich auf das Abitur vor. Es war ein ereignisreiches Jahr. An der Shawbury High wurde ich politisiert. Unsere Lehrer, die in Fort Hare ihr Diplom gemacht hatten, waren Mitglieder der Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer, und von ihnen wurde ich beeinflusst. In der Zeitschrift *Zonk* las ich aber auch etwas über den ANC.

Wir waren auf einem Schulausflug auf dem Weg nach Tsolo. Unser Bus hielt in Flagstaff zum Tanken, und wir stiegen kurz aus, um ein wenig die Glieder zu lockern. Eine meiner Begleiterinnen machte mich auf einen Zwerg aufmerksam, der mich anstarrte. Er kam näher, um mit mir zu reden. ›Weißt du eigentlich, was du für ein hübsches Mädchen bist.‹ Meine Mitschülerin flüsterte: ›Khotso.‹ Khotso war in unserem Distrikt eine Legende wegen seines großen Reichtums und seiner vielen Frauen. Er drückte mir einen Zehn-Schilling-Schein in die Hand und sagte: ›Das ist die erste Rate für deine Lobola (Brautgeld). Wenn du etwas rundlicher geworden bist, wirst du meine Frau.‹ Ich war ganz verlegen, aber meine Freundinnen lachten und halfen mir dabei, das Geld auszugeben.

In meinem letzten Jahr in Shawbury ging es mit meinen Leistungen in der Schule bergab. Ich war immer gut gewesen und mindestens die fünftbeste in meiner Klasse, aber in jenem Jahr setzte mich das Zeugnis auf Platz dreizehn, und zum ersten Mal wurde ich von meinem Vater getadelt. ›Was ist los?‹ fragte er, ›was hast du jetzt für Sachen im Kopf?‹ Er hätte Pläne mit mir, aber wenn ich so weitermachte, könnten die auch genausogut aufgegeben werden. Ich schämte mich, doch ich konnte ihm nicht beichten, was für Schwierigkeiten ich

hatte. Wie hätte ich mit ihm so etwas besprechen können? Das wirkliche Problem bestand darin, daß ich zu schnell herangewachsen war. Ich sah älter aus, als ich in Wirklichkeit war; noch ein Mädchen, wirkte ich körperlich doch fast schon wie eine Frau, und zwar so sehr, daß man mich oft fälschlicherweise für eine Lehrerin hielt, wenn wir hinausgingen, um Korbball zu spielen. Das Allerschlimmste war, daß der stellvertretende Direktor mir gegenüber zudringlich wurde. Ich war eine von den Aufsichtsschülerinnen und mußte von ihm die Schlüssel für die Bücherregale abholen, und bei der Gelegenheit pflegte er mir einen eng zusammengerollten Geldschein in die Hand zu schieben. Beim ersten Mal fühlte ich mich so gedemütigt, daß ich weinte, und als weitere Geldscheine folgten, vertraute ich mich Ezra Malizo Ndamase an, ebenfalls Aufsichtsschüler, den man außerdem für meinen Freund hielt. So waren die Mädchen an unserer Schule nun einmal, sie verkuppelten einen mit jemand, und das war es dann. Ezra Ndamase wäre eher gestorben, als daß er mich angerührt hätte, aber wir arbeiteten in einigen Fächern zusammen und hatten als Aufsichtsschüler die gleichen Pflichten. Ich sagte es Ezra, hauptsächlich weil er ein- oder zweimal in der Nähe war, als mir der Schein derart versteckt zugeschoben wurde, und ich dachte, er hätte den Schein gesehen und würde wahrscheinlich glauben, ich sei ein schlechtes Mädchen.

Ich weinte und sagte: ›Wie konnte er so etwas nur machen! Wie nur? Wie kann ich von ihm noch etwas lernen, wenn er so etwas getan hat? Das kann ich einfach nicht.‹ Ezra wußte nicht, was er sagen oder wie er mich trösten sollte. Das war alles zu viel für ihn. Die Sache war ihm peinlich, und er hielt einfach den Mund, und da wünschte ich, ich hätte es ihm nie erzählt.

Der stellvertretende Direktor unterrichtete uns in drei Fächern, und nach der Sache mit den Geldscheinen konnte ich

bei ihm nicht mehr lernen und auch weder meinem Vater noch unserer Erzieherin Mrs. Mtshali davon erzählen. Sie war eine so strenge Frau, fast wie meine Großmutter. Sie inspizierte uns Mädchen regelmäßig. Als Aufsichtsschülerin mußte ich ihr helfen, die Mädchen auszuziehen, und wenn ihrer Meinung nach mit einer irgendetwas nicht stimmte, dann mußte sie sich nackt auf den Boden legen und wurde von ihr ausgepeitscht. Etwas Schmachvolleres konnte einem Mädchen kaum passieren. Wenn ich Mrs. Mtshali von den Geldscheinen erzählte, dann würde sie behaupten, ich hätte den stellvertretenden Direktor zu dieser Sünde provoziert, und würde mir eine Lektion verabreichen und mich nackt auf dem Boden auspeitschen. Und das mir, einer Aufsichtsschülerin! Was das für eine Schande wäre! So blieb ich still und bedauerte, daß ich in der ersten Verzweiflung Ezra davon erzählt hatte, von dem ich jetzt annahm, er sei der letzte für solche Vertraulichkeiten.«

Die erste schwarze Sozialarbeiterin

1952 bestand Winnie ihr Abitur, und ihr Vater, der ehrgeizige Pläne mit ihr hatte, dachte daran, sie nach Fort Hare zu schicken, doch ein Neffe, der von dort zurückgekommen war, hatte davon abgeraten. »Es gibt dort zuwenig Mädchen, und die Jungen sind dauernd hinter ihnen her. Das ist einfach kein Ort für ein Mädchen aus unserer Heimat.« So gab er sich für seine Tochter mit der Jan Hofmeyr School of Social Work (benannt nach dem liberalen stellvertretenden Premierminister der vierziger Jahre, Anm. d. Übers.) zufrieden, schlachtete für sie ein besonders schönes Tier und vertraute sie seinem Hofverwalter an, der geschäftlich in einen Ort bei Johannesburg reisen mußte.

Sie gaben ihr gute Ratschläge für die große Stadt mit auf den Weg. Sie solle sich ja vor Fremden in acht nehmen, Johannesburg sei voll von *Tsotsis*, die es auf kleine Mädchen abgesehen hätten. Ihre Großmutter Makhulu hatte gejammert: »Warum geht das Kind überhaupt wieder weg, wo sie schon so gebildet ist? Warum bleibt sie nicht zu Hause?«

Aber Winnie hatte nie vor, ihr Leben in der Welt ihrer Großmutter zu verbringen.

Der Mann und das Mädchen fuhren mit dem Bus von Bisana nach Kokstadt und nahmen dort den Zug nach Pietermaritzburg, wo sie nach Johannesburg umsteigen mußten. Der Zug dorthin sollte jedoch erst am nächsten Tag abfahren, und so verbrachten sie die Nacht in einem leeren Waggon, den sie am Morgen verließen, bevor man sie entdecken konnte. Nach einer weiteren Nacht im Zug, auf den harten Bänken der dritten Klasse, erwachte Winnie, als sie sich

Johannesburg näherten. Der alte Mann sagte ihr, er werde drei Stationen vor ihr aussteigen, und dann sei sie allein. Er wiederholte noch einmal die furchterregenden Warnungen ihrer Eltern und sagte ihr, sie solle auf Mrs. Hough warten, die sie abholen würde, und auf keinen Fall Fremde nach dem Weg fragen.

Eine Eisenkiste auf dem Kopf und einen Korb mit Lebensmitteln in der Hand, stieg Winnie an einem Januarmorgen des Jahres 1953 in Park Station aus dem Zug. Mrs. Hough erkannte das Schulmädchen vom Lande in ihren schwarzen Schnürschuhen und dem Blazer, hatte bald darauf Kiste und Mädchen in ihrem Wagen verstaut und war mit ihnen auf dem Weg zum Wohnheim.

Winnie berichtet von ihren Erlebnissen dort und von ihrer Ausbildung zur Sozialarbeiterin.

»Die anderen Mädchen waren einfach schick, sie benutzten Creme und Puder und wohlriechende Seife. Sie gingen in Nachthemden zu Bett und standen morgens in Morgenmänteln auf. Ich schlief in meinem Unterrock und schlüpfte in mein Kleid, sobald ich aus dem Bett kam. Sie zogen sich ungeniert voreinander an und aus und fanden nichts dabei, nackt unter der Dusche zu stehen, wo andere sie sehen konnten. Ich schämte mich, nackt zu sein. Niemand sah mich baden, und ich tat so geheimnisvoll um meine Person, daß Geschichten in Umlauf kamen, mit mir stimme etwas nicht. Hätte meine Stubenkameradin Sarah Ludwick mich nicht bei der Hand genommen und mir den Kopf zurechtgesetzt, wäre ich vielleicht nicht lange bei Jan Hofmeyr geblieben. Sie war älter als ich und natürlich vollkommen in Johannesburg zu Hause. Sie machte mich mit Büstenhalter, Damenbinden und Kosmetika, Nachthemden und Pyjamas, hochhackigen Schuhen und schicken Kleidern bekannt.

Das Problem war natürlich das leidige Geld. Zum Teil wurde es von meiner Familie gelöst. Mein Vater hatte von meinem Großvater eine Akazienplantage geerbt. Weiße Händler kauften die Rinde auf, und meine Schwester, die sich um das Geschäft kümmerte, schickte mir jeden Monat fünf Pfund. Von ihr bekam ich auch meine ersten hübschen Kleider. Ich hatte ihr geschrieben, wie unpassend meine Sachen hier wären, und ein paar Bilder beigelegt, die ich aus Zeitungsanzeigen ausgeschnitten hatte und die zeigten, was jetzt Mode war. Sie kaufte im Laden am Ort die passenden Stoffe, und meine Kusine Nomazotsho Malimba, die Tochter unserer Tante mütterlicherseits, die Schneiderin war, machte mir daraus die Kleider. Auf die war ich sehr stolz, besonders als meine Stubenkameradin sie genehmigte. Aber das Geld reichte nie. Zum Glück erhielt ich dann ein Stipendium von der Martha Washington Stiftung. Ich verdiente mir auch Geld als Babysitterin bei den Philipps und damit, daß ich für einige Lehrer Wäsche wusch und die Schulfenster putzte.

Innerhalb weniger Monate kam ich voll aus mir heraus und unterschied mich in meinem Aussehen in nichts mehr von den anderen Studenten. In Sport ragte ich heraus, besonders was Korbball, Kugelstoßen, Speerwerfen und Softball (eine Art Baseball) anging. Ich hatte viele Spitznamen. Man nannte mich ›Langsam aber sicher‹, ›Kommandant Rund‹ (wegen meines runden Gesichts), ›Zwerg Nase‹ (eben wegen meiner langen Nase), ›Amazonaskönigin‹ und ›Lady Tarzan‹, weil ich Probleme auf die einfache Art löste und körperliche Gewalt anwandte, wie ich es auch in meiner Kindheit getan hatte, wenn ich mich gegen ältere Jungen verteidigte, die in der Erntezeit unsere Maisfelder plündern wollten.

Ich trat in den Gamma Sigma Club ein und lernte dort Studenten von der Universität Witwatersrand, dem St. Peter's-Seminar und der Pädagogischen Hochschule in Wilberforce

kennen. Im Saal stand ein altes Klavier, und Studenten, die spielen konnten, hämmerten laufend darauf herum. Ich lernte tanzen, wurde Mitglied im Chor und besuchte außerdem Versammlungen der Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer in einem obskuren Saal in Doornfontein. Meine beste Freundin in diesem Klub war die wunderbare Pumla Finca, die später ihren Magister der Soziologie machte und heute in den Vereinigten Staaten lebt.

Mir wurde gerade bewußt, wie sehr ich mich in Johannesburg verändert hatte, als mich eines Tages Dr. Philipps, unser Direktor am Jan-Hofmeyr-Institut, bat, zum Abendessen ein paar amerikanische Professoren, die zu Besuch waren, zu treffen. Sie wünschten, ein typisches Stammesmädchen vom Lande zu sehen, und diese Definition träfe zweifellos auf mich zu. Aber die Amerikaner warfen nur einen Blick auf mich und waren sichtlich enttäuscht. Sie wollten, wie sie es nannten, ›eine wirkliche Eingeborene‹ sehen, um sie zu fotografieren und das Bild mit nach Hause zu nehmen.

Die Schule vermittelte uns eine Menge praktischer Erfahrungen. Mein erstes Praktikum machte ich im Heilsarmeeheim für schwererziehbare Mädchen in Mthutuzeni. Bei uns zu Hause hatte es solche Mädchen nicht gegeben. Einige von uns waren lebhafter als andere, aber keine von ihnen hatte Schwierigkeiten mit ihren Eltern oder hätte gewagt, alleine zu leben. Der bloße Gedanke, etwas zu tun, was unsere Eltern mißbilligen könnten, ließ uns die Haare zu Berge stehen. Zunächst fiel mir nicht auf, daß die Mädchen irgendwie anders waren als die daheim in Bisana, aber der Unterschied wurde nach kurzer Zeit nur allzu deutlich spürbar. Sie kamen aus zerrütteten Familien, einige kannten ihre Eltern nicht einmal. Es gab da welche mit Identitätskrisen, andere waren verwirrt, litten unter Depressionen oder waren unkontrollierbar streitsüchtig. Zu einigen von ihnen fand ich schließlich

Zugang, nicht durch die Theorie der Sozialarbeit, sondern durch den Sport.

Für mein zweites Praktikum wurde ich in die Transkei an das Landzentrum Ncona im Distrikt Tsolo geschickt. Das machte mir sehr viel Spaß, denn in der ländlichen Umgebung fühlte ich mich zu Hause. Ich war damals ganz aus dem Häuschen, wie es mit dem Zentrum in der Landwirtschaft und bei der Organisierung von Märkten in den Gemeinden – den *Indali* – voranging. Die Leute kamen mit ihren Erzeugnissen, um Tauschhandel zu treiben.

Dort traf ich auch die Matanzimas. George Matanzima war ein sehr netter und gastfreundlicher Mann. Er hatte damals bereits eine gutgehende Rechtsanwaltspraxis und war Mitglied im ANC. Leute, die in Schwierigkeiten waren, suchten ihn auf, und den Stammesbrüdern half er so gut er nur konnte, ohne dafür je etwas zu berechnen. Von den Leuten, die ich kannte, war er hier der einzige, der ein Auto besaß, und das teilte er großzügig mit anderen. Mit seinem Geld war er genauso großzügig, und man konnte darauf zählen, daß er für eine gute Sache spendete. Der andere Anwalt, der damals in der Transkei praktizierte, hieß Letlaka, ebenfalls ein bekanntes ANC-Mitglied, der später dem Panafrikanischen Kongreß beitrug, ins Exil ging und dann von Kaiser Matanzima in die Transkei zurückgeholt wurde, als die ihre Unabhängigkeit bekam.

Ich besuchte hier auch zum erstenmal Stammesversammlungen. Frauen waren davon eigentlich ausgeschlossen, doch, obwohl eine Frau, erfüllte ich als Sozialarbeiterin die Bedingungen. K. D. Matanzima war das Oberhaupt der Tembu-Emigranten, und die Versammlungen fanden auf seinem großen Platz, Qamata, in einem großen Saal statt, der tausend Leuten auf einmal Platz bot. Der Saal war immer voll. Hager, aufrecht und unnahbar (Nelson bezeichnet

ihn bis heute als ›Die Zigarette‹), sprach der Häuptling zu den Stammesangehörigen. Seine Redekunst beeindruckte mich, doch ich nahm auch sein hartes, diktatorisches Auftreten zur Kenntnis. Er beriet sich nicht mit seinen Stammesbrüdern, es gab auf diesen Versammlungen keinerlei Diskussion.

Mein Aufenthalt in Ncona verkürzte sich jedoch. Mir kam zu Ohren, Häuptling Qaqauli plane, mich für seinen Sohn, der in Fort Hare studierte, zu entführen. Der Junge hatte mich nie zu Gesicht bekommen, und ich ihn ebensowenig, aber der Häuptling hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ich seine Schwiegertochter werden sollte. Ich kannte den Brauch. Seine Stammesangehörigen, Tembu in weißen Gewändern, würden auf ihren Pferden angeritten kommen und sich bei passender Gelegenheit auf mich stürzen und mit sich fortnehmen. Dann würde man mich einsperren, während der Häuptlingssohn von der Universität geholt wurde, und uns zur Heirat zwingen. Meinen Vater würde man vor vollendete Tatsachen stellen und ihn zwingen, die Lobola zu akzeptieren.«

Winnie hatte miterlebt, wie Frauen zu Hause so etwas passiert war. Sie hatte die Verzweiflung in den Augen dieser jungen Bräute gesehen, wenn sie zutiefst beschämt aus den Hütten, die ihr Gefängnis gewesen waren, hervorkrochen, nur um dann vom Gesang der wartenden Frauen empfangen zu werden, die sie mit Ziegengalle beschmierten, in knöchellange Kattunkleider steckten und ihnen schwarze *Doeks* um den Kopf banden, um sie dann den Krals als die neuen *Makotis* zu präsentieren. Sie erinnerte sich an ihre Schwägerin, die von Winnies Bruder entführt worden war.

Sie kehrte lieber nach Johannesburg zurück, als daß sie riskierte, Häuptling Qaqaulis Männern zu begegnen und sich damit einem unwürdigen Schicksal auszusetzen.

Barney Sampson war fesch und charmant. Er kam bei ihr an, so aufmerksam und voller guter Laune. Barney war amüsant und wußte immer, wo etwas los war. Bald gingen sie zusammen aus, auf Bälle und Parties, ins Kino und zu anderen gesellschaftlichen Ereignissen. Barney arbeitete als Buchhalter und studierte nebenher. Er hatte ein Zimmer in einem weißen Hinterhof und schien den größten Teil seines Geldes für Kleidung auszugeben. Winnie teilte diese Vorliebe, und so gingen die beiden jungen Leute immer modisch gekleidet aus.

Sie hätte sich keinen aufmerksameren und eleganteren Begleiter wünschen können. In seiner Gesellschaft entspannte sie sich, er scherzte und brachte sie zum Lachen, und sie amüsierte sich mit ihm. Aber ihrer Familie gefiel er nicht. Sie fragten nach seinem Namen, »Sampson?«, und wollten gern mehr über seine Familie wissen – Dinge, die Winnie nichts bedeuteten. Sie waren 1957 praktisch das ganze Jahr über zusammen. Wenn Nelson da nicht in ihr Leben getreten wäre, hätte sie Barney vielleicht sogar geheiratet, aber möglicherweise hätte sie es, von Nelson einmal ganz abgesehen, ebensogut nicht getan, denn Barney, ein wundervoller Begleiter, mit dem man viel Spaß hatte, war praktisch völlig unpolitisch, und Politik war Winnie schon damals wichtig. Was sie an Barney vor allem abstieß, war sein serviles Benehmen, wenn man es mit weißen Beamten zu tun bekam. Da hatte es z. B. den Vorfall auf dem Bahnhof gegeben, als sie Fahrkarten kauften und plötzlich mit Beleidigungen eingedeckt wurden. »Du blöder Kaffer – Rotzlümmel, was wirfst du mit Geld nach mir.« Barney entschuldigte sich kriecherisch. Winnie schauderte. Er hätte sich gegen die falschen Beschuldigungen wehren müssen, dachte sie.

Winnie hatte ihr Diplom gemacht. Ihre Familie nahm an der Abschlußfeier teil. Die Auszeichnungen wurden von einem

Vertreter des Bildungsministeriums überreicht. Sie lächelte strahlend und streckte die Hand aus, um die ihre in Empfang zu nehmen. Er beachtete ihre ausgestreckte Hand überhaupt nicht. Das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht, und sie zog die Hand verlegen zurück. Noch nie in ihrem Leben war sie derart peinlich berührt gewesen. Einen Augenblick lang wurde sie durch ein Blitzlicht abgelenkt und bemerkte den Mann hinter der Kamera. Er stellte sich später als Peter Magubane vor und versprach, ihr einige Bilder zu schicken. Für sie war der Tag jedoch verdorben.

Das Baragwanath-Krankenhaus schuf eine Stelle für die erste schwarze Sozialarbeiterin im medizinischen Bereich. Enthusiastisch begann Winnie ihre Karriere, ohne im geringsten zu ahnen, daß sie nur von kurzer Dauer sein sollte. Nur allzu bald drohte sie in Fällen zu ersticken: es galt Angehörige zu ermitteln, Beerdigungen vorzubereiten und Ansprüche, vor allem nach Arbeitsunfällen, zu bearbeiten.

In ihrem ersten Jahr dort besichtigte K. D. Matanzima das Krankenhaus und wurde auch zu ihr hereingeführt, um mit ihr über ihre Arbeit zu sprechen. Winnie erinnerte ihn daran, daß sie sich vorher schon einmal, in Ncona, begegnet waren. Er schien sich daran nicht zu erinnern, war von dem jetzigen Zusammentreffen aber eindeutig entzückt und brachte zum Ausdruck, daß er gerne mit ihr weitergehende Pläne für Ncona diskutieren würde. Sie war geschmeichelt, und als Mann von Wort ließ er sie am nächsten Tag von einem Angehörigen seines Stammes abholen, damit sie sich unterhalten konnten. Sie traf ihn in Orlando im Haus Nr. 8115, das ein Jahr später ihr gehören sollte.

Der Häuptling widmete ihr weiter seine Aufmerksamkeit und bat sie schließlich, seine zweite oder dritte Frau zu werden. Sie lehnte ab, denn inzwischen hatte sie Nelson kennengelernt.

Sie sah Nelson zum ersten Mal, als sie auf den Bus wartete und er in seinem Wagen mit Diliza Mji und dessen Frau, beide damals Medizinstudenten, vorüberfuhr. Ihre Gefährtin aus dem Wohnheim, Adelaide Tsukudu, die mit dem damals auch schon bekannten Oliver Tambo ausging, sprach unaufhörlich von ihm. Eines Tages traf sie die drei, als sie von einer Versammlung oder Party zurückkamen. Adelaide hielt Winnie auf dem Weg in ihr Zimmer auf und stellte ihr ihre Begleiter vor. Von dem braunen Hünen mit dem dicken, auf einer Seite gescheitelten Haarschopf und einem Lächeln, das sie auf eine Weise berührte wie nichts vorher in ihrem Leben, war Winnie wie geblendet.

Schon bald sah sie Nelson häufiger. Er bot ihr an, sein Büro zu benutzen, falls sie einen ruhigen Platz zum Studieren brauchte. Außerdem nahm er sie auf Besuch zu seinen Freunden mit.

Wenn Winnie über seine Gefühle zu ihr irgendwelche Zweifel hatte, dann wurden sie eines Nachts im Bantu-Bürgerzentrum zerstreut. Sie besuchten dort ein ANC-Solidaritätsfest, als plötzlich mit Messern geworfen wurde und Schüsse fielen. Winnie duckte sich unter einen Tisch. Nelson war sofort neben ihr, zog sie nach draußen und führte sie zu seinem Wagen. Daß er so um ihre Sicherheit besorgt war, zeigte ihr, daß er sie liebte.

Die Hochzeit

Nelson war von ganzem Herzen überzeugt, daß Winnie die Frau war, die er heiraten wollte, und nachdem er einmal davon überzeugt war, war es für ihn von größter Wichtigkeit, sie seinen Freunden vorzustellen. Die waren alle in der Drill Hall versammelt, wo die Voruntersuchung für den Hochverratsprozeß in vollem Gange war. Er machte mit Winnie aus, daß sie kurz vor der Mittagspause dort hinkommen solle.

Als sie den Saal betrat, hatte Verteidiger Berrange gerade einen Zeugen im Kreuzverhör. Nelson sah sie sofort und war, als das Gericht sich zurückzog, umgehend an ihrer Seite, um sie in den offenen Hof zu begleiten und sie mit einigen seiner Mitstreiter bekanntzumachen, die dort im Gespräch zusammenstanden, wie etwa Häuptling Luthuli, Professor Z. K. Matthews, Moses Kotane, Dr. Naicker, Walter Sisulu und Ismail Meer. Alle waren von ihr bezaubert, doch ein Freund flüsterte Nelson zu: »Solch eine überwältigende und verführerische Schönheit ist aber nichts für einen Revolutionär.« Nelson lachte, wandte sich zu ihr und fragte, ob sie das gehört habe. Sie blickte ihn an, lächelnd und erwartungsvoll, doch als er die Nebenbemerkung wiederholte, wurde sie fuchsteufelswild. »Du hast einfach keinen Sinn für Humor«, tadelte er, prustend vor Lachen.

Über das Wochenende holte er sie ab, um mit ihr seine Freunde in den weißen Vorstädten zu besuchen. Sie fuhren zu den Bernsteins. Für Winnie war alles neu und aufregend. Scheu, zurückhaltend und glücklich saß sie nun da im Wohnzimmer. Die Leute waren alle so entspannt, nippten an

ihrem Wein und knabberten etwas. Sie gingen in den Garten zurück und sahen sich die Kaninchen im Stall an. In dieser Gesellschaft spielte die Hautfarbe keine Rolle, das spürte man, hier waren Leute einfach so beisammen.

1957 war Nelsons Scheidung amtlich, und 1958 bestellte er das Aufgebot für die Heirat mit Winnie. Er hielt nicht um ihre Hand an, da er die Heirat als selbstverständlich ansah, denn darum war es ja die ganze Zeit, in der er sie umworben hatte, gegangen. Sie erzählte es Barney, dem das natürlich arg zu schaffen machte. Winnie war gerade in Nelsons Büro, als der den Anruf entgegennahm. Das Hospital war dran. Barney hatte eine Überdosis Medikamente genommen. Nelson fuhr sie, so schnell es eben ging, zum Krankenhaus. Sie verbrachte viel Zeit bei Barney und half ihm so wieder auf die Beine. Sie sorgte dafür, daß er sich danach in Durban in der FOSA-Siedlung erholen konnte, wo ihre Schwester als Krankenschwester arbeitete. Barney kam schließlich über seine Enttäuschung hinweg und ist heute glücklich verheiratet.

Anfang 1958 erklärte Nelson Winnie, sie solle nach Bisana zu ihren Eltern fahren und sie über die Heiratsabsichten unterrichten, damit sie sich darauf vorbereiten konnten, daß die Männer seines Krals mit dem formellen Heiratsantrag zu ihnen kommen würden.

Früh an einem Freitagmorgen machte Winnie sich mit ihrem Onkel Gulwa auf den Weg nach Bisana. Ihr Vater war überrascht, aber glücklich, sie zu sehen. Der Samstag kam und ging, es war bereits dunkel, und sie hatte noch immer nicht den Mut aufgebracht, das Thema anzuschneiden, obwohl sie doch am nächsten Tag wieder abfahren mußte. Als sie mit ihrer Mutter in der Küche war, die dort das Tablett mit dem Tee fertigmachte, um es zum Vater ins Wohnzimmer zu bringen, zeigte sie ihr eine Fotografie von Nelson in seiner Boxkleidung. »Mum«, sagte sie, »dieser Mann will mich

heiraten. Ich bin gekommen, um mir euer Einverständnis zu holen, weil ich ihn auch heiraten will. Sein Name ist Nelson Mandela.« Hilda rang nach Atem. »Ich hoffe, es ist nicht der Mandela vom ANC. Es ist doch wohl nur derselbe Name?« Winnie bekräftigte, es handele sich um eben diesen Mann. Ihre Mutter ließ den Tee von einem der Kinder hineinbringen und meinte dann zu Winnie, sie sei verrückt, über diesem Mann schwebe die Anschuldigung des Hochverrats. Früher oder später lande er im Gefängnis. Was für ein Leben gedenke sie mit einem Mann zu führen, der mit seiner Politik verheiratet sei? Warum glaube sie, sei seine erste Ehe schiefgegangen? Aber als sie sah, daß Winnies einzige Antwort darin bestand, auf die Fotografie zu starren, wurde ihr klar, daß ihre Ratschläge auf taube Ohren stießen, und so ging sie, um mit Kokani zu reden, und kam nach einer Weile zurück, um ihr zu sagen, daß der Vater sie sehen wolle.

Ihr Vater meinte, er bewundere Nelson und wäre der letzte, der ihm im Wege stehen würde, doch sei der Weg, den er gewählt habe, schwierig, und sie sei viel zu jung und unerfahren, um ihn darauf zu begleiten. Sie bemerkte, wie groß die Trauer in seinem Gesicht war, als er die Situation schließlich akzeptierte und sagte »Gott sei mit dir«, und sie nun Nelson mitteilen konnte, daß er seine Leute schicken dürfe.

Nelson entsandte seinen Jugendfreund, Häuptling Justice Mtirare, und seinen Vetter, Häuptling Wonga Mbetheni, um die Lobola auszuhandeln, und am vereinbarten Tag trieb eine eindrucksvolle Gruppe von Tembu-Häuptlingen das Mandela-Vieh in den Madikizela-Kral. Kokani schlachtete zwei scheine Tiere, und darauf floß das Bier, und das Fleisch brutzelte, als die Mandelas und die Madikizelas scherzten und sangen und einander hochleben ließen.

In Orlando feierten sie ihre Verlobung bei Tante Phyllis und Onkel Mzaidume. Tante Phyllis ließ sich nicht lumpen, der Champagner floß in Strömen, und Winnie strahlte in dem hellgrünen Abendkleid, das Nelson ihr gekauft hatte. Der Verlobungsring wurde genau im richtigen Moment übergestreift, und die ANC-Genossen und die Familienmitglieder applaudierten und machten den bei solchen Anlässen üblichen Flachs. Der Abend fand sogar in den Gesellschaftsnachrichten der Johannesburger *World* Erwähnung.

Während ihrer Verlobungszeit wohnte Winnie bei Tante Phyllis. Nelson beschloß, sie solle zu *seiner* Tante ziehen, damit sie sich an seine Familie gewöhne. Er dachte dabei vermutlich daran, wie sehr seiner Mutter die Wendung, die das Familienleben genommen hatte, weiterhin zu schaffen machte und daß sie sich von seiner Scheidung immer noch nicht richtig erholt hatte. Sie machte sich Sorgen um die Kinder, die bei Eveline lebten, denn sie wußte, wie verwirrt sie durch die Trennung der Eltern waren, und fürchtete, die Scheidung und die bevorstehende Heirat könnten die Dinge verschlimmern. Vor allem, weil sie die Gefühle der Kinder respektierte, hatte sie sich aus Nelsons neuen Plänen herausgehalten. Aber gleich nach der Hochzeit würde sie mit Winnie in einem Haus zusammenleben, und die Kinder würden, so hoffte er, auch wieder bei ihnen wohnen. Nelson glaubte, die Zeit, die Winnie bei seiner Tante verbrachte, werde ihr den Übergang in die Familie erleichtern. Winnie fügte sich, wenn auch nicht ohne Widerstand.

Der Tag der Vermählung war für den 14. Juni 1958 festgesetzt worden. Es würde die erste traditionelle Hochzeitszeremonie in Kokanis Haus sein, denn, obwohl bei ihm bereits Hochzeiten stattgefunden hatten, waren sie doch nie auf traditionelle Art gefeiert worden, da Kokanis Kinder in

dieser Beziehung ihre eigenen Vorstellungen gehabt hatten, und so war er gezwungen gewesen, die Tatsachen im nachhinein zu akzeptieren. Bei Winnie war das anders. Sie hatte ihn um Rat gefragt, und er war entschlossen, es an nichts fehlen zu lassen. Außerdem war er nicht länger ein armer Lehrer, sondern ein wohlhabender Geschäftsmann. Er hatte mehrere Läden und einen Busfuhrpark, und seine Kunden und Stammesbrüder hegten die Erwartung, an seinem neuen Wohlstand ein wenig teilhaben zu dürfen. Die Hochzeit seiner Tochter bot dazu die passende Gelegenheit.

Nelson beantragte eine Lockerung seiner Bannaufgaben. Man gab ihm die Erlaubnis, Johannesburg für sechs Tage zu verlassen, aber in diesem Zeitraum durfte er sich nur in Bisana aufhalten und hatte sich dabei auf seine Heiratsangelegenheiten zu beschränken. Er fuhr den Wagen mit den Angehörigen und Freunden der Braut, in dem außerdem noch die Brautjungfern, das heißt seine Schwester Leaby, Georgina Lekgoate und Helen Ngobese, saßen.

Kokani hatte Tante Phyllis gebeten, bei den Vorbereitungen für die Feierlichkeiten zu helfen, denn CVJM-Frauen wurden für so etwas als besondere Expertinnen angesehen. Tante Phyllis brachte Tante Mary mit, um mit ihr zusammen das Kochen in den dreifüßigen Eisenkesseln zu überwachen. Duma Nokwe und Scrape Ntshona machten die Mannschaft komplett. Das am besten bewachte Stück war das Hochzeitskleid aus weißem Atlas, liebevoll genäht von Michaels Frau, Ray Harmel. Die Harmels waren sehr enge Freunde und gehörten zu der ganz kleinen Gruppe weißer politischer Aktivisten, die sich voll und ganz dem Kampf für die Menschenrechte verschrieben hatten.

Die Reise war für Winnie eine einzige Katastrophe. Sie bekam vor Aufregung und Nervosität genau im passenden Augenblick Durchfall. Nelson mußte den Wagen viermal anhalten, während sie sich voller Scham und Schmerz, unter dem Schutz von Tante Phyllis' Besorgnis und Gefühl für Anstand und Sitte, in die Büsche schlug.

Sie erreichten Imbongweni in den frühen Morgenstunden, wo sie das Haus weit offen fanden und ihnen Verwandte, angeführt von Winnies Stiefmutter Hilda, entgegenströmten, um sie jubelnd willkommen zu heißen. Man trennte sogleich Braut und Bräutigam und geleitete ihn mit seiner Gesellschaft zu Simon Madikizelas Haus, das als *Abekhwenyana* (Raum für den Bräutigam) hergerichtet worden war.

Die Schwestern und Tanten machten viel Aufhebens um Winnie und steckten sie ins Bett. Ihre Kusinen neckten sie, und Makhulu schimpfte deshalb mit ihnen, denn sie war der Meinung, Winnie sei ganz sicher verhext worden. Nelson schickte diskret seinen Freund Dr. Mbekani vorbei, damit er sie untersuchte. Winnies Krankheit hielt zwei volle Tage lang an und wurde erst gelindert, nachdem Aufregung und Nervosität sich durch Makhulus weise Fürsorge gelegt hatten. Für diese beiden langen Tage und bis zu dem Zeitpunkt, wo die Braut zum Altar geführt wurde, galt für Nelson die Bestimmung ›Zutritt verboten‹ und diese Bestimmung wurde von den älteren weiblichen Mitgliedern der Madikizelasippe auf das schärfste überwacht.

Am Hochzeitstag wechselten die Stimmungen zwischen den schwerblütigen und getragenen Amtshandlungen der Kirche und den wilden, ausgelassenen Tänzen Makhulus. Für Winnie begann der Tag in einer großen, mit warmem Wasser gefüllten Eisenbadewanne mit den Brautwaschungen. Tante Phyllis half ihr bei ihrer Toilette, und zu guter Letzt schlüpfte sie in ihr Hochzeitskleid. Als sie schließlich in die Morgensonne

hinaustrat, begannen die im *Inkundla* wartenden Verwandten einen Freudentanz, bei dem Makhulu mit ihren schrillen Freudenschreien den Ton angab.

Der Madizikela-Kral war schwarz von den Pferden der Stammesbrüder. Sie banden sie an und stiegen in die Madikizela-Busse, um zur zwanzig Kilometer entfernten Kirche in die Suduke Missionsstation zu fahren. Der Brautwagen war über und über in den ANC-Farben geschmückt. Kokani ging voraus und wartete in seinem neuen schwarzen Anzug, eine Nelke im Knopfloch, an der Kirchentür auf die Braut. Sie wurde von ihrem Vater zum Altar geführt, Köpfe wandten sich nach ihnen um, der kleine Ministrant stolperte, gewann aber schnell das Gleichgewicht zurück, während sein noch winzigeres Pendant ganz ernst und gesittet blieb...

Der Chor stimmte *Lizalile Idinga Lakho* und damit die Hymne an, die von Pastor Tiyo Soga komponiert worden war, als er sein Vaterland nach monatelangem Aufenthalt in Großbritannien wiedersah. Er hatte dort Königin Victoria als Mitglied einer Delegation aufsuchen wollen, um von ihr die Gewährung der Bürgerrechte für die Afrikaner in der Südafrikanischen Union zu erbitten. Die Königin hatte sich geweigert, sie zu empfangen.

Die Ringe wurden getauscht, Pastor Madikizela erklärte sie für Mann und Frau, und der Chor begann eine Xhosa-Hymne zu singen. Pastor Gadama rezitierte in Stammestracht die Riten des *Imbongi* und hielt die Lobreden auf beide Geschlechter.

Dann fuhr die Hochzeitsgesellschaft zum Stammhaus der Madikizelasippe, das damals vom ältesten Sohn, Mpmelelo, bewohnt wurde, und suchte den Bestattungsplatz nahe dem Rinderkral auf. Dort begann man zu tanzen, zu singen und zu feiern.

Nelson überreichte jeder der älteren Madikizela-Frauen Kopftücher, von denen jede einzelne zu ihm herantanzte und ihrer Dankbarkeit durch ein Freudengeheul Ausdruck gab. Um die jungfräuliche Reinheit ihrer Tochter zu bekunden, marschierte das Brautgefolge dann, die jungen Frauen voran, die älteren hinterdrein, mehrmals um den Madikizela-Kral herum. Nelson und sein Gefolge bildeten eine ebensolche Kette. Die weißhaarige Makhulu hüpfte, buchstäblich im Schweiß ihres Angesichts, in einer Weise hin und her, als solle dies ihr letzter Tribut an Leben und Fruchtbarkeit sein. Als die Stimmung gerade umschlug und ihre Angehörigen aus Trauer über die bevorstehende Trennung *Baya Khala Abazeli* (Deine Verwandten weinen) zu singen begannen, konnte Winnie sich vor Lachen nicht mehr halten. Eigentlich war das Lied für die Braut das Signal, in Weinen und Wehklagen auszubrechen. Nikiwe stieß sie heimlich in die Seite. Die Braut war ungebührlich glücklich, wo sie doch nun das Haus ihrer Vorfahren verlassen sollte. »Tu so, als ob du weinst«, mahnte sie, »wisch dir die Augen, blick zu Boden!« Aber wie sollte Winnie? Der Anblick Makhulus mit ihren großen auf und nieder hüpfenden Brüsten, den Kopf im Freudengeheul gen Himmel gerichtet, war einfach zuviel für sie gewesen. Winnie krümmte sich vor Lachen, Nelson lachte ebenfalls, und ihre Schwägerin witzelte, »Wie kann sie weinen, wo sie doch ihren Prinzen gefunden hat.« Nelson hatte inzwischen mit Winnie gleichgezogen und forderte sie nun auf, sich von ihm zu seinen Leuten hinüberführen zu lassen. Tante Phyllis lüftete den Schleier der Braut, und offene, lachende Augen blickten dem Bräutigam entgegen. »Guck runter, guck runter!« drängte Nikiwe wieder, »so sieht eine Braut ihre angeheirateten Verwandten nicht an!« Aber Winnies Freude war zu groß, als daß sie in irgendeiner Weise hätte Verlegenheit vortäuschen können.

In all der Aufregung ließ sich die Gruppe des Bräutigams von den Madikizela-Männern überraschen, die Duma Nokwe symbolisch entführten und das traditionelle Lösegeld verlangten. Kokani gab ihnen eine Ziege, Duma jedoch schuldete ihnen einen Ochsen, den sie nie erhalten sollten.

Brautgruppe und Gäste setzten sich zu Tisch und aßen, was aus den großen Dreibeinkesseln nahe des Krals aufgetischt wurde: *Umnqusho* (Fleisch und Maiskörner) und die vielen, vielen Salate, die die Frauen unter der Oberaufsicht von Tante Phyllis zubereitet hatten.

Am späten Nachmittag fuhr die ganze Gesellschaft nach Bisana, wo man den Gemeindesaal zum erstenmal an einen Afrikaner vermietet hatte. Scrape Ntshona hämmerte auf dem Klavier den Hochzeitsmarsch. Braut und Bräutigam dankten und marschierten im Takt dazu ein. Dann wurden Reden gehalten, und die von Kokani enthielt alles, was der Anlaß verlangte: Bewunderung für Nelson und sein Engagement für das Land, die Liebe zu seiner Tochter, tiefgreifende Vorahnungen, was die Zukunft anging – »diese Ehe wird nicht auf Rosen gebettet sein, sie ist von allen Seiten bedroht, und nur die tiefste Liebe wird sie bewahren können« –, sowie der Rat an seine Tochter – »Sei wie dein Gemahl, werde wie seine Leute und mit ihnen eins. Wenn sie Hexen sind, dann werde eine von ihnen.«

Vom Kuchen wurden dreizehn Stücke, also soviel, wie Gäste da waren, angeschnitten. Das vierzehnte Stück bewahrte man auf und wickelte es gut ein, damit die Braut es zum Vaterhaus ihres Gemahls in Tembuland mitnähme. Nelson sollte nie Gelegenheit haben, mit ihr dorthin zu fahren, und so ist das vierzehnte Stück bis heute eingewickelt geblieben und wartet auf Nelsons Entlassung, damit auch der letzte Hochzeitsritus seine Erfüllung finden kann.

Als das Fest fünf Tage angedauert hatte, verabschiedeten sich Braut und Bräutigam, damit Nelson seine Bannaufgaben erfüllen und wieder rechtzeitig in Johannesburg sein konnte. Kokani führte Tochter und Schwiegersohn in die Hütte, in der er die Geschenke, die sie bekommen hatten, z. B. Grasmatten und Tontöpfe sowie sehr lebendiges und um sich schlagendes Kleingetier und Federvieh, aufbewahrt hatte. Nelson wies die Geschenke zurück. Sie waren schließlich als Anerkennung für die Madikizelas gedacht gewesen. Zwei Hühner jedoch nahm er an, um seinen guten Willen zu zeigen.

Später wünschte er, er hätte sich über eine solche Geste weiter keine Gedanken gemacht, denn als sie einmal anhielten, um ein Picknick zu machen, machten sich die Hühner aus dem Staub, und Braut und Bräutigam sahen sich plötzlich hinter ihnen herjagen, bis sie zusammenprallten und lachend zu Boden fielen. Sie überließen die Hühner ihrer zweifelhaften Freiheit und machten sich auf den Heimweg.

Die Sonne war noch nicht untergegangen, als sie Orlando erreichten, und die Tageszeit war von daher nicht, wie es die Tradition verlangte, bedrohlich genug, um ihr neues Leben als verheiratetes Paar zu beginnen. Sie fuhren deshalb zum Haus von Lilian Ngoyi und warteten dort, bis die Abenddämmerung einsetzte. Dann fuhren sie zum Haus Nr. 8115, wo Nelsons Mutter und eine große Zahl von Freunden und Verwandten sie begrüßten, und ließen sich zum nächsten Fest nieder.

Ein paar Wochen später erschienen die Madiba-Stammesbrüder. Winnie wurde offiziell und feierlich in den Stamm aufgenommen und erhielt den Namen Nobandla.

Alltag bei den Mandelas

Die junge Braut richtete sich im Haus der Mandelas ein. Vieles darin gefiel ihr nicht, doch das kleine Arbeitszimmer, das Nelson vom vorderen Raum abgeteilt hatte, ließ sie unverändert. Mit seinem Bücherregal, dem Vitrinenschränkchen, den drei Bambusstühlen, der Couch an der Wand und über allem ein bärtiger Lenin, der wie ein Prophet zu einer riesigen Menschenmenge spricht, strahlte es so ganz die Wärme seiner Persönlichkeit aus.

Man war immer früh auf den Beinen. Nelson stand um vier Uhr morgens auf und begann den Tag mit seinem Morgenlauf. Er liebte die leeren Straßen und das Zwielflicht, kurz bevor die Türen aufgestoßen wurden und die Leute herausströmten, um sich für die Busse anzustellen, die sie zur Arbeit bringen sollten. Sein Frühstück bestand aus Orangensaft und Toast, manchmal einem rohen Ei und ein wenig Haferflocken.

Makhulu blieb zu Hause bei den Enkelkindern, zu denen jetzt auch die aus der Transkei gehörten, und Nelson, Winnie und Leaby machten sich auf den Weg zum Bus, der Winnie und Leaby zum Krankenhaus und Nelson zu seinem Prozeß nach Pretoria bringen würde.

Das Gericht nahm Nelson den ganzen Tag über in Anspruch, und so verbrachte er die Abende, manchmal bis spät in die Nacht, in seiner Rechtsanwaltspraxis und mit Arbeit für den ANC, was zur Folge hatte, daß er für gewöhnlich nach Hause kam, wenn der neue Tag bereits angebrochen war. Nur selten verbrachte er die Wochenenden mit der Familie.

Nelson war von fast verschwenderischer Freigebigkeit. Er hatte die Genehmigung, alkoholische Getränke im Hause

aufzubewahren (zu jener Zeit mußten alle Nicht-Europäer dafür die Erlaubnis einholen), und obwohl er selbst nicht trank, achtete er darauf, daß seine Gäste niemals auf dem Trockenen saßen. Lebensmittel kaufte er in Hülle und Fülle, darunter die ausgefallensten Sachen, denn er liebte es, beim Kochen ständig etwas Neues auszuprobieren.

1958 erwies sich für die Mandelas als eines ihrer magersten Jahre. Der Prozeß zog sich hin. Der ewig gleiche Trott änderte sich nie, erst mit dem Bus nach Pretoria, dann mit dem Bus zurück nach Johannesburg, und zwischen der Fahrerei die langen öden Stunden der Gerichtsverhandlung. So ging es nun schon drei Jahre lang. Die Miete für das Büro war hoch, die Anwaltspraxis siechte vor sich hin, von Einkünften konnte kaum die Rede sein, die Familie wuchs und damit auch das, was sie zum Leben brauchte.

Eveline war über die Erziehung ihrer beiden Söhne nicht glücklich. Es war ein Problem, in Johannesburg zur Schule zu gehen, da die Ausbildung dort recht dürftig war. Bei einem seiner Besuche besprach sie die Angelegenheit mit K. D. Matanzima, der ihr vorschlug, sie solle die Jungen in der Transkei auf die Schule schicken, wo er ein Auge auf sie haben würde. Eveline bat K. D. mit Nelson darüber zu sprechen, was er auch tat. Nelson war vollkommen einverstanden. Die ländliche Umgebung und die Disziplin in dem Missionsinternat würden für die Jungen nur gut sein. Er ging mit ihnen einkaufen, stattete sie schick aus und fuhr sie, unter Mißachtung seines Banns, in die Transkei. Bis zu einem gewissen Punkt hielt Nelson sich an Bann-Auflagen, war aber nicht bereit, sich selbst zu überwachen. Doch die langen Fahrten waren ermüdend. Er mußte die Nacht durchfahren, um rechtzeitig wieder im Gericht zu sein und um sich auf der

Polizeiwache zu melden, was der Bann einmal wöchentlich von ihm verlangte.

Der Marathonprozeß wegen Hochverrats war mittlerweile in der vierten Instanz angelangt. Im Januar 1958 ließ man die Anklage gegen 61 Beschuldigte fallen. 31, darunter Nelson, Walter Sisulu, Lilian Ngoyi und Helen Joseph, blieben weiterhin angeklagt. Helen wurde Nelson in dieser Zeit eine enge Vertraute. Er wußte, er konnte sich auf sie verlassen, und in den Jahren der Haft sollte sie sich als starke Stütze für seine Familie erweisen.

Im Juli 1958 stellte Winnie fest, daß sie schwanger war. Im Oktober 1958 führten die Johannesburger Frauen vehemente Protestaktionen gegen die Paßgesetze durch und schickten unter anderem eine Abordnung in das Amt des Eingeborenenbeauftragten. Winnie, die Mitglied der ANC-Frauenliga im Bezirk Orlando West war, wurde in diese Abordnung hineingewählt. Sie begannen ihren Marsch zum Amtsgebäude und wurden nach kurzer Zeit von der Polizei umringt, in Polizeitransporter verfrachtet, zum Marshall Square entführt und dort in Zellen eingeschlossen. Ihr Mut und ihr Zusammengehörigkeitsgefühl wurden durch den Überfall höchstens noch gestärkt. Sie sangen und waren froh, zusammen zu sein. Am selben Tag noch wurden sie ins Fort verlegt, wo sie auf Hunderte von anderen Widerstandleistenden trafen, die in der Haupthalle und auf der Galerie vor den Zellen im zweiten Stock herumliefen und sie bei ihrer Ankunft mit Freudengeheul und *Amandla*-Schreien begrüßten. Die Wärter ließen sie in Reihe antreten, entkleideten sie bis auf die nackte Haut und befahlen ihnen dann, sich hinzuhocken und die Beine weit zu spreizen, um die Vagina auf Schmuggelgut zu untersuchen. Danach wies man

sie an, sich wieder anzuziehen, und ließ sie in ihre Zellen marschieren.

Gleich nachdem er von der Verhaftung gehört hatte, kam Nelson, um Winnie zu sehen, und es gelang ihm auch, die Genehmigung dazu zu bekommen. Die Zeit war zu knapp, um groß persönliche Dinge zu besprechen. Er sagte ihr, sie wären dabei, für ihre juristische Vertretung zu sorgen, und daß er stolz auf sie sei.

Im Gefängnis hielt Winnie sich an Albertina Sisulu, denn sie war wegen ihrer Schwangerschaft in großer Sorge. Albertina war älter, erfahrener und außerdem Krankenschwester. Winnie breitete ihre Matte neben ihr aus und fühlte sich durch ihr Wissen, ihren Sachverstand und ihre menschliche Wärme ganz geborgen. In der zweiten Woche bekam sie starke Blutungen, doch Albertina beruhigte sie. Die Blutungen hörten auf.

Mit der steigenden Anzahl verhafteter Frauen verschlechterten sich auch die Zustände im Gefängnis. Aus den Klokübeln stank es erbärmlich. Morgens waren sie gezwungen, ihr Frühstück in der verpesteten Luft zu essen. Die Schlange vor den Duschen war endlos. Am Ende der dritten Woche waren es zweitausend Häftlinge, und auf dem Fußboden gab es für sie nicht genug Platz zum Schlafen.

Eines Tages trieb man dann nach Einbruch der Dunkelheit eine große Gruppe von Frauen unter schwerster Polizeibewachung durch das hintere Tor in eine Zelle im Kellergewölbe der Männerabteilung. Morgens wurden sie immer vor sechs Uhr hochgescheucht und kamen in die Frauenabteilung zurück.

Schließlich erhob man gegen die Frauen Anklage, stellte sie vor Gericht, befand sie für schuldig und stellte sie vor die Wahl, im Gefängnis zu bleiben oder eine Geldstrafe zu zahlen. Der ANC übernahm die Geldstrafen, und alle Gefangenen wurden freigelassen.

Das Krankenhaus schickte Winnie die Kündigung. Die Einkünfte schrumpften, Freunde halfen aus, der Vater schickte ihr einen höchst willkommenen Geldbetrag.

Als Nelson am 4. Februar 1959 kurz nach Mitternacht von einer Versammlung nach Hause kam, fand er Winnie dort allein und an starken Schmerzen leidend vor. Seine Mutter war in die Transkei zurückgekehrt, und Leaby war als Lernschwester im Hospital. Er holte Tante Phyllis, und zusammen brachten sie die werdende Mutter in den frühen Morgenstunden so schnell es ging ins Krankenhaus. Man teilte ihnen mit, bis zur Geburt des Babys werde es noch eine ganze Weile dauern, und empfahl ihnen zu gehen.

Nelson fuhr nach Pretoria zum Prozeß und kehrte gegen Abend zusammen mit Duma Nokwe zum Krankenhaus zurück, um seine neue Tochter zu begrüßen. Er hielt den kleinen gelben Wurm mit seinem schwarzen Haarschopf im Arm und verkündete stolz, sie sei eine echte Mandela und gleiche einer Prinzessin. Während Häuptling Ndingi sie *Zenani* (Was bringst du uns) nannte, bekam sie von den Madikizelas den Namen *Nomadabi Nosizwe* (Schlachtfeld der Nation).

Am dritten Tag brachte Nelson wunderhübsche Babysachen und erschien eine Woche später mit einem Berg feiner Nachthemden für Winnie.

Makhulu kehrte aus der Transkei zurück, um zu helfen, und als Winnie nach Hause kam, empfingen sie dort zwei beherrschende Mutterfiguren, Nelsons Mutter und die von Walter Sisulu, die viel Theater um die *Mdlezana* (stillende Mutter) und ihr Baby machten. Zu Winnies Entsetzen holten sie einen *Inyanga* (Medizinmann), der das Baby durch ein Kräuterbad stärken sollte. Winnie war damit überhaupt nicht einverstanden. Schließlich war das Baby in all den Tagen so gut versorgt und sogar peinlichst genau gegen Bakterien desinfiziert worden. Jetzt wollten sie es in Bakterien baden.

Ihre Schwiegermutter wies daraufhin, daß alle ihre Enkelkinder dieses traditionelle Bad bekommen hätten und ja wohl die Gesundheit selbst seien, wobei sie auf Makie und Makgatho deutete, die voller Zuneigung um das Baby herumstrichen. Aber die *Mdlezana* zeigte sich nicht nur vom Babybad nicht überzeugt, sie weigerte sich auch noch schlankweg, den Kräutertee zu trinken, den sie ihr gemacht hatten, und nahm statt dessen all das zu sich, was sie als falsche Ernährung ansahen: beispielsweise Kaffee und Eier, also Dinge, die ihre Milch versiegen lassen mußten.

Jahre später, als das ›Baby‹ zur Frau herangewachsen und selbst schon Mutter war, schickte sie ihrem Vater eine Fotografie ihres eigenen Babys, und er antwortete: »Das Bild von Zazi hat mich sofort an Dich erinnert, wie Du aussahst, kurz nachdem Du mit Mutter im Februar '59 aus der Bara-Entbindungsstation zurückgekommen bist. Du hast immer fest geschlafen, selbst wenn sie Dich gebadet, abgetrocknet, mit Olivenöl eingerieben, Deine Haut mit Johnsons Babypuder ganz weiß gemacht oder Deinem kleinen Bäuchlein Lebertran eingeflößt hat. Familienfotos, Briefe und Besuche halten in mir die Erinnerung an die Tage wach, als wir zusammen waren, und sie machen auch das Leben süß und erfüllen mein Herz mit Hoffnung und Erwartung. Hab' dafür vielen tausend Dank, mein Liebling!«

Nelson erbot sich, Winnie das Autofahren beizubringen, und gab ihr Stunden. Er erkannte schnell, daß das ein Fehler gewesen war, denn sie stritten sich dauernd. Winnie machte weiter dieselben Fehler und ignorierte auch, so sah es wenigstens Nelson, weiterhin seine Anweisungen. Ein Ehemann, der seiner Frau auf einer Straße in Orlando das Fahren beibringt, ist dort ein seltener Anblick und wohl dazu

geeignet, eine Menschenmenge anzuziehen. Handelte es sich dann bei dem Ehemann gar um den berühmten Mandela, ist das Interesse um so größer. Die Fahrstunden gingen inmitten jubelnder *Arandla*-Rufe vonstatten, doch wenn der Wagen wieder einmal abgewürgt wurde und das berühmte Paar darin sich nur allzu offensichtlich stritt, lösten sich die Jugendlichen plötzlich, ohne jeden Respekt, in Luft auf. Nelson entstieg steifbeinig dem Wagen und schlug die Tür hinter sich zu. Er ging nach Hause, streifte seine Shorts über und ließ seine Wut am Sandsack aus, und so fand ihn Winnie, wenn sie eine Stunde später zurückkam. Für eine Weile taten sie so, als sei der andere überhaupt nicht da. Er duschte und legte sich aufs Bett. Dann ging sie hinüber und massierte ihn, und der Streit war vorbei. Er holte den Wagen und sie machten sich auf, um ihre Freunde, die Matlakus, zu besuchen, die ein erstklassiges Lokal hatten, und schwelgten sinnenfroh im Luxus der tiefen Velourssessel und der Samtvorhänge, um schließlich die nachmittägliche ›Tragödie‹ in eine abendliche Komödie zu verwandeln und gemeinsam über die Fahrstunden zu lachen.

Winnie hatte sich noch bei der Hochzeit geschworen, sie werde niemals ihre Individualität aufgeben und immer sie selbst bleiben. Doch Madiba, wie sie ihn nannte, war übermächtig.

»In der kurzen Zeit, die wir miteinander verbrachten, entdeckte ich nur allzu bald, wie schnell ich meine eigene Identität dank seiner übermächtigen Persönlichkeit verlieren würde – man schrumpfte zu seinem bloßen Anhängsel, man besaß keinen Namen und keine Individualität neben Mandela: Mandelas Frau, Mandelas Kind, Mandelas Nichte. In seinem Ruhm gedeihen hieß, sich am besten in einen Kokon einspinnen, der einen vom gleißenden Licht der Öffentlichkeit abschirmen würde, oder das in Wahrheit längst erloschene Ego

aufzublasen. Ich schwor mir, daß ich mich auf keines von beiden einlassen wollte.«

Winnie brauchte einfach ihre Arbeit. Nelson hatte dafür Verständnis, und als bei der Johannesburger Jugendfürsorge eine Sozialarbeiterstelle frei wurde, bewarb sie sich und bekam sie. Zenani, damals fünf Monate alt, überließ sie der Fürsorge Makhulus. Eigentlich wollte Winnie vor allem an die Universität zurück, aber sie konnten die Studiengebühren nicht aufbringen. Sie bewarb sich um ein Stipendium des Instituts für Rassenbeziehungen, wurde jedoch abgelehnt. Die Dozentin dort, Ellen Hellman, war der Meinung, sie verdiene mehr als ihre Magister (44 Rand im Monat) und brauche nicht wirklich einen zweiten Scheck, was Winnie wütend machte.

Ein paar Monate nach Zenanis Geburt war Winnie wieder schwanger, aber die Schwangerschaft verlief nicht gut. Sie bekam Blutungen. Zum Glück war Nelson zu Hause und fuhr sie schnell zu seinem Freund Dr. Mohamed Abdullah, der damals in dem Mischlings-Township Bosmont wohnte. Winnie hatte fast buchstäblich auf der Schwelle zu seinem Haus eine Fehlgeburt. Die Abdullahs waren um sie äußerst besorgt, betreuten sie medizinisch, behielten sie über Nacht bei sich und gaben ihr erst die Erlaubnis zu gehen, als sie sich genügend erholt hatte, um ins Krankenhaus gebracht zu werden.

Wenige Monate später war Winnie wieder schwanger, doch diesmal war sie stärker und glücklicher.

Urteil: Lebenslänglich

Sharpeville und anderswo – Gewalt

Das Jahr 1959 begann unheilvoll. Unter Führung des ›Vaters der Apartheid‹, Ministerpräsident Verwoerd, begann das weiße Parlament, die Reservate in Bantustans umzuwandeln und sie so vom entwickelten Südafrika abzutrennen. Im selben Jahr kam es auch zu einer Spaltung in der offiziellen Opposition und zur Entstehung der Progressive Party (Fortschrittspartei), die dem ANC zwar nicht zum Bund, aber für Verhandlungen und gegenseitiges Verständnis die Hand entgegenstreckte. Die Black Sash (Schwarze Schärpe) bereicherte das Häuflein der weißen Apartheidgegner aus Kirchenleuten, Liberalen und Sozialisten um eine weitere, kleine, aber wirkungsvolle Komponente.

Die mutig gewordene Regierung bereitete sich auf die Anwendung von Gewalt vor. So berichtete Patrick Duncan, Mitglied der Liberalen Partei, in der Zeitschrift *Contact*, der Verteidigungsminister habe seine Armeeeoffiziere mit den Worten instruiert: ›Sie müssen nicht glauben, wir rüsteten gegen einen äußeren Feind auf. Wir tun das, um die schwarzen Massen niederzuschießen.‹ (26. 12. 59) Es war also nur folgerichtig, daß das südafrikanische Militär in jenem Jahr von Großbritannien 80 Saracene-Panzerwagen geliefert bekam.

In Windhoek eröffnete die Polizei das Feuer auf eine Menge, die sich Zwangsumsiedlungen widersetzte, und tötete dabei 14 Menschen. Damit wurde sozusagen das Massaker eingeläutet, das nur wenige Monate später in Sharpeville folgen, den ANC

auf einen neuen Kurs zwingen und Nelson das allseits bekannte Gefängnisurteil einbringen sollte.

Während die Staatsmacht das Zusammenleben der Schwarzen ungestraft aufs schwerste bedrohte, beschäftigten sich die Gerichte lieber weiter mit ihrem Hochverratsprozeß. Die Staatsanwaltschaft stellte dabei die Behauptung auf, der ANC wende bei seinen Aktionen vorsätzlich Gewalt an, was die Richter allerdings in Frage stellten.

Nelson war bei der Zeugenaussage von Häuptling Albert Luthuli zugegen. Der Staatsanwalt gab sein Bestes, um den ANC als gewalttätige Organisation hinzustellen, und verlas dazu eine angebliche Erklärung Robert Reshas, (die jedoch hier nicht zitiert werden darf, weil Resha unter Bann steht).

Staatsanwalt: Geben Sie zu, Mr. Luthuli, daß Resha diese Rede gehalten und den Freiwilligen diese Anweisung erteilt hat, weil das genau das war, was man von Freiwilligen erwartete? Wußten Sie davon?

Luthuli: Nein. Denn man erwartete von Resha, er werde die Freiwilligen gemäß der politischen Linie des Kongresses führen. Wenn Resha als Führer vom Weg abweicht, so tut er das als Resha. Das Ganze hat zweifelsfrei nichts mit der Politik des Afrikanischen Nationalkongresses zu tun.

Staatsanwalt: Mr. Luthuli, man hatte niemals vor, zu verhandeln, und Sie wußten das?

Luthuli: Darüber ist doch schon ausführlich gesprochen worden. Selbst in diesem Augenblick, Mylord, wären wir sehr, sehr froh, wenn die Regierung sich zu der Haltung entschließen könnte zu sagen: »Kommt, laßt uns miteinander reden.« Wir wären sogar außerordentlich glücklich darüber, miteinander zu sprechen, selbst wenn wir am Ende der Diskussionen nicht zu einer Übereinstimmung der Standpunkte kommen sollten.

Staatsanwalt: Eine solche Erklärung abzugeben, ist wirklich pure Heuchelei, und das wissen Sie auch. Das ist niemals Ihre Haltung gewesen.

Auch Nelson wurde vom Staatsanwalt vernommen:

Staatsanwalt: Ihnen möchte ich folgendes vorhalten: Glauben Sie, daß Ihre Demokratie des Volkes durch einen Prozeß allmählicher Reformen erreicht werden kann? Nehmen wir einmal an, im nächsten Monat würde die herrschende Klasse auf Druck hin einem eingeschränkten Stimmrecht für die Afrikaner ihre Zustimmung geben, vielleicht als eine Art pädagogischer Test... und im nächsten Jahr würden, wieder auf Druck hin, bedeutendere Zugeständnisse gemacht, und 1962 wieder und so weiter, über einen Zeitraum von zehn oder zwanzig Jahren. Glauben Sie, auf diese Art könnte die Demokratie des Volkes erreicht werden?

Mandela: Wir fordern ein allgemeines und gleiches Wahlrecht und sind bereit, zur Durchsetzung unserer Forderungen wirtschaftlichen Druck auszuüben, und wir werden entweder allein oder gemeinsam mit anderen Widerstandskampagnen durchführen und zum Fernbleiben von der Arbeit aufrufen. Wenn die Regierung erklären würde: »Meine Herren, so wie die Dinge jetzt stehen, können sie nicht bleiben. Man setzt sich über Gesetze hinweg, und durch die Arbeitsverweigerung verbessert sich die Situation auch nicht gerade. Laßt uns miteinander reden«, dann würde ich von meinem Standpunkt aus sagen: »Ja, reden wir.« Und wenn die Regierung sagen würde: »Unserer Ansicht nach sind die Europäer zu einer Regierungsform, in der die Nicht-Europäer die Mehrheit bekommen könnten, noch nicht bereit. Wir meinen, wir sollten euch 60 Sitze geben, die afrikanische Bevölkerung also sechzig Afrikaner wählen, die sie im

Parlament vertreten, und das lassen wir so fünf Jahre laufen und schauen uns das nach Ablauf dieses Zeitraumes an«, dann, Euer Ehren, wäre das meiner Ansicht nach ein Sieg, weil wir einen entscheidenden Schritt dazu getan hätten, um für die Afrikaner das allgemeine und gleiche Stimmrecht zu erreichen. Und für diese fünf Jahre würden wir dann, sagen wir mal, den zivilen Ungehorsam einstellen, es gäbe keinerlei Fernbleiben von der Arbeit, und wir würden diese Zeit nutzen, um im Land einen Erziehungsprozeß in Gang zu setzen und den Europäern zu zeigen, daß diese Veränderungen möglich sind und daß man so zu einem besseren Verständnis der Rassen untereinander, zu einer besseren Harmonie zwischen den Rassen im Lande kommt. Ich würde meinen, wir sollten das annehmen, aber natürlich würde ich damit nicht die Forderung nach einer Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts auf alle Afrikaner aufgeben. So sehe ich das, Euer Ehren. Am Ende der fünf Jahre würden wir die Sache dann erörtern, und wenn die Regierung erklärt: »Wir geben euch noch 40 Sitze dazu«, dann würde ich meinen, daß das sehr zufriedenstellend ist. Wir würden es annehmen und trotzdem weiterhin eine Ausdehnung des Wahlrechts fordern, doch für den vereinbarten Zeitraum würden wir den zivilen Ungehorsam einstellen; kein Fernbleiben von der Arbeit. Auf diese Weise würden wir alles erreichen, was wir wollen, sogar unsere Demokratie des Volkes, Euer Ehren. Das ist meine Meinung dazu.

Vom Richter wurde er dann gefragt, was er täte, wenn sich die Regierung ›in ihrer Haltung nicht nachgiebig‹ zeige.

Nelson: Ich denke nicht, daß der Kongreß jemals geglaubt hat, seine Politik des Drucks könnte am Ende fehlschlagen. (...) Ungeachtet der Haltung der Regierung, die Afrikaner mit eiserner Hand zu regieren, geht der Kongreß davon aus, daß seine Methoden, das heißt die angesprochenen Druckmittel, innerhalb eines bestimmten Zeitraums zusammen mit der

Weltmeinung dazu führen werden, daß sich unsere Hoffnungen verwirklichen.

Staatsanwalt: Aber ist es nicht so, daß der Afrikanische Nationalkongreß der Ansicht war und das auch propagierte, die herrschende Klasse, die Regierung, werde, um den Druck des Kongresses zu brechen, nicht zögern, Vergeltung zu üben – nicht zögern, demnächst gegen den Kongreß Gewalt und bewaffnete Streitkräfte einzusetzen?

Mandela: Ja, dieser Auffassung ist der Kongreß gewesen, Euer Ehren. Soweit das die Regierung betraf, haben wir die Anwendung von Gewalt erwartet, doch was uns anging, haben wir Vorsichtsmaßnahmen getroffen, um sicherzustellen, daß sie nicht von unserer Seite ausgehen würde.

Nelson betonte an dieser Stelle, bei der Durchführung von Aktionen wie dem Fernbleiben von der Arbeit habe man, im Gegensatz zu Streiks, immer auf Streikposten verzichtet, um Polizeiprovokationen zu vermeiden.

Staatsanwalt: Ist die Befreiungsbewegung Ihrer Kenntnis nach weiterhin mit Aktionen an die Öffentlichkeit getreten?

Mandela: Ja, selbstverständlich. Der Kongreß ist heute sehr viel mächtiger und stärker.

Staatsanwalt: Und hat sich Ihrer Meinung die Möglichkeit zu dieser Gewalttätigkeit, auf die Sie sich beziehen, verstärkt?

Mandela: Oh ja, unserer Ansicht nach wird die Regierung nicht zögern, Hunderte von Afrikanern zu massakrieren, um sie derart einzuschüchtern, daß sie nicht mehr wagen, sich ihrer reaktionären Politik zu widersetzen.

Richter: Was ich gerne wissen würde: Hat die Kongreßallianz die Frage diskutiert oder in ihre Überlegungen einbezogen, ob die weiße Vorherrschaft in Südafrika ohne

Waffengewalt das preisgeben würde, was, gäbe sie es preis, ihr Ende bedeuten würde?

Mandela: Der Kongreß gelangte zu der Ansicht, (...) die Weißen seien darauf aus, die politische Macht ausschließlich für sich allein zu behalten.

Richter: Diese Frage wurde erörtert?

Mandela: Darüber haben wir nachgedacht, natürlich. Außerdem kamen wir zu dem Schluß, daß wir durch diese Politik des Drucks, durch unsere zahlenmäßige Überlegenheit die Weißen, selbst gegen ihren Willen, dazu zwingen könnten, unsere Forderungen zu erfüllen. Darüber dachten wir nach und hielten es für möglich.

Richter: Wie würden Sie Ihre zahlenmäßige Überlegenheit nutzen, um die weiße Vorherrschaft zur Erfüllung Ihrer Forderungen zu zwingen?

Mandela: Zum Beispiel dadurch, daß wir zu Hause bleiben und nicht zur Arbeit gehen, also unsere wirtschaftliche Macht dazu nutzen, unsere Forderungen gegen den Wall von Vorurteilen und Feindseligkeiten, der uns umgibt, durchzusetzen. Unsere Forderungen können Ihnen nicht bis in alle Ewigkeit gleichgültig bleiben, weil wir Sie mit unserer Politik des wirtschaftlichen Drucks an Ihrer empfindlichsten Stelle treffen. Diese Methode ist im übrigen gut durchorganisiert.

Während also im Gerichtssaal, wo weitere Angeklagte, wie Ahmed Kathrada und Walter Sisulu, beredt, logisch und vernünftig zur Sache aussagten, der Mummenschanz vorgeblicher Gewalt weiterging, steuerte das Land draußen auf seine schlimmste Krise zu.

Wie kein anderes Jahr zuvor, sollte das Jahr 1960 die getrennten Wege zwischen Schwarz und Weiß in Südafrika

verfestigen, denn damals fanden schwarze Agonie und weiße Tyrannei dort ein neues Synonym: Sharpeville. Für Nelson umschloß dieser Begriff sein ganzes Leben, da Sharpeville für den Anfang vom Ende seiner persönlichen, physischen Freiheit in diesem Lande stand. Er fuhr immer noch täglich nach Pretoria und zurück, um dort vor den Richtern zu sitzen. Sein Büro in der Chancellor Street hatte er schließen müssen, weil er die Miete nicht mehr aufbringen konnte. Seine Anwaltsgeschäfte erledigte er nun von der Praxis eines Kollegen aus. Er hatte zwar einen großen Haushalt mit Angehörigen zu versorgen und umfangreiche familiäre Pflichten, doch das Massaker von Sharpeville drängte alles andere in seinem Leben in den Hintergrund.

In den Monaten vor Sharpeville vertieften sich die Gräben der Apartheid, und die Aussichten, sie zu Fall bringen zu können, verdüsterten sich immer mehr. Ein neues Gesetz, dem man bei seiner Verabschiedung im Jahre 1959 ironischerweise den Namen Extension of University Education Act (Gesetz über die Erweiterung der Universitätsausbildung) gegeben hatte, schloß Schwarze aus ›weißen‹ Universitäten aus und schlug besondere, nach Stämmen und Rassen aufgebaute Fachhochschulen vor, wodurch die Bantu-Bildung praktisch auf den universitären Bereich ausgedehnt wurde. Welchen Weg würde die Jugend wohl in Zukunft einschlagen? Diese Frage beschäftigte Nelson mehr und mehr.

Auch an seiner Universität in Witwatersrand, von ihnen kurz Wits genannt, hatte es Rassendiskriminierung gegeben. So durften Nicht-Europäer nicht in dem herrlichen Swimmingpool gegenüber der Bücherei baden, keine gesellschaftlichen Veranstaltungen besuchen oder am Sport, gleich welcher Art, teilnehmen, und eine Unterbringung in Wohnheimen, selbstverständlich nach Rassen getrennt, war für Afrikaner auch nur in sehr begrenztem Rahmen möglich. Im Lesesaal

und in der Bibliothek aber waren die Rassenschranken aufgehoben, und das sah Nelson als das Wichtigere an.

1959 richteten sich die Gedanken aller immer mehr darauf, die wirtschaftliche Macht der Nicht-Europäer zu nutzen, um eine Veränderung zu erzwingen. Berichte von der Basis wiesen in dieselbe Richtung. Die Leute begannen gegenüber der ANC-Strategie die Geduld zu verlieren, das spürte Nelson immer deutlicher. Der Hochverratsprozeß lief jetzt bereits im dritten Jahr, und die ganze Zeit über hatte die Regierung die wichtigsten ANC-Aktivisten als Geiseln im Gericht festgehalten und sie gezwungen, sich ein ausgewähltes Register ihrer Tätigkeiten in der Vergangenheit anzuhören, während sie von den direkten Aktionen der Gegenwart ausgeschlossen blieben. In dieser Situation suchten die Leute ihr Heil mehr und mehr in spontanen und örtlich begrenzten Aktionen, wofür der Frauenprotest gegen die Paßgesetze das explosivste und umfassendste Indiz war. Es hatte den Anschein, als liefen dem ANC die Frauen in Scharen davon und als schämten sie sich seiner wegen seiner fehlenden Militanz. Aus allen Himmelsrichtungen kamen Berichte über wütende Frauen, die Polizeiwachen und die Büros von Eingeborenenbeauftragten stürmten. Allein in Natal, wo sie in Trinkhallen astronomische Schäden anrichteten und wo es in der Ortschaft Cato Manor während einer Bierrazzia zu solch wütenden Auseinandersetzungen kam, daß neun Polizisten getötet wurden, nahm man 2000 Frauen in Haft.

Der ANC-Bezirk östliches Kapland initiierte einen Boykott gegen den Tabak-Konzern Rembrandt. Nelson drängte darauf, die Anti-Apartheid-Aktivitäten endlich zu koordinieren. Ein 1958 gegründeter Nationaler Planungsrat gegen die Paßgesetze hatte auf der Grundlage seiner Berechnungen, nach denen das afrikanische Volk über eine jährliche Kaufkraft von 400 Millionen Pfund verfügte, deren Entzug die Weißen an ihrer

empfindlichsten Stelle treffen würde, die Ausnutzung dieser wirtschaftlichen Macht, d. h. Aktionen in den Betrieben und Streiks, empfohlen. Der Bericht wurde auf der Nationalen Massenkongress in Johannesburg am 30. und 31. Mai verlesen, auf der man aus Protest gegen die unmenschliche Behandlung afrikanischer Landarbeiter auch zu einem Kartoffelboykott aufrief. Der Vorschlag erhielt zwar uneingeschränkte Unterstützung, doch Nelson hatte weiterhin das Gefühl, sie gingen nicht weit genug, nicht so weit wie die Leute selbst gehen wollten, und entweder hätten die ›Führer‹ der Apartheid gegenüber eine höhere Toleranzschwelle oder sie seien mit den wirklichen Leiden des Volkes nicht vertraut. Er war mehr und mehr davon überzeugt, daß die bestehenden ANC-Strukturen den Leuten keine ausreichende Teilnahme ermöglichten. Man konzentrierte sich fälschlicherweise darauf, Leute zu organisieren, statt sie zu Rate zu ziehen. Straßenzellen, so glaubte er, würden eine solche Rücksprache intensivieren und das Engagement verstärken. Gleichzeitig würde man so die Voraussetzungen für ein Untergrundnetz schaffen, falls der ANC gebannt werden sollte. Nelson hatte so eine Vorahnung, daß dem ANC das bevorstand, ja daß es jeden Tag soweit sein konnte.

Andere vertraten die Ansicht, das Zentrum der Organisation sei nicht stark genug, zuviel Kraft werde auf Provinzebene vergeudet. Auch in dieser Kritik lag für Nelson ein Körnchen Wahrheit, und wie man es auch betrachtete, der ANC hatte eine Neuorientierung dringend nötig.

Auf dem Curries Fountain-Sportplatz in Durban wurde unter dem gewaltigen Andrang von 8000 Teilnehmern die letzte legale ANC-Kongress im Lande eröffnet, auf der man den 31. März 1960 zum Anti-Paßtag erklärte und die Entsendung von Massenabordnungen zu den Büros von Bantu-Beauftragten im ganzen Lande plante. 1952 hatte der ANC zum Widerstand

aufgerufen, jetzt rief er dazu auf, Abordnungen zu entsenden! Nelson fühlte, welch ein Rückschritt das war, und überlegte hin und her, wie sie vorwärtsschreiten, welche Reserven sie aufbieten könnten, welche Strategien und Energien bis jetzt ungenutzt geblieben waren.

Im Hochgefühl des Neuanfangs betrat der Panafrikanische Kongreß die Arena mit messianischem Eifer und der Ankündigung: »1960 unternehmen wir den ersten und im Jahre 1963 den letzten und entscheidenden Schritt zu Freiheit und Unabhängigkeit.« So verrückt das auch klingen mochte, in einigen Regionen übte der Panafrikanische Kongreß eine Faszination aus, die sogar die Erwartungen seiner wirklichkeitsfremden Eiferer übertraf. Total verrückt, dachte Nelson, sie geben sich selbst drei Jahre, um der Apartheid ein Ende zu bereiten.

Auf seiner Gründungskonferenz setzte der Panafrikanische Kongreß sich selbst das Ziel, innerhalb eines Jahres eine Mitgliederzahl von 100000 zu erreichen. Bei seiner ersten und einzigen Konferenz, die er im April 1959 in Südafrika abhielt, wurde die Zahl der Mitglieder mit 24664 und die der Bezirke mit 101 angegeben. Fast die gesamte Unterstützung kam je zur Hälfte aus dem Transvaal und dem Kapland. Wenn man den Zahlen trauen durfte, dann war das eine enorme Leistung.

Die rüden rassistischen Erklärungen vieler Mitglieder der Panafrikanisten ließen Nelson schaudern, aber er glaubte kaum, daß es sich bei ihnen wirklich um Rassismus handelte, sondern der Wunsch nach afrikanischer Ausschließlichkeit tief in ihrem Inneren vielmehr durch die unerträgliche Herabwürdigung der Afrikaner in diesem Lande genährt wurde, man die Gefühle eines Afrikanisten also nicht mit denen eines nationalistischen Afrikaanders in einen Topf werfen durfte. Wohl sympathisierte er mit den Hoffnungen der Intellektuellen im Panafrikanischen Kongreß auf eine

afrikanische Zukunft, das heißt, eine den gesamten Kontinent vom Kap bis Kairo, von Madagaskar bis Marokko umfassende Einheit. Doch wie praktikabel war der Panafrikanismus wirklich und inwieweit nicht doch bloß ein unerreichbares Ideal, an dem sich gut festhalten ließ, aber auf das man nicht bauen konnte?

Die Tatsache, daß der Panafrikanische Kongreß die Rechte von Minderheiten unter dem Vorwand des Ideals der ›eigenen Nation‹ leugnete, stellte für Nelson das gravierendste Problem dar. »Das afrikanische Volk wird die Existenz anderer nationaler Gruppen innerhalb der Grenzen der eigenen Nation nicht dulden. Damit die afrikanische Nation sich voll entfalten und entwickeln kann, ist es unabdingbar, daß alle Individuen in ihr einzig und allein der afrikanischen Nation und nicht ihren ethnischen oder nationalen Gruppen Treue schulden (...) Innerhalb der gesellschaftlichen Grenzen der afrikanischen Nation wird Platz für alle Individuen sein, die sich national, intellektuell und ideell mit dieser afrikanischen Nation identifizieren.« (*Manifesto of the Africanist Movement* – Manifest der afrikanischen Bewegung)

Für Nelson war dies leere Rhetorik und ein Ausweichen vor der mehr als augenfälligen südafrikanischen Realität, daß sie nämlich alle im Rassismus aufgewachsen und von einer rassistischen Mentalität geprägt waren. Das machte seiner Ansicht nach die Garantie von Minderheitsrechten, zumindest wenn es sich um eine nicht-rassistische Demokratie handelte, zur unabdingbaren Voraussetzung. Außerdem konnten tiefverwurzelte historische Gleichheitsstrukturen keinesfalls geleugnet werden, insbesondere wenn man in Betracht zog, daß menschliche Solidarität zunächst immer in Familie, Sippe oder Stamm erfahren wurde. Diese stellten wirkliche Identitäten und Schulen für größere Solidargemeinschaften, auch den Panafrikanismus, dar, und ihre Grundlage war

selbstverständlich ethnischer Natur. Es galt also, eine Koexistenz auf gleichberechtigter Basis anzustreben. Man mußte hundert Blumen blühen lassen und jeder das Recht zur Entfaltung ihrer eigenen Pracht geben.

So wenig man sich die Rasse weg wünschen konnte, sowenig war die Befreiung dadurch zu erreichen, daß man sie sich einfach herbeiwünschte. Der Panafrikanische Kongreß jedoch tat so, als brauche man einen Wunsch nur zu äußern, und schon würde er in Erfüllung gehen. Nelson hielt die Kampagne der Afrikanisten für schlecht durchdacht. Außerdem zielte sie darauf ab, dort einzubrechen, wo der ANC mit seiner generationenlangen Erfahrung und weitreichenden Unterstützung eher zögerlich reagierte. Statt zusammen mit dem ANC gegen die Paßgesetze anzugehen, versuchte der Panafrikanische Kongreß dem ANC-Aufruf um zehn Tage vorzuzukommen und forderte ihn überdies auf, sich ihm in der Kampagne anzuschließen, was nun wirklich eine aufreizende Geste war. Der ANC fühlte sich jedoch nicht durch diese Arroganz dazu veranlaßt, die Einladung abzulehnen, ihn schreckte vielmehr die unverantwortliche und unrealistische Stimmung der Panafrikanischen Kampagne ab.

Nelson hatte Robert Sobukwe immer bewundert wegen seiner Integrität, seinem weitreichenden Intellekt und seiner ausgezeichneten Redekunst, doch über sein jetziges Auftreten als neuer Messias, der offensichtlich glaubte, er brauche nur das Wort ›Folget mir‹ auszusprechen und die Leute würden es tun und die Pässe verschwinden, konnte er nur den Kopf schütteln.

Doch Sobukwe gewann an Unterstützung. Im Kapstadter Township Langa etwa versammelten sich 2 000 Leute, um seine Erläuterungen zu den Nahzielen des Panafrikanischen Kongresses zu hören, die unter anderem die Abschaffung der Pässe und einen Mindestlohn von 35 Pfund im Monat

vorsahen. (Die ANC-Allianz hatte wenige Jahre zuvor noch 20 Pfund gefordert.) Auf allen Versammlungen verlas man Sobukwes Aufruf an seine Anhänger:

»Das afrikanische Volk hat seine ganze Zukunft in unsere Hände gelegt, und wir haben bewiesen, daß wir es nicht in den Tod, sondern zu einem Leben im Überfluß führen werden. Die einzigen, die aus Gewalt ihren Nutzen ziehen, sind Regierung und Polizei. Wenn es zu Gewalttätigkeiten kommt, lassen wir uns oft davon mitreißen, geben unseren aufgestauten Gefühlen freien Lauf und fühlen uns, wenn wir Steine in eine Bar werfen oder ein bestimmtes Gebäude anzünden, wie kleine Revolutionäre in einem revolutionären Krieg. Doch einige Tage später, wenn wir unsere Toten begraben, bewegende Grabreden gehalten und unsere Emotionen sich wieder gelegt haben, wird die Polizei ein paar Leute einlochen, und die übrigen werden wieder ihre Pässe in die Hand nehmen und unser ursprüngliches Ziel vergessen haben. Im übrigen werden wir uns auf diese Weise den Massen entfremden, die das Gefühl haben müssen, wir hätten aus ihnen einzig und allein wegen ein paar spektakulärer Schlagzeilen Kanonenfutter gemacht. (...) Wir machen den ersten Schritt auf dem Wege zur afrikanischen Unabhängigkeit und den Vereinigten Staaten von Afrika. Zu diesem neuen Afrika führen wir keine Leichname, sondern die äußerst lebendige und dynamische Jugend unseres Landes. Wir führen diese Jugend nicht in den Tod, sondern zu einem Leben im Überfluß. Das wollen wir ein für allemal klarstellen.«

Nur wenige Wochen später sollte dieser Mann des Friedens die Jugend in den Tod führen, den er so sehr zu vermeiden suchte. Gewalt, und Nelson wußte das nur zu gut, würde die einzige Antwort der Regierung auf Sobukwes Gewaltlosigkeit sein. In naher Zukunft sollte die Regierung in ihren Gerichtshöfen behaupten, Gewaltlosigkeit sei in Wahrheit

Gewalttätigkeit, um so die Gewaltanwendung von seiten des Staates zu rechtfertigen. Es setzte Nelson in Erstaunen, wie sehr Sobukwe in seinen Reden Gandhi ähnelte:

»Wir haben nicht die Absicht, die Polizei bei der Ausübung ihrer gesetzlichen Pflichten zu bekämpfen, zu beleidigen oder zu provozieren oder den Versuch dazu zu unternehmen. Wir werden die Polizisten nicht mit Steinen bewerfen und auch sonst nichts tun, was die Polizei behindern könnte. (...) Niemand von uns wird morgen Geld oder gefährliche Waffen, wie z. B. Messer, mit sich führen. Wir haben den ganzen Kontinent und die Geschichte auf unserer Seite. Wir werden siegen!«

Dem Volk kündigte er an: »Ich selbst, Mangaliso Sobukwe, oder ein in meinem Auftrag handelnder Führer des Panafrikanischen Kongresses, wird den Kampf für beendet erklären, wenn unsere Forderungen erfüllt sind. Meine afrikanischen Brüder, die Stunde der Pflichterfüllung, des Opfers und des Leidens ist gekommen. Laßt uns vereint aufbrechen zu den Vereinigten Staaten von Afrika.«

Sobukwes Erwartung, um Gewalt zu vermeiden, müsse er nur selbst gewaltlos sein, erstaunte Nelson. Es war für ihn Ironie, daß die Kampagne, die vorgab, afrikanisch zu sein, in allen Einzelheiten, ja selbst darin, daß man die Behörden vorher über seine Absichten informierte, dem passiven Widerstand nach indischem Vorbild folgte. Sobukwe schrieb nämlich dem Polizeichef, die Kampagne werde am 21. März beginnen, er habe das afrikanische Volk belehrt, es solle sich nicht zu Gewalttätigkeiten provozieren lassen, um den Polizeichef schließlich zu bitten, er möge seine Männer in gleicher Weise instruieren. Nachdem Sobukwe sich dieser Zeremonie befleißigt hatte, trat er von seinem Haus in Mofolo zur Polizeiwache von Orlando einen mehr oder weniger einsamen Vier-Meilen-Marsch an und stellte so einmal mehr unter

Beweis, daß der Prophet im eigenen Land nichts gilt, wengleich sich die Dinge unterwegs etwas besserten und 150 Anhänger, darunter der Generalsekretär Potlako Leballo, zu ihm stießen. Als sie die Polizeistation erreichten, verkündeten sie dem Wachhabenden, sie hätten ihre Pässe nicht bei sich und forderten ihn auf, sie zu verhaften, was der sich mit seinen Leuten nicht zweimal sagen ließ.

In Natal und im östlichen Kapland fanden keinerlei Demonstrationen statt, doch in Vereeniging, etwa vierzig Meilen von Johannesburg, und in Kapstadt war die Lage explosiv.

In der Gegend von Vereeniging war der Widerstand seit dem Busboykott nicht verebbt. Die vom ANC vernachlässigten und zunächst von der Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer und dann vom Panafrikanischen Kongreß politisch kontrollierten Townships waren von der Regierung derart im Stich gelassen worden, daß sie zu Gemeinwesen von unvorstellbarer Armut und Krankheit verkommen waren. Ihre Bewohner folgten leichten Herzens dem simplen Aufruf, die Pässe zu Hause zu lassen und sich der Polizei zu ergeben. Was hatten sie schon zu verlieren? Und vielleicht, ja vielleicht würde sogar irgendein Wunder geschehen! Für die Streikposten des Panafrikanischen Kongresses war es jedenfalls die einfachste Sache der Welt, jene, die zu den Bushaltestellen kamen, zu den Polizeiwachen umzudirigieren, und so waren es um zehn Uhr morgens in Vanderbijlpark 4000, in Evaton 20000 und in Sharpeville 5000 Demonstranten.

Mehr als alle anderen hatten die Afrikaner in Kapstadt unter der Zuzugskontrolle zu leiden. Ihrem Ruf nach die liberalste Stadt Südafrikas, war man der ständig dort wohnenden

afrikanischen Bevölkerung gegenüber am wenigsten tolerant. Die Kolonialisten hatten ihre eigenen Mischlingsarbeitskräfte herangezogen und waren auf die Afrikaner nicht angewiesen. So war Kapstadt vorzugsweise ein Arbeitsgebiet für Mischlinge, aus dem es Afrikaner soweit wie möglich auszuschließen galt. Während andere Städte Afrikanern in begrenztem Umfang Unterkünfte zur Verfügung stellten und in den mit Rassenschranken versehenen Townships bis zu einem gewissen Grade ein Familienleben duldeten, gab es in Kapstadt praktisch überhaupt keine Familienunterkünfte. Das 1927 erbaute Township Langa wurde hauptsächlich von Wanderarbeitern bewohnt, und bei Nyanga handelte es sich um eine wilde Siedlung, die seit 1956 entstanden war. Die Armut in den ländlichen Gebieten trieb jedoch immer mehr Arbeitssuchende in die große Stadt. Die Behörden versuchten, so viele wie möglich von ihnen auszuweisen, und gaben einfach vor, die Tausende, die ihrem Netz entkommen waren, seien gar nicht da, um auf diese Weise deren Bedürfnisse vollkommen ignorieren zu können. Im Jahre 1960 waren die Bewohner der beiden Townships mit ihrer Geduld am Ende; und reif für die Mobilisierung, wobei noch hinzukam, daß man ein Drittel der offiziellen afrikanischen Bevölkerung ausgewiesen hatte und die Zahl der amtlich registrierten Wanderarbeiter sank.

Hier hatte der Panafrikanische Kongreß unter Führung der beiden Studenten Philip Kgosana und Nana Mahomo bis Ende 1958 an die eintausend Mitglieder rekrutiert und eine Reihe von Zellen errichtet. Außerdem hatte man zur örtlichen Liberalen Partei und dabei insbesondere zu Patrick Duncan und seiner Gruppe um die Zeitschrift *Contact* ein gutes Arbeitsverhältnis aufgebaut. Panafrikanisten und Liberale waren sich in ihrer tiefen Abneigung gegen den Kommunismus

einig, die sie wegen dessen Allianz mit dem Kongreß der Demokraten auch auf den ANC ausdehnten.

Am Morgen des 21. März 1960 folgten fast zweitausend Menschen dem Aufruf des Panafrikanischen Kongresses und marschierten zur Phillipi-Polizeiwache, wo sie erklärten, sie führten ihre Pässe nicht mit sich, und forderten: ›Verhaftet uns.‹ Man nahm ihre Namen auf und machte sie darauf aufmerksam, daß sie vor Gericht zu erscheinen hätten.

Bei den Vorgängen in Vereeniging mehrten sich die Anzeichen dafür, daß der Staat die Nerven zu verlieren drohte. Polizeiverstärkung rollte an, Hubschrauber schwebten über den Köpfen der Demonstranten. In Sharpeville startete die Staatsgewalt einen der brutalsten Angriffe in der Geschichte des Landes. Die Polizei eröffnete dort das Feuer auf friedliche Demonstranten und hinterließ innerhalb von Minuten ein Blutbad mit 67 meist von hinten Erschossenen und 180 Verletzten. In Kapstadt hatte man sich den ganzen Tag über weiter versammelt, so daß es am Abend in Langa 10000 Demonstranten waren. Eine schwerbewaffnete Polizeieinheit brach unter Schlagstockeinsatz in die Menge ein, wobei zwei Menschen den Tod fanden. In Wut geratene Gruppen bewaffneten sich daraufhin mit allem, was sie in der Eile finden konnten, und griffen Regierungseigentum und alle Nicht-Afrikaner an, die sie zu Gesicht bekamen.

Nelson las die hereinkommenden Berichte und war niedergeschmettert. Was konnte er tun? Was konnten sie tun? Er lief umher, als sei jeder der 67 Toten sein enger Freund oder naher Verwandter gewesen. Sie waren sein Volk, sein Fleisch und Blut, unschuldig hingemordete südafrikanische Brüder.

Er bebte vor Zorn über dieses Massaker von Sharpeville, und seine Kameraden saßen in grimmiges Schweigen versunken da. Es war jetzt nicht an der Zeit, dem Panafrikanischen Kongreß gegenüber zu erklären: ›Wir haben es euch ja gesagt.‹

Die Schuld trug die Regierung, die nackt in ihrer ganzen Brutalität dastand. Irgendetwas mußte geschehen.

Die Weltöffentlichkeit war über das Blutbad entsetzt. Die Situation geriet allmählich außer Kontrolle, im Lande regte sich Panik, die Börsenpreise begannen zu fallen, und man fürchtete um die Zahlungsbilanz des Landes. Weiße Bürger kauften Gewehre, wo sie nur konnten, und über Nacht wuchsen Schießstände und Ausbildungszentren aus dem Boden. Handel und Industrie, die um ihr Leben fürchteten, riefen nach Reformen, doch die Regierung Verwoerd war die härteste, die die Nationalisten je hervorbringen sollte. Sie war davon überzeugt, sie könne auf dem Tiger reiten.

Häuptling Luthuli erklärte den 28. März 1960 zum Trauertag, an dem die Leute zu Hause bleiben und ihre Pässe verbrennen sollten.

Aus seiner Zelle heraus gab Sobukwe diesem Aufruf seine, wenngleich etwas ambivalente, Unterstützung: »Wir stehen nicht in Opposition zu Luthulis Streikaufruf. Aber wir gehen weiter und erklären, das Volk muß für immer der Arbeit fernbleiben!«

In Kapstadt hatte es den Anschein, als geschehe das bereits, denn die afrikanischen Arbeiter waren dort nach den Schüssen am 22. März nicht wieder zur Arbeit erschienen. Als das Land am 28. März dem Aufruf des Häuptlings wie ein Mann folgte und die Arbeiter zu 100 Prozent der Arbeit fernblieben, befanden sich Langa und Nyanga also bereits den sechsten Tag im Streik. Der Panafrikanische Kongreß hatte faktisch die Kontrolle über die beiden Townships übernommen und organisierte eine Fürsorge von gewaltigem Ausmaß. Sie ertranken fast in materieller Unterstützung, vor allem Nahrungsmitteln, die sie von einer großen Zahl von Organisationen erhielten, ohne daß dabei die politische Zugehörigkeit irgendeine Rolle spielte. Brian Bunting vom

New Age (Zeitschrift der Kongreß-Bewegung) brachte Hilfsgüter, doch die Hauptversorgungsader stellte Patrick Duncans *Contact*-Gruppe her. Da Handel und Industrie nahezu am Boden lagen, hatte der Panafrikanische Kongreß jetzt an Einfluß gewonnen und konnte Druck ausüben, so daß die Haftstrafen wegen Paßvergehen vorübergehend ausgesetzt wurden, man Nahrungsmitteltransporte in die Townships hineinließ und den Leuten erlaubte, ihre Toten, die ja schließlich die Polizei auf dem Gewissen hatte, ungestört zu beerdigen.

Am Abend des 28. März holte Nelson Duma und Häuptling Luthuli ab, und zusammen verbrannten die drei vor Hunderten von Zuschauern in Orlando ihre Pässe. Viele folgten ihrem Beispiel, und bald sah man im ganzen Township Tausende von Pässen in Freudenfeuern aufgehen. Jugendliche strömten mit dem Lied ›*Thina Silulutsha*‹ – Wir sind die Jugend, uns werdet ihr nicht totem auf die Straße und attackierten die Telegrafmasten mit ihren Richtfunkempfangskästen als ins Auge springende Symbole der Regierungpropaganda.

Am 30. März verhängte die Regierung über das ganze Land den Ausnahmezustand und nahm Massenverhaftungen vor. Noch vor Sonnenaufgang hämmerte man bei Mandela in einer Weise an die Tür, die stark an den morgendlichen Überfall wegen angeblichen Landesverrats erinnerte. Bewaffnete Polizisten hatten das Haus umstellt und drangen nun ein, zerrten seine Angehörigen aus dem Bett und stießen sie gegen die Wand, um dann den Fußboden aufzureißen. Sie durchsuchten das ganze Haus, überprüften die Bücher in den Regalen und nahmen mit, was immer sie als ›gefährlich‹ ansahen. Als sie alles hatten, was sie wollten, forderten sie Nelson auf, seine Sachen zusammenzupacken und sie zu begleiten. Winnie sah mit einer Mischung aus Furcht und Wut zu. Es war die erste Polizeirazzia, die sie miterlebte; schon

bald sollte es zu einer chronischen Erfahrung in ihrem Leben werden.

Man brachte Nelson ins Gefängnis von Pretoria und schloß ihn dort in einer kleinen Zelle mit Walter, Duma und Häuptling Luthuli zusammen. Sie verfolgten das, was sich außerhalb der Gefängnismauern abspielte, so gut sie konnten. Demnach hatte man mehr als 1 500 Leute verhaftet, und Kapstadt stand kurz vor der Revolution. In unerträglicher Spannung warteten sie auf weitere Neuigkeiten und erfuhren schließlich, die Menge hätte den Marsch auf das Parlament angetreten. Was auch immer er hinsichtlich des Panafrikanischen Kongresses für Befürchtungen gehabt hatte, das Endergebnis, so schoß es Nelson durch den Kopf, war überwältigend, lag jenseits aller Erwartungen. Sollte Sobukwes Prophezeiung am Ende doch Wirklichkeit werden?

Dann die Nachricht, ein Philip Kgosana führe den Marsch an. Wer war Philip Kgosana? Keiner konnte dem anderen die Frage beantworten. Doch noch bevor sie sich den Namen des neuen Führers einprägen konnten, mußten sie erfahren, daß die Regierung seinen Demonstrationszug übernommen hatte und damit sein Name am Himmel der Geschichte bereits im Moment seines Aufscheinens wieder erloschen war.

Erbittert schworen sie Rache. Wer hatte diese wundervolle Jugend betrogen? Nach den Einzelheiten, die sie hörten, hatte Kgosana die Leitung des größten Volksmarsches, den Kapstadt je sehen sollte, übernommen. Die Demonstranten marschierten auf das Parlamentsgebäude, waren dann aber von weißen Liberalen dazu überredet worden, zum Polizeihauptquartier am Caledon Square umzuschwenken. Dort war der 23jährige Kgosana, der in seinen kurzen Hosen eher einem Schuljungen als einem Studenten ähnelte, dem Polizeichef Oberst J. B. S. Terblanche in die Falle gegangen. Kgosana sprach zu seinen Leuten, die ihm zuhörten, da sie ihn an seinen Worten als

einen der ihren erkannten. Er forderte sie auf, nach Hause zu gehen. Er werde mit dem Justizminister sprechen und für sie Zugeständnisse herausholen. Doch ohne Macht hinter sich gelingt so etwas niemandem. Die Leute gingen, und so wie sie sich auflösten, erging es auch ihrer Macht und der des jungen Kgosana, den man verhaftete und ins Gefängnis steckte.

»Man hat mich getadelt, weil ich keine Gewalt anwandte. Ich war ein Ausgestoßener, selbst unter meinen Kollegen. (...) Aber hätte ich Gewalt angewandt, dann hätte es ein Blutbad gegeben«, sagte Brigadekommandeur Terblanche kurz vor seinem Tode, 27 Jahre später.

»Erst stahlen sie sich einem in Herz und Verstand, und dann ritten sie dich in die Scheiße und ließen dich allein drin sitzen.« Das, sagten die Afrikaner, habe Patrick Duncan von den Liberalen mit Kgosana gemacht. Denn der Führer, den die Leute gewählt und dem sie vertraut hatten, habe ihre Macht für das Versprechen eines weißen Polizisten verschleudert, weil er einem Liberalen vertraut habe.

Alle Befürchtungen Nelsons hinsichtlich des Panafrikanischen Kongresses schienen sich zu bestätigen, doch das konnte ihn natürlich nicht froh stimmen. Im Gegenteil, er und seine Kameraden waren deshalb vollkommen niedergeschlagen. Hätte man zusammengearbeitet, dann wäre vielleicht etwas anderes herausgekommen, und der Tag der Befreiung nähergerückt. Eine Gelegenheit war gegeben, und man hatte sie verpaßt. Danach gab es für die Regierung Verwoerd kein Halten mehr. Kurz nach Sharpeville wäre sie selbst vor einem noch größeren Blutbad nicht zurückgeschreckt.

Hilflos vertrieben sich die Häftlinge im Gefängnis die Zeit, doch ihr Geist erlahmte nie. Sie durften Besuch empfangen, und Winnie kam, brachte Sachen zum Wechseln und Konserven, denn das war alles, was man ihnen erlaubte. Sie

war wieder schwanger und strahlte diesmal richtig in ihrer Schwangerschaft.

Am 8. April wurden der ANC und der Panafrikanische Kongreß unter Bann gestellt.

Keine Regierung der Welt ist in der Lage, eine Person, ein Volk oder eine Organisation wirklich zu bannen. Das Opfer eines Bannspruchs kann sich letztlich nur selbst diese Strafe auferlegen. So betrachtet, standen weder der ANC noch der Panafrikanische Kongreß oder die Kommunistische Partei in Südafrika tatsächlich unter Bann, und genau das ist auch das Dilemma, in dem die National-Partei steckt, und die Bedrohung, der sie sich heute gegenüber sieht. 28 Jahre nach ihrem Versuch, diese Organisationen zu beerdigen, sind alle drei immer noch am Leben, und der ANC ist dabei munterer als je zuvor.

Nach dem Bannspruch erstanden der ANC und der Panafrikanische Kongreß innerhalb eines Jahres in neuer Gestalt wieder auf, und ihr Geist war jetzt noch allgegenwärtiger als zuvor, denn da sie nun im Untergrund waren, gingen sie dort all die Risiken ein, die sie in der Legalität – in der vergeblichen Hoffnung, sie könnten durch Verhandlungen irgendetwas erreichen – gescheut hatten. Im Untergrund gibt es nichts zu verhandeln, keine Aussicht auf Versöhnung, denn man ist in jeder Hinsicht nicht-existent, und die Existenz, die man plant, plant man zu seinen eigenen Bedingungen und im Hinblick darauf, welche Kräfte man aufbieten kann.

Wenige Tage vor dem drohenden Bann hatte der ANC erklärt: »Wir erkennen die Gültigkeit dieses Gesetzes nicht an und werden uns ihm nicht unterwerfen. Der Afrikanische Nationalkongreß wird weiter seinen eigenen Namen führen, um für unser Volk Führung und Organisation bereitzustellen,

bis die Freiheit erreicht und die Geißel der Rassendiskriminierung aus unserem Lande vertrieben ist.

Der Afrikanische Nationalkongreß hat einen Notausschuß eingerichtet, der die Arbeit fortführen wird, bis unsere gewählten Führer freigelassen sind und die Legalität unserer Organisation wiederhergestellt ist.«

Die Basis für Auslandsorganisationen hatte man bereits vor Verhängung des Notstandes geschaffen. Am 20. März, also am Vorabend von Sharpeville, schickte der Panafrikanische Kongreß Nana Mahomo und Peter Molotsi außer Landes, damit sie für ihre Kampagne bei den afrikanischen Führern um Unterstützung warben. Tambo und Dadoo überquerten die Grenze am 26. März in weiser Voraussicht illegal, und Frene Ginwalla sorgte mit Unterstützung der indischen Regierung dafür, daß sie nach Großbritannien ausgeflogen wurden.

Angesichts der Tatsache, daß sie gemeinsam gebannt worden waren, und auf den Rat Kwame Nkrumahs (damals Staatspräsident von Ghana und führender Panafrikanist) hin gründeten die Vertreter von ANC und Panafrikanischem Kongreß im Juni 1960 die kurzlebige ›United Front‹ (Vereinigte Front).

Der Notstand wurde im August 1960 aufgehoben, und man entließ Nelson und Duma in aller Eile aus dem Gefängnis. Sie bekamen eine Mitfahrgelegenheit nach Johannesburg, von dort nahmen sie den Bus nach Orlando. Nelson erblickte eine vertraute Gestalt, die sich gerade auf den Rasen niederbückte. Winnie hob die Augen und konnte nicht glauben, was sie sah. Doch dann lief sie barfuß auf ihn zu, und er riß sie ganz fest in seine Arme.

Im Dezember 1960 machte Nelson sich auf, um seine Söhne in Qamata zu besuchen. Da er immer noch unter Bann stand und auch immer noch des Hochverrats angeklagt war, legte er erst einmal seine Verkleidung an und raste dann mit dem

Wagen los, denn er mußte die Hin- und Rückfahrt innerhalb eines Tages und einer Nacht hinter sich bringen, damit ihn die Polizei nicht vermißte. Makgatho fand er krank und in der Obhut von Nomabandla, Matanzimas Hauptfrau, vor. Er war ihr dankbar, glaubte jedoch, sein Sohn brauche bessere medizinische Betreuung als in der Transkei. Also wickelte er den fröstelnden Jungen in eine Decke und machte sich fast umgehend wieder auf den Weg nach Johannesburg. Während Nelsons kurzer Abwesenheit setzten bei Winnie Wochen vor dem errechneten Zeitpunkt die Wehen ein, und man mußte sie in aller Eile ins Krankenhaus schaffen. Zindzis Geburt verlief normal, aber Winnie hatte hohe Temperatur und mußte unter ein Sauerstoffzelt gelegt werden. Als Nelson in den frühen Morgenstunden mit seinem kranken Sohn Orlando erreichte, erwartete ihn in seinem Haus die Nachricht von der Geburt einer Tochter und einer kranken Frau sowie eine auf vollen Touren laufende Polizeirazzia.

Sein erster Gedanke galt Makgatho, den er zu Dr. Abdullah brachte und danach Leabys Obhut überließ, um auf schnellstem Wege zum Hospital zu fahren. Winnie war schwach, aber auf dem Wege der Besserung, und wurde nicht mehr mit Sauerstoff beatmet, doch nun hatte seine kleine Tochter Fieber. Schließlich hatte alle Angst jedoch ein Ende: Eveline übernahm ihren Sohn, und das Krankenhaus sorgte für seine Frau und das Baby.

Nelson stellte sich nun wieder der Anwesenheitspflicht beim Hochverratsprozeß, der jetzt auch zu Ende gehen sollte. Am 29. März 1961, fünf Jahre, nachdem der Prozeß begonnen hatte, wies das Gericht die Klage ab und befreite Nelson damit aus einem Würgegriff, der ihn seine Praxis gekostet und die Freiheit, für sein Volk zu arbeiten, ernsthaft aufs Spiel gesetzt hatte. Die Staatsanwaltschaft hatte 10000 Dokumente als

Beweismittel vorgelegt, sich schließlich auf 4000 davon beschränkt und 150 Zeugen vorgeführt. Das Gericht urteilte:

»Aufgrund des diesem Gericht vorliegenden Beweismaterials war es uns nicht möglich, zu der Überzeugung zu gelangen, der ANC habe sich eine Politik des gewaltsamen Sturzes des Staates zu eigen gemacht oder eine solche politische Richtung übernommen, das heißt, eine Politik in dem Sinne verfolgt, daß die Massen darauf vorbereitet oder dahingehend beeinflußt werden sollten, gegen den Staat unmittelbare Akte von Gewalt zu begehen.«

Draußen vor dem Gerichtsgebäude kam es zu ausgelassenen Freudentemonstrationen. Doch falls Winnie irgendwelche Hoffnungen auf ein normales Familienleben und einen regelmäßig arbeitenden Gatten gehegt hatte, so wurden diese Hoffnungen schon wenige Wochen nach Nelsons Freilassung zunichte, als er sich auf seinen letzten Lebensabschnitt außerhalb der Gefängnismauern vorbereitete.

Streit unter Brüdern

Während der Prozeß eintönig wie eh und je seinen Fortgang nahm, befand sich das Land in einem Aufruhr, der auch die Homelands erreichte. Wanderarbeiter, die bereits den städtischen Widerstand kennengelernt hatten, mußten bei ihrer Rückkehr feststellen, daß man ihnen ihren Grund und Boden weggenommen, ihre Familien zwangsumgesiedelt und in ländliche Slums gepfercht hatte.

Nelson waren die zunehmenden Klagen aus den ländlichen Gegenden über Mißernten oder die immer dünner werdende Milch schon seit ein paar Jahren zu Ohren gekommen. »Die gute alte Zeit ist vorbei«, pflegte seine Mutter zu sagen. »Von dem Land können wir nichts mehr erwarten, und die *Amasi* (Sauermilch) ist auch nicht mehr wie früher.«

Doch Nelson wußte, das Ganze hatte nichts mit schlechten Tagen oder schlechten Zeiten zu tun. Er studierte die Berichte und statistischen Erhebungen und mußte zu seinem Entsetzen feststellen, wie das Verhältnis von Grund und Boden und Viehbestand zur Bevölkerungszahl im Laufe der Zeit immer schlechter geworden war, wie man die Leute ihres Weide- und Ackerlandes beraubt hatte und wie neue Bestimmungen es immer schwerer machten, zum Überleben in die Städte zu entfliehen. Die Unterdrückung war einfach unvorstellbar. Worin unterschieden sich eigentlich, so fragte er sich, diese Reservate von den Lagern der Nazis? Offensichtlich gab man die Leute hier doch ganz bewußt dem Hungertod preis.

Die Reservate als solche waren zwar bereits vor dem Machtantritt der Nationalisten eingerichtet worden, doch erst diese schnitten das Volk unter dem Vorwand, Bantu-Behörden

und unabhängige Homelands zu schaffen, von allen Ressourcen des Landes ab. Die vorige Regierung hatte die Zuzugskontrolle von den Reservaten in die Städte nicht so streng gehandhabt. So unterlagen Frauen nicht den Paßgesetzen, man hatte Tausenden von Familien erlaubt, sich auf den Ländereien der riesigen weißen Farmen als Pachtbauern niederzulassen, und man schikanierte die Arbeiter in den Städten, wenn sie dort ihre Baracken errichten wollten, auch nicht so. Die Nationalisten hatten das alles geändert und brachten gerade ihr Vorhaben zum Abschluß, aus den Häuptlingen, die traditionell die Schutzherren und Wächter des Volkes waren, Handlanger und Lakaien der Unterdrücker zu machen.

Sie verschärften die Zuzugskontrolle und dehnten sie auf Frauen aus, vertrieben die afrikanischen Pachtbauern von den weißen Farmen und steckten sie in die bereits überfüllten Reservate, nachdem sie sie vorher noch schnell gezwungen hatten, das bißchen Vieh zu verkaufen, das sie überhaupt besaßen. Der Zorn der Bauern brach über die Häuptlinge herein, die das neue und schlimmere Verwaltungssystem der ›Bantu-Behörden‹ auf dem Lande akzeptiert hatten. Die Bauern sahen, daß dies nur der Auftakt für die Umwandlung der Reservate in Homelands und damit dafür war, daß man sie auf legalem Wege von ihrem Lande trennte, und gegen diese Bedrohung erhoben sie sich. Die Bereitschaft zur Gewalt hatte Nelson gezeigt, daß die Afrikaner derart brutalisiert waren, daß sie nicht auf eine Mobilisierung durch Politiker warten, sondern blind und unüberlegt gegen alles losschlagen würden, was sie als Teil ihrer Unterdrückung ansahen. So war es 1959 in Zeerust, im Sekhukhuneland und in seiner Heimatregion, der Transkei, geschehen.

Ein Jahr später war Nelson vom Erfolg der Gewaltlosigkeit als Mittel der Veränderung nicht mehr so sehr überzeugt. Bei seiner Verhaftung sagte er:

»Mit unserer Politik, einen nicht-rassischen Staat auf dem Wege der Gewaltlosigkeit durchsetzen zu wollen, hatten wir nichts erreicht, das ließ sich nicht bestreiten, und bei unseren Anhängern begann das Vertrauen in unsere Politik zu schwinden. Beunruhigende terroristische Tendenzen regten sich. In den Städten waren kleine Gruppen entstanden, die systematisch gewalttätige Formen des politischen Kampfes in den ländlichen Gebieten planten. Dieser wandelte sich immer mehr von einem Kampf gegen die Regierung – was der Auslöser gewesen war – zu einer sich gegen die Gruppen selbst richtenden Auseinandersetzung zwischen Teilen der Bevölkerung, die in einer Weise geführt wurde, daß dabei nur der Verlust des eigenen Lebens und die Tötung anderer herauskommen konnte. (...) Gerade weil Südafrikas Boden bereits mit dem Blut unschuldiger Afrikaner getränkt ist, fühlen wir uns dazu verpflichtet, langfristig Vorbereitungen zu treffen, um Gewalt als ein Mittel einzusetzen, mit dem wir uns selbst gegen Gewalt verteidigten.«

Nelson, der seine Wurzeln ja selbst auf dem Lande hatte, war sich der Tatsache nur zu bewußt, daß die ländlichen Regionen vom ANC vernachlässigt worden waren. Obwohl er bis 1960 sein halbes Leben in Johannesburg verbracht hatte, war seine Heimat nicht dort und würde es auch nie sein, denn wenn es um seine Wurzeln ging, dann zählte für ihn immer nur die erste Hälfte seines Lebens. Der ANC hatte auf dem Lande die traditionellen Strukturen unterstützt und war hauptsächlich über die Häuptlinge tätig gewesen. Diese traditionellen Strukturen bestanden jedoch nur noch dem Namen nach, denn die Häuptlinge und Stammesführer waren alle Angestellte der Regierung, und die ländlichen Ratsversammlungen waren

wiederum auf die Häuptlinge ausgerichtet. Wo die Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer in die Transkei eingedrungen war und dazu aufgerufen hatte, die Zusammenarbeit zu verweigern, hatte der ANC die Wahlen zu den Gemeinderäten unterstützt. Nelson gehörte im ANC zu jenen, die betonten, man könne nicht länger einen Häuptling unterstützen, der mit der Regierung bei der Durchführung ihrer Bantustan-Politik zusammenarbeite. In Übereinstimmung mit dieser Position gab der ANC 1958 eine neue politische Erklärung ab:

»Die afrikanischen Häuptlinge in ihrer Gesamtheit arbeiten traditionsgemäß mit dem ANC seit seiner Gründung zusammen. Eine Fortführung dieser Tradition ist in den vergangenen Jahren schwieriger geworden, obgleich viele von ihnen auf seiten des Volkes stehen.

Es gibt jedoch einige, die zu treuen Vasallen der Regierung geworden sind und dieser besser dienen als die Polizei. Eben diese Gruppe hat verzweifelte Anstrengungen zur Durchsetzung der Regierungspläne unternommen und ist in ihrem Verhalten dem Volk gegenüber äußerst grausam und brutal geworden.«

Ob er nun stark oder schwach, wirkungsvoll oder ohne Wirkung war, mit dem ANC ließ sich die Regierung auf nichts ein. 1958 erklärte sie ihn in Teilen der ländlichen Reservate im Transvaal und im Kapland zur ungesetzlichen Organisation.

Die drohende Einrichtung von Bantu-Behörden teilte Kommunen ohne Rassentrennung in Anhänger und Gegner. Die Verbitterung eines Volkes ohne Ressourcen ließ sich durch nichts abfedern; die Nerven und Leidenschaften lagen derart bloß, daß es zu fürchterlichen Gewaltakten kam, und die Vergeltungsmaßnahmen des Staates waren noch brutaler.

Kraftführer versammelten ihre Gefolgsleute und besprachen die Lage. Man redete sich in Wut, und wenn die Wut des einen

Krals sich mit der eines anderen mischte, dann entstand daraus ein Sturm der Empörung, der unter den Pondo mit ihren Männern, die sich unter *Intabas* Führung in den ›Bergen‹ sammelten, zu einer Volksmacht answoll. Dieser Erhebung schlossen sich die Tembu im Widerstand gegen die Bantu-Behörden und alles Schlechte, das sie mit sich brachten, an.

Ihr Zorn richtete sich hauptsächlich gegen Oberhäuptling Botha Sigcau aus dem östlichen Pondoland und gegen Kaiser Matanzima. Darüber waren jedoch fast alle Pondo- und Tembuhäuptlinge bestürzt, die nun wiederum ihre eigenen Söldnertruppen aufstellten, damit diese sie beschützten und sofort alles und jeden angriffen, der – wie sie behaupteten – zur politischen Bedrohung ihrer beiden Schutzherrn beitrage. Wanderarbeiter, die diese ›Eingeborenentyranne‹ vollkommen unerträglich fanden, nahmen Rache, brannten die Hütten der Häuptlinge und ihrer Anhänger nieder und fielen über sie her. Im Sekhukhuneland wurden mehrere Verfechter der Bantu-Verwaltung getötet. Der Staat schützte seine Galionsfiguren, nahm exzessiv Verhaftungen vor, behielt Hunderte in Haft und verurteilte schließlich 20 Leute zu lebenslanger und zahlreiche andere zu durchschnittlich zehn Jahren Haft. Der staatliche Terror verband sich mit dem der Häuptlinge. Für Nelson war es auch persönlich äußerst peinlich, daß sein Blutsverwandter, Kaiser Matanzima, an allererster Stelle unter den Häuptlingen stand, gegen die sich die Wut der Stammesbrüder richtete. Angriffe und Gegenangriffe spalteten sein geliebtes Land.

Wut und Schmerz überkamen ihn, als er erfuhr, Matanzima habe ein *Impi* (Heer) von seinem Hauptquartier in Qamata nach Rwantsama geschickt, wo es unter dem Schutz der Polizei etwa 100 Hütten niedergebrannt hatte. Er hörte auch, daß die Polizei in Flagstaff eine Versammlung von 400 Stammesbrüdern, die bei den Ngquza Hills zusammengekommen waren, um über Aktionen gegen Botha

Sigcau zu beraten, eingekesselt und in sie hineingefeuert hatte, wobei acht von hinten getroffene Männer auf der Stelle tot waren und viele Verletzte auf dem Platz zurückblieben. Die Überlebenden waren in die Wälder geflohen, hatten sich dort wieder gesammelt, Verstärkung bekommen und waren schließlich zurückgekehrt, um die Kontrolle über die gesamte Region zu übernehmen. Nicht Matanzima, Intaba war jetzt der wahre Herrscher. Die ›Befreier‹ warnten kollaborierende Häuptlinge davor, weiter mit der Regierung zusammenzuarbeiten, und wenn die Warnung in den Wind geschlagen wurde, schickten sie eine Botschaft, die einem das Blut in den Adern gefrieren ließ: »die Reiter kommen«, und die fielen dann über ihre Opfer her. Die offizielle Verwaltung brach zusammen. Die Friedensrichter machten einen Rückzieher, und die Häuptlinge verkrochen sich und flohen in Flüchtlingslager in Bisana und Umzimkulu.

In Langa im Kapland versammelten sich Nelsons Stammesbrüder, Tembu-Wanderarbeiter und Poqo-Mitglieder des Panafrikanischen Kongresses, vor einem *Inyanga* (Medizinmann) und ließen sich von ihm die Haut einritzen und mit schützender Medizin einreiben. Derart gestärkt machten sie sich auf in ihre Heimatregion, um Kaiser Matanzima zu töten. Spione kamen ihnen jedoch zuvor. Die Polizei riegelte alle Bahnhofseingänge ab und fiel über sie her, als sie aus dem Zug stiegen, doch die Poqo-Stammesbrüder wehrten sich so gut sie konnten. Sie schlugen zurück und flohen in die Berge, wohin die Polizei sie unter Verstärkung verfolgte und schließlich gefangennahm. Sie wurden vor Gericht gestellt, und ihre Namen erweiterten die Liste der Gefängnis- und Todesstrafen.

Für Winnie war es eine Tragödie, als sie erfahren mußte, daß ihre geliebte Makhulu das unschuldige Opfer Intabas geworden war. In ihrem Elternhaus war damals vieles geschehen, und die Hochzeitsfeier mit all ihrer Herzlichkeit

gehörte der Vergangenheit an. Ihr Vater hatte sich voll und ganz Matanzima verschrieben und war in dessen Ratsversammlung tätig, was hieß, daß er all das bekämpfte, wofür sie und Nelson einstanden. Ihre Brüder hatten sich im Gegensatz zum Vater Intaba angeschlossen, und wenn auch die Achtung, die sie ihm als Söhne entgegenbrachten, unverändert blieb, so spürte man doch die unausgesprochenen Ressentiments und wie es unterschwellig brodelte.

Winnie fühlte sich hin- und hergerissen zwischen der gerechten Sache des Stammes und der reaktionären Haltung ihres eigenen Vaters. Intaba hatte von Kokani die Busse verlangt, und der hatte abgelehnt. Sie hatten sich die Busse trotzdem genommen, die Fahrer als Geiseln behalten und sie gezwungen zu tun, was sie ihnen befahlen. Als Kokani sich gerade in seinem Arbeitszimmer aufhielt und Makhulu im Küchengang lag, wie sie es nach einer schweren Mahlzeit immer zu tun pflegte, waren dann in der Nacht plötzlich Intabas Leute im Haus erschienen. Kokani sprang aus dem Fenster und legte sich ganz flach auf den Boden. Einige der Angreifer traten ihn buchstäblich mit Füßen, sahen ihn aber nicht. Er konnte in den Garten kriechen und fliehen, was auch Hilda, Winnies Stiefmutter, und anderen Mitgliedern des Haushalts gelang. Nur Makhulu, die sich nicht schnell genug erheben konnte, wurde mit einem *Intshula* (Speer) niedergestochen und war von der Hüfte abwärts gelähmt. Zu guter Letzt zündeten sie Kokani auch noch das Haus an. Makhulu weigerte sich, ins Krankenhaus zu gehen, doch ihr Stolz war dahin, und sie starb kurze Zeit später.

Im Jahre 1960 besuchten in lange Gewänder gehüllte Stammesangehörige der Pondo und Tembu das Haus Nr. 8115 in Orlando, um Nelson und dem ANC persönlich von dem Terror zu berichten, den sie von den Häuptlingen Matanzima und Botha Sigcau zu erdulden hatten. Sie saßen, wo immer es

möglich war, und füllten das kleine Zimmer zur Straßenseite bis auf den letzten Platz. Winnie war eifrig dabei, Essen vorzubereiten, und fragte sich, wieviele Leute wohl für wieviele Nächte untergebracht werden müßten und was sonst noch alles zu tun wäre.

Die Stammesbrüder waren wütend auf ihre Häuptlinge, die sie für selbstsüchtig und habgierig hielten. Sie stellten in Frage, daß Botha Sigcau überhaupt rechtmäßig Oberhäuptling der AmaPondo sei, und gaben der Furcht Ausdruck, Matanzima werde bald die gesamte Transkei beherrschen und Sabata Dalindyebo, den rechtmäßigen Oberhäuptling der AmaTembu, aus dem Amt jagen.

Nelson stand zu Matanzima und Sabata im gleichen verwandtschaftlichen Onkel-Verhältnis. Während er und Matanzima etwa gleichaltrig waren und ein Jurastudium abgeschlossen hatten, war Sabata sehr viel jünger und hatte nur wenig Schulbildung genossen, war jedoch im Gegensatz zu Matanzima ein unversöhnlicher Gegner der Bantu-Behörden. Die Geschichte wiederholte sich: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war Sabatas Urgroßvater, Oberhäuptling Ngangelizwe, von seinem Bruder Matanzima verraten worden, und dasselbe machte jetzt dessen Enkel K. D. Matanzima mit Sabata, den er schließlich entthronen sollte. Sie alle gehörten zu den Madibas und hätten für alle Zeiten zusammenhalten sollen, doch durch ihre Sippe ging ein Riß.

Die Stammesbrüder berichteten Nelson, wie manche den Tod gefunden und was sie in der Haft durchgemacht hatten, wie sie Widerstand geleistet und einen bedeutenden Sieg durch ihren Verbraucherboykott errungen hatten, der von den örtlichen Händlern unterstützt wurde, die sich damit ihres Wohlwollens für später versichern wollten. Das waren Neuigkeiten, die nie veröffentlicht werden sollten, Nachrichten, die niemand sammelte. Es war ganz so, als hielte man die des Lesens und

Schreibens unkundige Region nicht für wert, um darüber schwarz auf weiß zu berichten. Als Nelson das vernahm, schien es ihm, als hätte Satan selbst sich keinen teuflischeren Plan ausdenken können. Wenn die Stammesbrüder ausriefen, »sie töten uns«, dann war das gewiß nicht übertrieben. Es handelte sich wahrhaft um einen Völkermord, wie anders sollte man die Lage in seiner geliebten Heimatregion sonst beschreiben.

Winnies Schmerz über den Angriff auf ihre Familie und ihre gesplante Loyalität sollten sich an jenem Tage noch verschlimmern. Das Ganze war Männersache. Die Frauen des Mandela-Haushalts hörten die in der Debatte leidenschaftlich erhobenen Stimmen. Winnie erinnert sich:

»Madiba (Nelson) ließ noch andere ANC-Führer holen, und die Versammlung dauerte die ganze Nacht hindurch. Ich war in der Küche beschäftigt, kochte und verteilte Essen. Madiba hatte mir einfach aufgetragen, Abendessen für zehn Leute zu machen. Was der Grund für das Treffen war, wußte ich nicht, und man sagte ihm mir auch nicht. Wenn sie ihre geschlossenen Sitzungen hatten, dann wagte ich nicht einmal, für eine Minute in das kleine Wohnzimmer in unserem Haus zu gehen. Sie bedienten sich selbst, und so war es auch diesmal.

Ich war in der Küche, als die Tür aufgestoßen wurde und ein ›Hausboy‹, der für meinen Vater als Busfahrer gearbeitet hatte, mich vergnügt mit einem Berg von Tellern in der Hand begrüßte. Er machte es sich bequem und stocherte mit einem Streichholz in den Zähnen herum. Nachdem wir ein paar belanglose Sätze miteinander gewechselt hatten, sagte er auf einmal: ›Dein Vater hat unerhörtes Schwein gehabt, aber wir kriegen ihn schon noch. Wir wissen bloß nicht, wie er durch ein so kleines Fenster entwischen konnte – so ein Kerl wie er. Dafür kann er seinem Schutzengel danken. Nächstes Mal wird er nicht soviel Glück haben.‹

Ich war vor Schreck wie versteinert und in meinen Gefühlen hin- und hergerissen, doch wagte ich nicht, mir etwas anmerken zu lassen. Ich war wütend, und in dem Moment haßte ich ihn, war aber hilflos. Es war mir nicht möglich, etwas zu sagen, doch als er mich in meiner eigenen Küche weiter damit verhöhnzte, was er meiner Familie angetan hatte, brachte ich nur heraus, ›Aber du sprichst von meinem Vater, siehst du nicht, daß ich das nicht aushalte?‹ Er lachte nur.

Als ich meine Pflichten der Versammlung gegenüber erfüllt hatte, zog ich mich in mein Schlafzimmer zurück und weinte bitterlich. Zum ersten Mal wurde mir die entsetzliche Lage, in der ich mich befand, so richtig bewußt. Ich verehrte meinen Vater, und hier saßen mein Mann und meine Leute und schmiedeten Pläne gegen ihn. Ich hatte nicht den Mut, die Sache mit Madiba zu besprechen und konnte ihm auch nicht die Gefühle für meinen Vater offenbaren. Ich identifizierte mich mit den Pondo. Politisch lehnte ich meinen Vater ab, aber das konnte ein ganzes Leben voller Liebe und gegenseitiger Achtung nicht einfach ausradieren. Doch es sollte noch schlimmer kommen, als sich das Gerücht verbreitete, ich, seine Tochter, habe seinen Feinden in meinem Haus Unterschlupf gewährt und dort den Mordanschlag selbst geplant.«

Als sie ein paar kurze Augenblicke für sich allein hatten, sprach Winnie noch in derselben Nacht tief betrübt mit ihrem Mann über den kurzen Zusammenstoß mit ihrem ›Hausboy‹. Nelson versicherte ihr, sie sei nicht die einzige, die sich vor den Trümmern ihrer Loyalität stehen sehe. Die Regierung habe sich derart in das Innerste der afrikanischen Gesellschaft eingeschlichen, daß sich viele in einer solchen Lage befanden.

Winnies ›Hausboy‹, Enoch Mbhele mit Namen, sollte später für Intaba bei den Vereinten Nationen eine Petition einreichen.

Der Schwarze Pimpernell

Alle Verbindungen zu Großbritannien zu kappen, vom Empire und seinen in der Südafrikanischen Union symbolisierten Überresten vollkommen frei zu sein, das war der Traum eines jeden wahren Afrikaanders. Die Nationalisten hatten sich selbst eine Republik versprochen und gingen im Jahre 1960 auch daran, dieses Versprechen für sich einzulösen. Wohl überall sonst hätte die Loslösung aus kolonialer Vergangenheit Unabhängigkeit und die Befreiung von Fremdherrschaft verheißen. In Südafrika hingegen bedeutete es, daß die reaktionärste weiße Siedlergemeinschaft, die es noch auf der Welt gab, ihre liberalen, und dabei doch so spärlichen, europäischen Fesseln abwarf und sich störrisch auf die Hinterbeine stellte, um über die Eingeborenen und alle Farbigen weiter unumschränkt zu herrschen.

Während die weißen Südafrikaner zu den Wahlurnen gingen, um eine rassistische Republik auszurufen, gingen die schwarzen Südafrikaner unbeteiligt ihrer Arbeit nach. Die Beredten unter ihnen stellten die Forderung nach vollen Bürgerrechten. Obwohl der Panafrikanische Kongreß und der ANC unter Bann standen, übernahmen die ihnen angehörenden Persönlichkeiten dabei die Führung. Häuptling Luthuli bereitete die Einberufung eines Nationalen Konvents aller Südafrikaner vor, der den Willen des Volkes feststellen sollte. Um dafür den Weg zu ebnen, hielt man eine beratende Konferenz mit 36 afrikanischen Führern ab. Die Probleme, die sich ihnen dabei stellten, waren bei den verschiedenen Organisationen, aus denen sie kamen, unausweichlich. So wollte der Panafrikanische Kongreß den Konvent auf

Afrikaner beschränken und sich auch an der Vorbereitungskonferenz solange nicht mit Redebeiträgen beteiligen, wie die beiden weißen Vertreter der Liberalen Partei diese nicht verlassen hätten. Es gelang der Konferenz dennoch, einen Aufruf für einen Nationalen Konvent aller Südafrikaner ungeachtet ihrer Rasse zu verabschieden und einen 13köpfigen vorbereitenden Ausschuß unter dem Vorsitz des Liberalen Jordan Ngubane einzusetzen. Die Arbeit des Ausschusses kam jedoch durch Zwistigkeiten bald ins Stocken. Die Vertreter des Panafrikanischen Kongresses konnten ihre Abneigung gegen eine multirassische Konferenz nicht überwinden, und sowohl Afrikanisten als auch Liberale nahmen dem ANC seine starke Präsenz übel. Dieser Streit wurde im März 1961 vorübergehend beigelegt, als die Regierung den gesamten Ausschuß anklagte, weil er die Ziele des ANC unterstütze. Nicht ein einziges Ausschußmitglied stritt dies in seiner Verteidigung ab, denn niemand akzeptierte die Gültigkeit einer solchen Beschuldigung. Ein Gericht befand am 12. Oktober 1961 alle 13 für schuldig, eine illegale Organisation zu unterstützen; in der Berufung im April 1962 wurden jedoch alle freigesprochen.

Die am 25. März 1961 zusammengerufene Gesamtafrikanische Konferenz war ein durchschlagender Erfolg, der unter Beweis stellte, wie populär und organisatorisch stark der ANC trotz seines Bannes war. Die Zeitschrift *Drum* bemerkte:

»Alle Wetten standen gegen einen Erfolg, und doch war das Ergebnis ein Triumph, ein Hinweis darauf, daß im afrikanischen Volk ein neuer Geist der Entschlossenheit erwacht ist.

Aus der gesamten Union waren 1400 Delegierte nach Maritzburg gekommen, von denen viele unter freiem Himmel

schlafen, weil es keinen anderen Platz gab, wo sie hätten bleiben können.

Sie kamen mit dem Zug, dem Auto, zu Fuß, mit dem Fahrrad. Sie brachten Bündel voller Lebensmittel mit, die sie verteilten, als befänden sie sich auf einem Familienpicknick. Hätte die (Afrikaanse) National-Partei angesichts von Bannsprüchen, mit wenigen Autos und sehr wenig Geld so etwas auf die Beine stellen können?«

Die Organisatoren hatten sich gut auf die Polizei vorbereitet, und als man feststellte, daß der Konferenzort durch Tonbänder überwacht wurde, gab man ihn sofort auf und ging mehrere Kilometer weit durch den Nieselregen zu Fuß ins Inder-Township, wo ein anderer Saal bereitstand.

»Man redete, hörte zu, argumentierte, und am Ende nahmen die Meinungen in Resolutionen Gestalt an. Man verlangte eine ›nicht-rassistische‹ demokratische Verfassung in Südafrika und einen nationalen Konvent von gewählten Repräsentanten aller volljährigen Männer und Frauen auf der Basis der Gleichheit und ohne Ansehen von Rasse, Hautfarbe oder Glaube, der von der Regierung bis spätestens zum 31. Mai 1961 einzuberufen sei.« (*Drum*, Mai 1961)

Mandelas Auftritt war der Höhepunkt der Konferenz. Man empfing ihn mit tosendem Applaus. Neun Jahre waren dank der Bannsprüche gegen seine Person vergangen, seit die Öffentlichkeit ihn das letzte Mal hatte reden hören. Die breiten Schultern in einem karierten Tweedjacket und mit seiner dröhnenden Stimme den ganzen Saal füllend, gab er dort oben auf dem Podium eine heroische Figur ab. Die Delegierten lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit und waren von jedem seiner Worte wie elektrisiert. Ein Mann, der in unmittelbarer Nähe des Drwra-Reporters saß, meinte: »Das ist wie die Rede des amerikanischen Präsidenten zur Lage der Nation.«

»Mr. Mandela«, so der Journalist, »zollte dem ANC Anerkennung, (...) der nun schon fast fünfzig Jahre lang ›das Schwert und der Schild des afrikanischen Volkes‹ gewesen sei. Jetzt, wo es unterdrückt werde, gäbe es, sagte er, zwei Alternativen: entweder nehme man Diskriminierung und Demütigung hin oder man stände fest für seine Rechte ein. Entweder bleibe man angesichts der Arroganz der Regierung uneins oder man stehe zusammen, um sicherzustellen, daß die diskriminierende Gesetzgebung der Regierung nicht zum Zuge komme.«

Nelson setzte sich unter ohrenbetäubendem Beifall und wurde von der gleichfalls eindrucksvollen Lilian Ngoyi abgelöst. »Sie hielt ein meisterhaftes Plädoyer für die Einheit. Sie erinnerte die Delegierten daran, daß, wann immer sich auch die Polizei für einen Überfall entscheide, die politischen Gegner sich hinterher in denselben Zellen wiederfinden und sich denselben Anklagen gegenübersehen würden. Das, betonte sie, zeige, wie nutzlos es sei, miteinander zu streiten, wenn man einem gemeinsamen Gegner gegenüberstehe«, und sie forderte dann die Freilassung Sobukwes, was für sie, wie der *Drum*-Reporter richtig bemerkte, angesichts des mörderischen Kampfes zwischen ANC und Panafrikanischem Kongreß ein kühnes Unterfangen war.

Die Konferenz unterstützte in einem Beschluß die Erklärungen Nelsons: »Wir erklären, daß keine Verfassung oder Regierungsform, die ohne die Mitwirkung des afrikanischen Volkes, das die absolute Mehrheit der Bevölkerung bildet, beschlossen wurde, moralische Gültigkeit besitzen kann oder innerhalb oder außerhalb Südafrikas Unterstützung verdient.

Wir fordern, daß die südafrikanische Regierung spätestens bis zum 31. Mai 1961 eine Nationalversammlung aus gewählten und gleichberechtigten Repräsentanten aller

volljährigen Männer und Frauen ohne Ansehen von Rasse, Hautfarbe, Glaube oder irgendeine andere Einschränkung einberuft.«

Die Konferenz wählte einen Nationalen Aktionsrat und beauftragte ihn mit der Organisation von Massendemonstrationen, die mit einem landesweiten Streik beginnen sollten, falls die Regierung den Konvent nicht einberiefe. Nelson wurde zum Generalsekretär des Rates gewählt. Die Konferenz beschloß außerdem, daß alle anderen Mitglieder des Rates – außer Mandela – geheim bleiben sollten. Nelson akzeptierte die Verantwortung ohne zu zögern. Er hatte mittlerweile einen Punkt seines Lebens erreicht, wo er bereit war, zur Beendigung der Apartheid jedes Opfer zu bringen. Es war schon illegal, einen Streik zu organisieren, in den Afrikaner mit hineingezogen werden konnten, und so gab es für ihn keinerlei Hoffnung, er könne die ihm übertragene Aufgabe ernsthaft in Angriffnehmen, ohne die sofortige Verhaftung zu riskieren. Wenn er überhaupt erfolgreich arbeiten wollte, dann mußte er in den Untergrund abtauchen. Das hieß die Familie verlassen, das gewohnte leibliche Wohl vergessen und, was am schlimmsten war, sich früher oder später einer langjährigen Haft gegenübersehen.

Nichts davon schreckte ihn. Und es kam ihm auch nicht in den Sinn, erst zu seiner Familie zurückzukehren und die Auswirkungen seiner neuen Aufgabe mit ihr zu besprechen. Er ging davon aus, daß seine Familie ihn voll und ganz unterstützen würde, und das tat sie auch, trotz der gewaltigen Opfer, die sie bringen mußte.

Nelson entwarf eine Strategie, durch die die Regierung ständig beschäftigt, er selbst aber getarnt, verborgen und unerreichbar bleiben würde. Die schwarze Öffentlichkeit war von dem romantischen Abenteuerum, das Mandela inszenierte, wirklich erregt. Für ihn hingegen bedeutete es

Angst und Einsamkeit. Praktisch jede Nacht mußte er in einem anderen Bett schlafen und in manchen Nächten ganz ohne Bett auskommen. Es gab Augenblicke, da hielt er inne und fragte sich, warum er diesen Weg gewählt hatte, und die Antwort war immer dieselbe. Nicht er hatte den Weg gewählt, sondern der Weg ihn. Er war durch Ereignisse gedrängt worden, die er nicht beeinflussen konnte. Was hätte er nach dem Bann gegen den ANC und insbesondere nach dem Sharpeville-Massaker anderes tun können? Welche Wahl hatten sie ihm denn gelassen? Wenn es ihnen nur gelang, die Wirtschaft lahmzulegen, dann konnten sie siegen und sich das zurückholen, was ihnen gehörte.

Der Schwarze Pimpernell*, wie die Medien ihn nannten, war überall. Er tauchte plötzlich in den Ortschaften und Städten überall im Lande auf, in den Häusern von verlässlichen Freunden und ANC-Aktivisten, bei denen man sicher sein konnte, daß sie die Direktive der Konferenz gegen die weiße Republik voll und ganz unterstützen würden. Obwohl sie nur ein Provisorium war, funktionierte seine Tarnung so gut, daß sie sogar die verwirrte, die ihn kannten. An solch einen Fall erinnert sich Nelson:

»Auf dem Weg nach Durban hielt ich gegen Mittag in Pietermaritzburg in der Boom Street. Chota war unterwegs und hatte Dienst auf einer seiner Krankenstationen. Choti (seine Frau) nahm an, ich sei ein Patient, und bat mich später im Laufe des Tages wiederzukommen, doch ich bestand darauf, daß ich warten wolle, und saß dann ein paar Stunden lang auf der Veranda herum. Mit meinen Cordhosen, der Buschjacke,

* In der 1905 in London erschienenen Novelle *The Scarlet Pimpernel* (Der scharlachrote Pimpernell) von Baroness Orczy, auch als Lady Montague-Barstow bekannt, ist die Hauptfigur ein wagemutiger Draufgänger, der für seinen König in scharlachroter Verkleidung die tollsten Abenteuer besteht.

Sandalen an den Füßen und dem ungekämmten Haar war ich perfekt verkleidet und genoß die Anonymität. Erst als Chota zurückkam, entdeckte sie, wer ich war. Wäre sie nicht in der Tradition der Gewaltlosigkeit aufgewachsen, hätte sie mir sicher für das, was ich getan hatte, den Hals umgedreht.

In jener Nacht machten wir kaum ein Auge zu. Wir schwatzten die ganze Zeit mit dem nun verstorbenen Omar, Moses Madiba, Ismail Gangat und Chota.«

Nach seiner Gefangennahme erklärte Nelson vor Gericht: »Anfang April 1961 ging ich in den Untergrund, um den Generalstreik für den 1. Mai zu organisieren. Meine Arbeit brachte es mit sich, daß ich durch das ganze Land fuhr, einmal in afrikanischen Townships, dann in Landgemeinden und dann wieder in Großstädten lebte.

In der zweiten Jahreshälfte begann ich, Mr. Arthur Goldreich in seinem Haus zu besuchen. Dort traf ich mich dann regelmäßig mit meiner Familie.

Im Oktober 1961 teilte Mr. Goldreich mir mit, daß er die Stadt verlasse, und bot mir ein neues Versteck an. Ein paar Tage später ließ er mich von Michael Harmel, einem Mitverschwörer in dieser Sache, nach Rivonia bringen. Rivonia war ein ausgezeichnete Ort für einen Mann, der das Leben eines Geächteten führte. Bis dahin war ich gezwungen gewesen, mich über Tag irgendwo drinnen aufzuhalten und konnte mich nur im Schutze der Dunkelheit herauswagen. Doch in Lilliesleaf konnte ich anders leben und viel effektiver arbeiten.

Ich mußte mich aus naheliegenden Gründen tarnen und legte mir den Phantasienamen David zu. Im Dezember kamen Mr. Arthur Goldreich und seine Familie auch dorthin. Ich blieb dort, bis ich am 11. Januar 1962 ins Ausland ging. Wie bereits erwähnt, kam ich im Juli 1962 zurück und wurde in Natal am 5. August verhaftet.«

Ein paarmal entkam er der Polizei jedoch nur knapp, und dann gab es da auch noch die gedankenlosen Beziehungen in einem ›Untergrund‹, der noch sehr neu war und nur aus einem einzigen Mann bestand. Einmal kam er am frühen Morgen ins Haus von Fatima Meer. Nach einer kurzen Ruhepause war er wieder hoch und rasierte sich gerade im Badezimmer, als das Telefon klingelte. »Ist Nelson angekommen?« fragte ein enger Freund und Funktionär des Inder-Kongresses von Natal. Fatima war fertig mit den Nerven. »Was für ein Nelson?« fragte sie. »Hier ist niemand angekommen, der so heißt.«

»Wir haben ihn vor ein paar Stunden vor deinem Haus abgesetzt«, beharrte der Freund. »Hier ist niemand angekommen«, entgegnete Fatima und legte den Hörer auf. Sie erzählte Nelson von dem Gespräch, der lauthals losfluchte: »Hat der denn noch nie etwas von angezapften Telefonen gehört?« und sich fragte, ob er nicht besser in ein anderes Versteck wechseln sollte. Doch er war müde und wollte sich ein wenig erholen und beschloß deshalb, das Risiko einzugehen.

Er verbrachte mehrere Tage bei den Meers, nahm sich die Zeit, Winnies Schwester zu besuchen, die als Krankenschwester im FOSA-Hospital einige Meilen außerhalb der Stadt arbeitete, und traf sich mit Alan Paton und Leo Kuper, die beide Mitglieder der Liberalen Partei waren.

In der Zwischenzeit bemühten sich Regierung und Polizei, ihn zu diskreditieren. Sie warfen dem Nationalen Aktionsrat vor, gewalttätige Massenaktionen zu planen. Nelson rief von einer öffentlichen Telefonzelle aus die Presse an und wies die Anschuldigungen zurück.

»Mr. Rolihlala Nelson Mandela, der Führer hinter den angekündigten Maidemonstrationen, erklärte mir letzte Nacht, er könne sich trotz der landesweiten Polizeifahndung nach ihm nicht vorstellen, daß er vor dem 31. Mai gefangengenommen

werde. Er rief mich aus einer öffentlichen Telefonzelle an und sagte: »Bis jetzt sind wir in der Lage gewesen, jeden Schritt vorherzusehen, den die Polizei unternommen hat. Ich habe soviel zu tun, daß ich über eine Verhaftung überhaupt nicht nachdenke. Berichte, nach denen Gewaltakte stattfinden werden oder das für drei Tage geplante Fernbleiben von der Arbeit verlängert wird, weisen wir ganz entschieden zurück. Kleine Organisationen, die mit den Demonstrationen nichts zu tun haben, haben versucht, auf eine Verlängerung des Streiks hinzuwirken, aber mit denen stehen wir in keinerlei Verbindung.« (*Sunday Express*, 21. Mai 1961)

Die Regierung ignorierte die Forderung nach einer Nationalversammlung und zwang den Nationalen Aktionsrat so, die dreitägige Arbeitsverweigerung für den 29. bis 31. Mai anzukündigen. Der Panafrikanische Kongreß kam den Maßnahmen der Regierung jedoch zuvor, indem er dem Aufruf entgegnetrat und ein Flugblatt veröffentlichte, in welchem die bevorstehenden Demonstrationen als unverantwortlich bezeichnet und, was unverzeihlich war, behauptet wurde, der Aktionsrat sei in Wirklichkeit der ANC, wodurch man die Ratsmitglieder der Verhaftung preisgab. Nelson hingegen hatte gehofft, ANC und Panafrikanischer Kongreß würden ihre Differenzen überbrücken können und zusammenarbeiten.

Im Ausland arbeiteten Oliver Tambo und Nana Mahomo in der Tat zusammen. Warum war so etwas nicht auch zu Hause möglich? Einheit war genau das, was sie ganz dringend brauchten, und diese Einheit erreichten sie selbst in ihren schlimmsten Krisen nicht. Wie auch immer die Wetten für Nelson standen, es gab kein Zurück. Er ging weiter seinen Weg, ein Unsichtbarer, der seinen Schatten über die Verzagten und Verzweifelten warf. Die er besuchte und anfeuerte, erzählten die Geschichte seines Auftauchens weiter, und im Laufe der Zeit wurden diese Geschichten ein Teil des

Volksguts. In strategisch wichtigen Momenten Futterte er den Telefonapparat mit Münzen und sprach mit den Zeitungen.

Die drei letzten Tage im Mai wurden zur entscheidenden Machtprobe zwischen dem ANC und der rassistischen Regierung und zwischen ihren beiden Schlüsselfiguren Rolihlala Mandela und Dr. Verwoerd, die sich in den Boden stemmten und entschlossen waren, keinen Meter preiszugeben. Die Regierung verfügte über alle Möglichkeiten und jede nur erdenkliche Macht, der gebannte ANC und Mandela dagegen buchstäblich über nichts außer sich selbst, ihre Integrität, ihren Glauben an die Sache und die Unterstützung ihres Volkes.

Montag, der 29. Mai, brach an. Die weißen Medien erklärten das Fernbleiben von der Arbeit zum Fehlschlag und berichteten von einer schwachen Beteiligung zwischen zwei und zwanzig Prozent. Die Zeitschrift *Drum* meldete, auch wenn sie die erste Runde an die Regierung gab, eine beträchtliche landesweite Resonanz auf den Mandela-Aufruf. Für Durban und das Reef (wo die *Rand Daily Mail* 25 Prozent angab) schätzte sie am ersten Tag 50 Prozent, in Port Elizabeth und Kapstadt 20 Prozent. In Durban und im Reef schlossen indische Geschäfte. Gewaltanwendung und Schußwaffengebrauch seitens der Polizei trieben die Arbeitsverweigerung in Port Elizabeth am folgenden Tag auf 50 Prozent hoch, in allen anderen Teilen des Landes endete sie jedoch, als die Weißen zur Wahl gingen.

Wie groß die Resonanz auf den Streikaufruf auch immer gewesen sein mag (Nelson selbst schätzte sie auf 50 bis 75 Prozent), die Feierlichkeiten für die Afrikaander-Republik am 31. Mai wurden von den Schwarzen eindeutig boykottiert. Die dort verliehenen Pokale und Medaillen fanden keine Abnehmer. *Drum* berichtete:

»In Kapstadt soll nur eines von zehn Mischlingskindern die Republikanische Medaille in Empfang genommen haben.

Schuldirektoren schätzten, daß etwa 100000 Medaillen an die Erziehungsbehörden in Pretoria zurückgegeben werden müßten. Ihrer Kenntnis nach habe nicht ein einziger farbiger Oberschüler in der Stadt die Medaille und die Fahne angenommen. Afrikanische Schulen erhielten ihre Auszeichnungen nicht. Einige vertröstete man auf später, es wurde jedoch kein Bedarf dafür gemeldet. Im Transvaal warfen indische Kinder die Fahnen weg, behielten aber die Stöcke. Die Direktoren der meisten Inder-Schulen in Natal waren eifrig dabei, ungeliebte Fahnen und Medaillen wieder einzusammeln, um sie nach Pretoria zurückzuschicken.«
(*Drum*, Juli 1961)

In einer Presseerklärung aus dem Untergrund gab Nelson im Juni folgende Einschätzung:

»Angesichts einer noch nie dagewesenen Einschüchterung von Seiten der Regierung und der Unternehmer sowie dreister Lügen der Presse kurz vor Beginn und im Verlauf des Streiks hat das freiheitsliebende Volk Südafrikas die herausfordernde Resolution der Maritzburger Konferenz massiv und einmütig unterstützt.

Keine Organisation der Welt hätte den groß angelegten und massiven Beschuß, den die Regierung während der letzten Monate gegen uns gerichtet hat, aushalten und überstehen können. (...) Wenn eine Regierung die friedliche Demonstration eines unbewaffneten Volkes dadurch zu unterdrücken sucht, daß sie die gesamten Reserven von Staat, Militär und Polizei mobilisiert, so gesteht sie damit ein, daß eine solche Demonstration von den Massen machtvoll unterstützt wird. Wer könnte die simple Tatsache leugnen, daß es seit Ende letzten Monats nicht die Republikanischen Feierlichkeiten waren, die die südafrikanische Politik beherrscht haben, sondern unsere Pläne für einen Generalstreik.«

Er kündigte die zweite Phase der Kampagne an:

»Wir haben immer betont, daß sich an den Streik andere Formen des Massendrucks anschließen werden, um die Apartheid-Süchtigen, die unser geliebtes Land regieren, dazu zu zwingen, den Weg freizumachen für eine demokratische Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk. Wir werden in allernächster Zeit eine breit angelegte und landesweite Kampagne starten, durch die die Zusammenarbeit mit der Regierung verweigert wird. (...) Wir werden das Land unregierbar machen. Von denen, die ohne Stimmrecht sind, kann nicht länger erwartet werden, daß sie weiter Steuern an eine Regierung zahlen, die sich nicht für sie verantwortlich fühlt. Von Menschen, die in Hunger und Armut leben, kann man nicht erwarten, daß sie an die Regierung und die örtlichen Behörden horrende Mieten zahlen. Wir sind es, die als Gegenleistung für miserable Löhne die Arbeit in den Gold-, Diamanten- und Kohlegruben, auf den Farmen und in der Industrie machen. Warum sollten wir weiter fortfahren, jene zu bereichern, die die mit unserem Schweiß und Blut erzeugten Produkte stehlen, uns ausbeuten und uns das Recht verweigern, uns in Gewerkschaften zu organisieren? Kann man von den Afrikanern erwarten, daß sie sich damit zufriedengeben, in Beratenden Ausschüssen und Bantu-Behörden tätig zu sein, wenn auf dem ganzen afrikanischen Kontinent Forderungen nach nationaler Unabhängigkeit und Selbstverwaltung erhoben werden? Ist es für das afrikanische Volk nicht ein Affront, daß die Regierung jetzt versuchen will, die Bantu-Verwaltung auf die Städte auszudehnen, nachdem die Leute in den ländlichen Gebieten sich geweigert haben, dieses System zu akzeptieren, und es bis aufs Messer bekämpften? Die Verweigerung der Zusammenarbeit ist eine gewaltige Waffe, die wir gebrauchen müssen, um der Regierung ihr Grab zu schaufeln. Und wir müssen diese Waffe beherzt und ohne Zögern einsetzen. Es

gilt, alle Afrikaner zu mobilisieren, um jeglicher Zusammenarbeit mit der nationalistischen Regierung ein Ende zu machen. Sowohl auf betrieblicher als auch auf gesamtwirtschaftlicher Ebene werden wir die verschiedensten Aktionsformen anwenden, um die bereits versagende Wirtschaft unseres Landes zu untergraben. Wir fordern außerdem die internationalen Gremien auf, Südafrika auszuschließen; wir fordern alle Nationen der Welt auf, die ökonomischen und diplomatischen Beziehungen zu diesem Lande abzuberechen.«

Nelson wies darauf hin, er werde inzwischen steckbrieflich gesucht, und fuhr – offensichtlich gegen den Panafrikanischen Kongreß gerichtet, der in Flugblättern den Führern der Kongreß-Allianz vorwarf, sie hätten diese im Stich gelassen – mit der Feststellung fort: »Jeder seriöse Politiker wird erkennen, daß es unter den gegenwärtigen Bedingungen einfach naiv und kriminell wäre, würde man auf billiges Märtyrertum aus sein und sich selbst der Polizei ausliefern. Wir haben ein wichtiges Programm zu erfüllen.« (Das Flugblatt des Panafrikanischen Kongresses hatte konstatiert: »Wir, der Panafrikanische Kongreß, haben uns, wie ihr wißt, von der Kongreß-Allianz getrennt, weil ihre Führer nichts als Feiglinge sind. Wo befinden sich unsere Führer? Wo ist Sobukwe, unser Anführer? Im Gefängnis mit seinen Kameraden.«)

Nelson betonte, er habe gegenüber dem Gefängnis den schwierigeren, risikoreicheren und mühseligeren Weg gewählt, was in der Tat stimmte, wie viele nach ihm ebenfalls feststellten.

»Ich mußte mich von meiner geliebten Frau und meinen Kindern, von meiner Mutter und meinen Schwestern trennen, um in meinem eigenen Land als Geächteter zu leben. Ich mußte mein Büro schließen, meinen Beruf aufgeben und in

Armut und Not leben, wie viele meiner Landsleute es tun. (Ich schwöre:) Schulter an Schulter mit Euch werde ich die Regierung bekämpfen, um jeden Fußbreit Boden, um jeden Meter werden wir mit ihnen kämpfen, bis der Sieg unser ist. Was werdet ihr tun? Werdet ihr mit uns gehen oder mit der Regierung zusammenarbeiten? Werdet ihr in einer Frage, in der es für mein Volk, für unser Volk um Leben und Tod geht, schweigen und neutral bleiben? Ich für meinen Teil habe mich entschieden. Ich werde Südafrika nicht verlassen und mich niemals ergeben. Der Kampf ist mein Leben. Ich werde für die Freiheit kämpfen, solange ich lebe.«

Die Schlacht ließe sich durch Verhandlungen und passiven Widerstand nicht gewinnen, davon war Nelson inzwischen überzeugt. Verhandlungen würde es nur geben, wenn der ANC mit den Nationalisten seine Kräfte maß, und um eine solche Stärke zu erreichen, müßten sie bereit sein, Gewalt anzuwenden. Im Rivonia-Prozeß erklärte er 1964 vor Gericht:

»Anfang Juni 1961, nach einer langen und sorgfältigen Bestandsaufnahme der südafrikanischen Situation, kamen ich und einige Kameraden zu dem Schluß, daß es angesichts der Unvermeidbarkeit von Gewalt in diesem Land unrealistisch und falsch von den afrikanischen Führern wäre, weiterhin Frieden und Gewaltlosigkeit zu predigen, obwohl die Regierung den friedlichen Forderungen längst mit Gewalt entgegentrat.«

Es war fast eine Ironie des Schicksals, daß dem damaligen Ersten Vorsitzenden des ANC, Häuptling Luthuli, der Friedensnobelpreis im selben Jahr zuerkannt wurde, in dem der *Umkhonto we Sizwe* (Speer der Nation, militärischer Flügel des ANC, Anm. d. Übers.) seine erste Bombe zündete.

Am 18. Oktober 1961 erlebte das Land den Schock der ersten Sabotage-Explosion überhaupt, für die jedoch nicht der Umkhonto, sondern eine kleine Gruppe, die in den Annalen

der Geschichte verschwinden sollte und sich selbst Nationales Befreiungskomitee und später Bewegung Bewaffneter Widerstand nannte, verantwortlich zeichnete. Dieses Nationale Befreiungskomitee war in der Hauptsache eine radikale weiße Anti-KP-Gruppierung, deren Mitglieder aus der Liberalen Partei stammten. Die ersten *Umkhonto*-Anschläge folgten am 16. Dezember 1961, und zwar gleichzeitig in den drei Zentren Port Elizabeth, Johannesburg und Durban. Die Bomben waren in Heimarbeit zusammengebastelt, und die Operationen wurden plump und teilweise stümperhaft durchgeführt. Ein Saboteur wurde getötet, einem anderen der Arm abgerissen.

Dennoch gesellte sich eine dritte Gruppe, die *Yu Che Chen*, die ihre Wurzeln in der Vereinigungsbewegung der Nicht-Europäer hatte, mit weiteren Anschlägen hinzu. Die Ereignisse von 1960 hatten eine nicht kleine Gruppe von Südafrikanern davon überzeugt, daß für eine formelle außerparlamentarische Opposition, und sei es auch nur als Schwatzbude, in diesem Land kein Platz mehr war.

Die Regierung ihrerseits schien unbewegt. Nachdem sie die schwarze Opposition ausradiert hatte, machte sie sich daran, die Reserve in Homelands aufzuteilen, und beschleunigte ihren Apartheid-Kurs noch dadurch, daß sie diese durch ihre schwarzen Günstlinge regieren ließ. Die Apartheidgegner – Liberale, afrikanische Nationalisten, Marxisten und Trotzlisten – wogen ab, welche Wahl ihnen in der neuen Situation blieb, und spalteten sich in jene, die eine zeitweilige Einstellung aller Aktivitäten empfahlen, und in solche, die auf militärische Untergrundaktionen drängten. Den Erstgenannten erschien der Weg in den Untergrund als Tollkühnheit, aber die ›Militaristen‹ sahen für sich keinen anderen Ausweg. Mitte 1961 waren dann bereits vier Widerstandsgruppen im Untergrund im Einsatz. Die *Pogo*-(Alleingang)-Gruppe des Panafrikanischen Kongresses operierte dabei mit einer überaus

primitiven Brutalität, die sich gleichermaßen gegen Weiße und Kollaborateure richtete.

Nelson fand die Gewaltakte von *Pogo* verwerflich, und ihre grausame Brutalität jagte ihm Schauer über den Rücken. Ihm stand der Sinn nach Gesprächen mit dem Ziel der Übereinkunft, um die Freundschaft wiederherzustellen und Vertrauen zu gewinnen. Das war es, was er am besten konnte. Im Grunde war er ein Mann des Friedens, doch er wurde in den Kriegszustand hineingetrieben. Er würde im Kriege genauso gut sein, wie er es im Frieden gewesen war, denn nach seiner Überzeugung würde dieser Krieg zum Frieden führen.

Der *Umkhonto* beschrieb die Position aller vier Gruppen, als er seinen Weg in die Gewalt in einem Manifest erläuterte, das er gleichzeitig mit seinen ersten Anschlägen am 16. Dezember* veröffentlichte:

»Im Laufe ihrer Geschichte wird jede Nation einmal vor die Entscheidung gestellt: sich zu unterwerfen oder zu kämpfen. Dieser Zeitpunkt ist nun in Südafrika gekommen. Wir werden uns nicht unterwerfen, und wir haben keine andere Wahl, als mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln zurückzuschlagen, um unser Volk, unsere Zukunft und unsere Freiheit zu verteidigen. (...)

Wir von *Umkhonto we Sizwe* waren ebenso wie die Befreiungsbewegung immer bestrebt, unsere Befreiung ohne Blutvergießen und Bürgerkrieg zu erreichen. Das sind wir auch heute noch. Auch zu diesem späten Zeitpunkt hoffen wir, daß unsere ersten Aktionen alle Menschen wachrütteln und ihnen vor Augen führen werden, auf welche drohende Katastrophe die nationalistische Politik zusteuert. Wir hoffen, daß wir die Regierung und ihre Anhänger zur Vernunft bringen können, bevor es zu spät ist und ein Wechsel in der Regierung und in ihrer Politik stattfindet, bevor es zu einem verzweifelten Bürgerkrieg kommt. Unsere Aktionen sollen ein Schlag gegen

die Vorbereitungen der Nationalisten auf den Bürgerkrieg und die Militärdiktatur sein.«

Verzweifelt schritt der *Umkhonto* also zu den Sabotageakten als der letzten – gewaltsamen – Möglichkeit, die ihm zur Verfügung stand, wobei er seine Gewalt auf Sachen beschränkte und Gewalt gegen Personen vermied. Für Sabotage war mehr Geld nötig, als durch die zwei Shilling und sechs Pence ANC-Beitrag verfügbar war, und außerdem brauchte der *Umkhonto* mehr Sachverstand. Nelson wurde deshalb ins Ausland geschickt, um in Afrika und Übersee Unterstützung zu suchen. Später, als ihm der Prozeß gemacht wurde, erklärte er dazu vor Gericht:

»Der ANC beschloß meine Teilnahme an der Konferenz der Panafrikanischen Freiheitsbewegung für das Mittlere, östliche und Südliche Afrika, die 1962 in Addis Abeba stattfinden sollte. Anschließend sollte ich eine Rundreise durch die afrikanischen Staaten mit dem Ziel unternehmen, für unsere Sache um Unterstützung zu werben und Hochschul-Stipendien für Afrikaner zu bekommen. Gleichzeitig beauftragte mich der MK (Abkürzung für den *Umkhonto*) zu untersuchen, ob Möglichkeiten für die Ausbildung von Soldaten beständen, was die erste Stufe für das Training zum Guerillakrieg sein sollte.

Der 16. Dezember war in Südafrika zum öffentlichen Feiertag erklärt worden. Er sollte an die sogenannte »Schlacht am Blood River« in Natal von 1838 erinnern, als sich die Afrikaner und die Armeen von Dingaan, dem Zulu-König, ein blutiges Gefecht lieferten. Viele Jahre lang hieß er »Dingaans Tag«. Als die Nationalistische Partei 1948 an die Macht kam, veränderte sie den Namen in »Tag des feierlichen Bündnisses«, um ihrer Überzeugung Ausdruck zu verleihen, daß der Sieg der Weißen auf ein Bündnis mit Gott zurückzuführen war, dem sie gelobt hatten, im Falle ihres

Sieges eine Kirche zu bauen. Für sie symbolisiert der Tag die Erlangung der weißen Vorherrschaft über die schwarze Mehrheit. In Wirklichkeit brachte die Schlacht militärisch keine Entscheidung. Militärisch wurden die Zulus erst später von der britischen Armee besiegt.

Der ANC begeht den 16. Dezember als »Tag der Helden«, um derer zu gedenken, die im Kampf gegen die Apartheid ihr Leben verloren haben.

Mit diesem Auftrag verließ ich Südafrika, um mich als Delegierter des ANC nach Addis Abeba zu begeben.«

Nelson verließ das Land im Januar 1962. Da er keinen Paß besaß, schlüpfte er illegal in der Khaki-Uniform, die seine maßgeschneiderten Anzüge ersetzt hatte, über die Grenze.

Im befreiten Afrika überkam ihn ein so ungezwungenes Gefühl der Zugehörigkeit, wie er es in seinem eigenen Lande nie verspürt hatte. Er kam nach Hause und war doch nicht zu Hause. Mit seinen Landsleuten im Exil feierte er ein aufregendes und freudiges Wiedersehen. Oliver hatte ausgezeichnete Arbeit geleistet und viele wichtige Kontakte geknüpft, was Nelson seine Aufgabe sehr erleichterte.

Der einzige schriftlich festgehaltene Bericht über diese historische Reise – die einzige, die ihn jemals über die Grenzen seines Landes hinausführte – scheint der zu sein, den er dem Gericht 1964 im Rivonia-Prozeß in seiner Erklärung gab:

»Meine Reise war über alle Hoffnungen hinaus erfolgreich. Wohin ich auch kam, ich traf auf Sympathie für unsere Sache und erhielt das Versprechen, man werde uns helfen. Ganz Afrika stand vereint gegen die Weißen Südafrikas, und selbst in London wurde ich von politischen Führern wie dem inzwischen verstorbenen Mr. Hugh Gaitskell und Mr. Grimond mit großer Sympathie empfangen. In Afrika erhielt ich Unterstützung zugesagt von Männern wie Julius Nyerere, jetzt

Präsident von Tanganjika; Mr. Kawana, damals Premierminister von Tanganjika; Kaiser Haile Selassie von Äthiopien; General Abboud, Präsident des Sudan; Habib Bourgiba, Präsident von Tunesien; Ben Bella, jetzt Präsident von Algerien; Modiko Keita, Präsident von Mali; Leopold Senghor, Präsident des Senegal; Sekou Toure, Präsident von Guinea; Präsident Tubman von Liberia; Milton Obote, Premierminister von Uganda, und von Kenneth Kaunda, jetzt Premierminister von Nordrhodesien. Ben Bella lud mich zum Besuch von Oujda, dem Hauptquartier der Nationalen Befreiungsarmee Algeriens, ein. Der Besuch ist in meinem Tagebuch beschrieben, das hier als Beweisstück vorliegt.

Ich hatte bereits mit einem Studium der Kunst der Kriegsführung und der Revolution begonnen und unterzog mich nun im Ausland einem militärischen Ausbildungskurs. Wenn es einen Guerillakrieg geben sollte, wollte ich in der Lage sein, zusammen mit meinem Volk zu kämpfen und die Risiken des Krieges mit ihm teilen. Aufzeichnungen von Vorträgen über Guerillataktik, die ich in Äthiopien und Algerien hörte, befinden sich ebenfalls unter den Beweismitteln. Zusammenfassungen von Büchern über Guerillakrieg und Militärstrategie sind gleichfalls vorgelegt worden. Ich habe bereits zugegeben, daß diese Dokumente von mir verfaßt worden sind, und ich bekenne, daß ich diese Studien betrieben habe, um mich auf eventuelle zukünftige Funktionen vorzubereiten, falls der Kampf sich zu einem Guerillakrieg ausweiten sollte. Ich ging dieses Problem an, wie jeder afrikanische Nationalist es angehen sollte. Ich war vollkommen objektiv. Das Gericht wird feststellen, daß ich mich bemüht habe, zu diesem Thema alle nur erdenklichen Autoritäten zu Rate zu ziehen, aus Ost und West, zurück bis zu den klassischen Werken von Clausewitz, und zwar in einer Vielfalt, die von Mao tse-Tung und Che Guevara auf der einen

bis zu den Schriften über den Burenkrieg auf der anderen Seite reichte. Selbstverständlich, Euer Ehren, handelt es sich bei diesen Notizen nur um Zusammenfassungen der Bücher, die ich gelesen habe; sie enthalten nicht meine persönlichen Ansichten.

Ich traf auch Absprachen für die militärische Ausbildung unserer Rekruten. Aber bei der Durchführung von Projekten dieser Art war eine Zusammenarbeit mit den ANC-Büros unerlässlich. Ich holte mir daher die Zustimmung des ANC in Südafrika zu meinen diesbezüglichen Aktivitäten ein. Insofern fand eine Abweichung vom ursprünglichen Beschluß des ANC statt, aber sie wirkte sich nur außerhalb Südafrikas aus. Der erste Trupp von Rekruten traf gerade in Tanganjika ein, als ich auf meiner Rückreise nach Südafrika dieses Land durchquerte.

Ich kehrte nach Südafrika zurück und informierte meine Kameraden über die Ergebnisse meiner Reise. Bei meiner Rückkehr stellte ich fest, daß sich die politische Szene kaum verändert hatte, außer daß die von der Regierung angedrohte Todesstrafe für Sabotage inzwischen Wirklichkeit geworden war. Die Einstellung meiner Kameraden von *Umkhonto* war annähernd dieselbe geblieben wie vor meiner Abreise. Sie erwogen genau jeden Schritt und waren überzeugt, daß die Möglichkeiten der Sabotage noch lange nicht ausgeschöpft waren. Tatsächlich vertraten einige die Auffassung, daß eine Ausbildung von Rekruten noch verfrüht sei. Nach einer gründlichen Diskussion beschlossen wir jedoch, die Pläne für eine militärische Ausbildung weiter zu verfolgen, da es Jahre in Anspruch nehmen würde, einen ausreichend großen Stamm von Soldaten zur Führung eines Guerillakrieges auszubilden, und eine Ausbildung wäre in jedem Falle wertvoll.«

Während Nelson so für ein freies Südafrika aktiv war, setzte die Polizei eine intensive Suchaktion nach dem ›Schwarzen Pimpernell‹ in Gang.

Er kam im Juni zurück und überquerte die Grenze wie zuvor an einem unbewachten Punkt, wo ihn ein indischer Freund mit seinem Wagen erwartete und auf schnellstem Wege nach Johannesburg brachte. Nelson vermied es sorgfältig, mit Winnie Kontakt aufzunehmen, und verschwand in den Johannesburger Vorort Rivonia, wo seine Kameraden eine Untergrundbasis errichtet hatten, um die neue Phase des Befreiungskampfes, die Sabotage, einzuleiten. Er traf Walter und Govan und Freunde von der im Untergrund aktiven Kommunistischen Partei und brachte in den Kampf seine ganze neue Sachkenntnis ein, die er mit bemerkenswerter Energie vermittelte und so seine Mitstreiter mitriß.

Im Juni 1962 erschienen die Zeitungen mit der Schlagzeile ›Die Rückkehr des Schwarzen Pimpernell‹, und bei der Polizei schrillten die Alarmglocken. Im Hause Mandelas gehörte die Staatsmacht bald zum Inventar. Einem Reporter der *Sunday Times* erzählte Winnie: »Seit jetzt fast drei Wochen durchsucht die Polizei jede Nacht aufs Neue unser Haus. Immer wenn meine Kinder und ich gerade am Einschlafen sind, erscheint die Sicherheitspolizei. Sie fragen, wo mein Mann ist, und manchmal durchsuchen sie das Haus. Manchmal machen sie Scherze, und ein anderes Mal sind sie wieder aggressiv und erschrecken die Kinder. Es laufen Gerüchte um, Nelson sei zurück, aber ich habe ihn nicht zu Gesicht bekommen und auch nichts von ihm gehört.« (*Sunday Times*, 24. 6. 1962)

Am Mittwoch, den 20. Juni, erschienen die Polizisten um zehn Uhr abends und wurden böse, als sie Winnie nicht zu Hause antrafen. Ihre Schwester, die damals bei ihr wohnte, versperrte ihnen den Weg und wollte den Durchsuchungsbefehl sehen. Sie stießen sie beiseite und durchwühlten das ganze Haus. Die Nachbarn versammelten sich, wütend über die Belästigung, aber machtlos. Einige Jugendliche, die sich mit dieser Hilflosigkeit nicht abfinden

wollten, wurden von den Motorrädern der Polizisten magisch angezogen und zündeten sie an. Sie explodierten gerade, als Winnie zurückkam. Die Polizisten rannten mit gezückten und schußbereiten Revolvern nach draußen. Die Menge verschwand. Man konfrontierte Winnie mit der Explosion und fragte sie darüber aus, worauf sie von oben herab entgegnete, »Verlangen Sie von mir nicht, daß ich Ihre Drecksarbeit mache.« Niemand war bereit, den Polizisten bei der Identifizierung der Täter zu helfen, und die Regierung hatte sie noch nicht dazu ermächtigt, gegen die Bürger jene Art von Willkürmaßnahmen zu ergreifen, die in allernächster Zukunft an der Tagesordnung sein sollten.

Nelson fand, Lilliesleaf, die wildwuchernde Farm in Rivonia, die offiziell Arthur und Hazel Goldreich gehörte, eigne sich ausgezeichnet als Basis. Als alles sicher schien, traf man umfangreiche Vorkehrungen, damit seine Familie ihn dort besuchen konnte.

Nelsons und Evelines Sohn Makgatho erinnert sich:

»Wir wußten, daß Tata sich versteckte. Ich kann nicht sagen, wie ich darüber dachte. Irgendwie machte es mir angst. Damals konnte ich nicht erklären warum, aber heute weiß ich, ich hatte Angst, weil ich glaubte, wir könnten ihn verlieren. Wenn ich ihn sah, war ich ganz aufgeregt und glücklich. Wir trafen ihn an verschiedenen Orten. Mum Winnie nahm uns dahin mit. Einmal blieb ich bei ihm auf der Lillies-Farm. Da war ein großes Haus, das war das Hauptgebäude, und Nebengebäude gab es auch noch. Tata wohnte in einem der Nebengebäude, und die weißen Leute lebten im Haupthaus. Mum Winnie blieb eine Nacht und fuhr dann wieder weg. Ich blieb eine Woche da, vielleicht auch zwei. Tata und ich gingen schwimmen und machten lange Spaziergänge. Er brachte mir bei, wie man mit einem Gewehr schießt und kaufte mir eine Schrotflinte. Er kochte mir auch meistens etwas. Tembi war

nicht dabei. Warum, wußte ich nicht. Ich habe damals nicht darüber nachgedacht. Tata sah ich oft, weil ich damals Mum Winnie nahe war.

Ich war sehr traurig, als ich Tata wieder verlassen mußte, aber er sagte, ich solle mir keine Sorgen machen, wir würden in Swaziland zur Schule gehen und keine Probleme haben.«

Im August nahm Nelson von Winnie Abschied. Ihre Augen waren voller Tränen, und so würde er sie in Erinnerung behalten. Am nächsten Tag machte er sich auf den Weg nach Durban, um sich mit Häuptling Luthuli und M. B. Yengwa, einem alten Freund und Nataler ANC-Führer, zu beraten, zu überprüfen, wie die Arbeit voranging, und um die Kontakte zu Freunden aufzufrischen. Er hatte sich als Chauffeur verkleidet, trug einen Paß auf den Namen David Motsamai bei sich und fuhr die Limousine seines reichen weißen Chefs, der in Wirklichkeit der Dramatiker und Theaterdirektor Cecil Williams war.

Am Sonntag, dem 5. August 1962, versammelte sich eine Reihe von Freunden, darunter die Meers, die Singhs, Dr. Naicker und M. B. Yengwa, im Hause des Fotojournalisten der *Post*, G. R. Naidoo. Nelson wirkte in seiner Khakikleidung wie ein riesiger Soldat, und sein dröhnendes Lachen war das gewohnte Willkommen, als er jeden Freund einzeln umarmte. Man aß und trank und diskutierte über Politik und, angeregt durch das Gaunerstück, wurde auch viel gelacht. Nelson wurde von der Polizei gesucht, und hier feierte man im wahrsten Sinne des Wortes vor ihrer Nase eine Party. Wenn Nelson irgendwelche Vorahnungen gehabt haben sollte, so zeigte er sie nicht.

An diesem Sonntag, mit seiner für Natal so typischen Wärme, verließen der Chauffeur und sein ›Boss‹ Durban. Auf dem Weg nach Johannesburg, zwei Stunden später, gerieten sie in eine Polizeisperre und wurden festgenommen. Die Polizisten

schiene sie nicht zu kennen oder auch nur zu wissen, warum sie sie verhafteten. Das Hauptquartier hatte ihnen befohlen, den Wagen mit dem angegebenen Kennzeichen anzuhalten. Alles, was sie wußten, war, daß sie einen Weißen und seinen eingeborenen Chauffeur festnahmen. Man verwahrte die beiden Männer in Pietermaritzburg in nach Rassen getrennten Zellen und behielt Cecil zur Vernehmung da. David Motsamai wurde zwei Tage später vor Gericht gestellt. Die Sicherheitspolizei identifizierte ihn triumphierend als Nelson Mandela, den so schwer zu fassenden ›Schwarzen Pimpernell‹. Man brachte ihn in Handschellen unter Bewachung von vier Polizisten, zwei Weißen und zwei Afrikanern, nach Johannesburg, und die Zeitungen machten mit der Schlagzeile von der Gefangennahme des Schwarzen Pimpernell auf.

Winnie war zur Arbeit, wo ihr jemand die Zeitung zeigte. Sie las die Schlagzeilen: *Polizeirazzia beendet zwei Jahre auf der Flucht*, und darunter, *Nelson Mandela in Haft*. Winnie schwankte, die Freundin hielt sie fest, Winnie faßte sich wieder. Sie bat, früher nach Hause gehen zu dürfen. »Was nun?« fragte sie sich. Noch war ihr nicht bewußt, daß sie ihren Gatten tatsächlich verloren hatte, daß ihre Töchter zu Frauen heranwachsen und selbst Kinder haben würden, während er immer noch im Gefängnis saß.

Vor Gericht

Nelsons Anwälte James Kantor und Harold Wolpe arrangierten ein Treffen zwischen den Mandelas. Es war nur kurz und wenig privat, denn Nelson empfing Winnie zusammen mit drei anderen Gefangenen. Alle acht, vier Gefangene und vier Besucher, schrien gleichzeitig, um im Wettlauf mit der Zeit alles loszuwerden, was sie zu sagen hatten, während die Wärter mittendrin saßen und versuchten, die Gespräche zu zensurieren. Nelson nahm die schwere Prüfung, die ihm bevorstand, auf die leichte Schulter, und Winnie war dadurch ein wenig beruhigt und fühlte sich etwas wohler.

Am 16. August erschien Nelson vor dem Johannesburger Friedensrichter. Seine Schwester Leaby erinnert sich an diesen Auftritt:

»Nelsons Anblick war für uns alle ein Schock. Man brachte ihn in Ketten, die Hand- und die Fußgelenke zusammengebunden. Die Fußketten wurden ihm niemals abgenommen, und wir durften nicht mit ihm sprechen. Unsere ganze Familie war tief getroffen. Was uns Trost gab, war seine Stärke. Buti wollte nicht, daß auch nur einer von uns weinte. Unserer Mutter brach das Herz. Die Familie mußte ein großes Opfer bringen. Wir wußten, daß die Leute schlecht behandelt wurden, und jemand mußte zur Tat schreiten, und das hatte Buti getan.«

Als Untersuchungshäftling durfte Nelson zweimal in der Woche Besuch empfangen, und Winnie nahm immer gewissenhaft beide Gelegenheiten wahr und brachte ihm Essen und Bücher. Nelson traf hier auch Moosa Dinath, einen guten alten Bekannten aus glücklicheren Tagen, der wegen Betrugs

eine längere Strafe abzusitzen hatte. Er galt als Geschäftsgenie und war der einzige Inder gewesen, der eine Aktiengesellschaft gegründet und die Alleinvertretung für eine bekannte deutsche Automarke erhalten hatte. Wesentlicher jedoch war seine Mitgliedschaft im Inder-Kongreß von Transvaal und die großzügige Unterstützung gewesen, die er ihm hatte zukommen lassen. Durch Finanzmanipulationen war er schließlich im Gefängnis gelandet.

Während Dinath wegen einer Straftat mit dem Gesetz in Konflikt geraten war, verhielt es sich mit anderen Mitgliedern seiner Familie ganz anders. Seine erste Frau Ayesha war eine der vier Nagdi-Schwestern, die in den Anfangsjahren der Federation of South African Women (Südafrikanischer Frauenverband) eine zentrale Rolle spielten. Seine Schwägerin Amina Desai saß später wegen ihrer angeblichen Verbindung zum ANC fünf Jahre im Gefängnis, und ein paar Monate dieser Strafe saß Winnie gemeinsam mit ihr ab.

Dinath hatte im Gefängnis ein nützliches Verbindungsnetz aufgebaut und achtete darauf, daß Nelson sich dadurch die Härten des Gefängnisaufenthalts etwas erleichterte. Die Freundschaft zwischen den beiden Häftlingen dehnte sich auf ihre Frauen aus. Maud Katzenellenbogen begrüßte Winnie mit einem Willkommensscheck über vier Pfund und einer Einladung zu sich nach Hause. Winnie fand Maud einfach aufregend. Außerhalb des politischen Zirkels war es vermutlich ihre erste nähere Bekanntschaft mit einer Weißen. Etwa in ihrem Alter und auch mit kleinen Kindern und einem Mann im Gefängnis, fiel es Winnie leicht, sich in sie hineinzusetzen. Maud lebte in einem verwahrlosten Haus nicht weit vom Gefängnis, flatterte herum wie ein Schmetterling und redete unaufhörlich. Sie war herzlich und nie knapp bei Kasse und überschüttete Winnie zu einer Zeit, wo sie beides wirklich dringend nötig hatte, geradezu mit

Lebensmitteln und Kleidung. Sie sagte Winnie, es mache ihr wirklich nichts aus, auch Nelson mit Essen zu versorgen, wo sie doch so nah beim Gefängnis wohne und es wirklich das Einfachste wäre, wenn sie es gleich für beide Männer mitnähme. In den folgenden Wochen wurden die beiden Frauen gute Freundinnen, und sie blieben es auch, als ihre Männer sich trennten. Doch bevor jene Trennung Wirklichkeit wurde, plante Dinath offensichtlich Nelsons Flucht. Warum er dies tat, warum Maud die Freundschaft mit Winnie aufrechterhielt und warum sie ihr nach Dinaths unerwarteter und vorzeitiger Entlassung aus dem Gefängnis in ihrem Büro einen Job gaben, wird wohl immer ein Geheimnis bleiben.

Winnie nahm die Freundschaft der Dinaths an und unterstellte ihnen keine verborgenen Beweggründe. Ihr erstes Zusammentreffen mit Dinath ereignete sich jedoch unter äußerst merkwürdigen Umständen. Während eines Besuchs bei Nelson im Fort wurde sie zum befehlshabenden Offizier ins Büro gerufen. Er tat sehr geheimnisvoll und blickte dauernd verstohlen um sich, als wolle er sichergehen, daß sie nicht beobachtet würden. Einen Augenblick lang argwöhnte sie fast, er habe es auf sie abgesehen, und ihre Angst steigerte sich noch, als er die Tür und das Fenster schloß, und ließ auch nur langsam nach, als er sie bat, Platz zu nehmen. Dann erklärte er, er habe ihr eine äußerst vertrauliche Mitteilung zu machen, sie befanden sich in einer sehr heiklen Lage, und sie solle über das, was sie gleich hören werde, nicht erschrecken. Nur sie dürfe wissen, daß das Ganze Nelsons Zustimmung habe. Da stand Winnie schon kurz vor dem Nervenzusammenbruch und konnte nur noch mühsam an sich halten, um nicht loszuschreien. Das Eintreten eines großen, stattlichen Mannes, der, wie sie sich erinnert, wie ein Araber aussah, hielt sie jedoch davon ab. Winnie hatte noch nie in ihrem ganzen Leben einen Araber gesehen, aber sie stellte sich vor, daß so wohl ein

Araber aussehen müßte. Daß er ganz offensichtlich ein Inder war, kam ihr nicht in den Sinn und ebensowenig, daß es sich bei ihm um einen Gefangenen handelte.

Der Kommandant ließ sie beide allein miteinander reden. Der Mann stellte sich ihr als Moosa Dinath, Mauds Ehemann und Nelsons Freund, vor und erklärte, sie bereiteten mit Hilfe des befehlshabenden Offiziers Nelsons Flucht vor und benötigten dafür eine Summe von 10000 Rand. Es sei Eile geboten, da Nelson in Kürze nach Pretoria verlegt werden solle und der Fluchtplan vorher durchgeführt werden müsse.

Winnie hatte Vertrauen zu den Dinaths und teilte den Plan Nelsons Freunden mit, die das Geld hätten aufreiben müssen, falls man ihn in die Tat umsetzte. Die Freunde mißtrauten den Dinaths jedoch und hielten es für möglich, daß der ganze Plan einstudiert sei, damit die Polizei die Möglichkeit erhielt, Nelson auf der Flucht zu erschießen. Beim zweiten Treffen blies Moosa Dinath jedoch selbst die ganze Sache ab und erklärte Winnie, er habe an der Zuverlässigkeit des Kommandanten ernsthafte Zweifel. Der Mann wolle im voraus bezahlt werden, und es gebe keine Garantie dafür, daß er danach noch zur Zusammenarbeit bereit sei. Er empfahl Winnie, sie solle ein weiteres Treffen mit dem befehlshabenden Offizier, wo dieser versuchen werde, die Geldübergabe zu regeln, ablehnen.

Zwanzig Jahre später sollte Gordon Winters, einer der erfolgreichsten Spitzel im ANC, ein Komplott enthüllen, das das südafrikanische Staatssicherheitsbüro 1969 geschmiedet hatte, um Nelson zu töten. Eine Gruppe britischer ANC-Sympathisanten mit einer führenden Angestellten der britischen Presseagentur namens Marianne Borman an der Spitze hatte damals den Plan entworfen, Nelson aus Robben Island mit Hilfe der bekannten englischen Solofliegerin Sheila Scott herauszuholen, die dabei ihre früheren Leistungen mit

einem Non-Stop-Flug von London nach Kapstadt krönen würde. Winters war vom Südafrikanischen Sicherheitsbüro, das diesen Plan in Erfahrung gebracht hatte, dazu ausersehen, das Vertrauen des ANC zu gewinnen und sich von der Borman-Gruppe für die Durchführung des Plans anheuern zu lassen. In Wahrheit wollte natürlich das Büro selbst die ganze Sache in die Hand nehmen und einen höheren Wachtposten in die Verschwörung einbeziehen, der den beiden Wächtern vor Nelsons Zelle Schlafmittel in den Kaffee tun sollte, wodurch es Nelson möglich wäre, das Gefängnis in Wärteruniform und mit einem Gewehr bewaffnet zu verlassen. Das Gewehr sollte, ohne daß Nelson das wußte, mit Platzpatronen geladen sein. Man wollte ein Motorboot benutzen, das dem Augenschein nach illegalen Hummerfischern gehörte, und dort sollte Nelson dann einen Taucheranzug anziehen. Nach Erreichen des Festlandes wäre er mit einem dort wartenden Wagen zur Behelfspiste gebracht worden. Man hätte ihn schließlich beim Besteigen des Flugzeuges erschossen und die Platzpatronen in seinem Gewehr durch scharfe Munition ersetzt, um ihn als Mann der Gewalt abzustempeln.

Der Plan scheiterte, weil Sheila Scott den Auftrag ablehnte, Marianne gegenüber Winters Verdacht schöpfte und – was das Entscheidende war – weil der britische Geheimdienst Wind davon bekam und sie zurückpfiff, da britische Staatsangehörige in die Angelegenheit verwickelt waren.

Im Jahre 1962 jedoch, als Nelson trostlose Stunden im Gefängnis verbrachte, trug man Winnie die Eröffnung der Konferenz des Inder-Jugendkongresses an. Diese Ehre wäre sonst Nelson zuteil geworden, und die Jugendorganisation wollte mit Winnies Einladung Nelson auszeichnen. Winnie, in einen gelben Sari gehüllt, machte den Anlaß jedoch zu ihrem eigenen und wurde dafür mit gelben Nelken umkränzt. Die Zeitungen, die wegen ihrer Schönheit ganz aus dem Häuschen

waren, berichteten darüber hinaus wenig, doch ihr Publikum beeindruckte Winnie bei ihrem ersten Auftritt in der Öffentlichkeit durch die Unabhängigkeit ihres Denkens und ihr offenes und ehrliches Wesen. Entgegen umherschwirrenden Gerüchten, Nelson sei von den Kommunisten verraten worden, erklärte sie: »Wir sollten keine Zeit damit verschwenden, nach Beweisen dafür zu suchen, wer Mandela verraten hat. Solche Propaganda zielt darauf ab, uns weiter gegeneinander kämpfen zu lassen, anstatt uns zu vereinen, um gegen die Hoffnungen der Nationalisten und ihre Unterdrückungsmaßnahmen zu kämpfen.«

Die 250 Delegierten wählten Nelson zu ihrem Ehrenvorsitzenden. Eingehüllt in den Duft ihrer Girlande, ging Winnie mit ihren Anhängern danach zum Fort, um ihr Besuchsrecht bei Nelson wahrzunehmen. Der Saal, in dem sie gesprochen hatte, war nur einen Steinwurf weit vom Gefängnis entfernt. Nelson war von ihrem Blumenschmuck entzückt und brannte darauf, den Inhalt ihrer Jungferrede und die Resonanz der Leute zu erfahren, doch die Wärter wiesen sie warnend darauf hin, die Unterhaltung ja auf Familienangelegenheiten zu beschränken, und so mußte er sich mit dem, was davon im Familiengespräch durchsickerte, zufriedengeben.

Walter Sisulu beschuldigte man ebenfalls der Aufwiegelung, und Walters Anwalt Joe Slovo brachte deshalb den Antrag ein, es solle gegen Nelson und Walter gemeinsam verhandelt werden. Doch die beiden Prozesse wurden an verschiedenen Orten eröffnet – Walters in Johannesburg und Nelsons in Pretoria. Falls der Staat gehofft hatte, er werde dadurch die ANC-Unterstützung spalten und verringern, so sah er sich getäuscht, denn beide Gerichtssäle waren bis auf den letzten Platz gefüllt.

Walter Sisulu, der einen traditionellen Grashut aus der Transkei trug und sich gegen Kautionszahlung auf freiem Fuß befand,

trug man auf den Schultern in den Saal. Der Untersuchungsgefangene Nelson hingegen wurde von der Polizei hereingeführt.

Nelsons Madiba-Sippe gab der öffentlichen Galerie ganz das folkloristische Gepräge der Transkei. Stammesbrüder und -Schwestern, Häuptlinge und Gefolgsleute in traditionellem Aufzug, die Männer mit Stöcken in der Hand, nahmen ihre Positionen ein, lange bevor das Gericht zusammentrat, und der *Imbongi*-Sänger vom White River stimmte das Loblied der Vorfahren an, indem er Nelsons Stammbaum zurückverfolgte und sich dabei auf die Tembu-Tradition des Widerstandes gegen die Fremdherrschaft konzentrierte. Die Menge drängte gegen die Türen und sang dabei *Nkosi Sikekel'i* und *Chuchaliza Mandela* (Vorwärts Mandela). Die Beamten betrachteten das Tamtam voller Wut, und der Brigadekommandeur und der Oberst machten sie darauf aufmerksam, daß sie die Bannaufgabe verletzen, nach der Versammlungen für Mandela verboten waren. »Ihr habt fünf Minuten Zeit, um euch friedlich zu zerstreuen, ansonsten wird Gewalt angewandt.«

Wütendes Gemurmel war die Antwort, und jemand rief: »Wir haben ein Recht darauf, den Prozeß zu besuchen!« Einen Augenblick lang schien es, als solle es zu Tumulten kommen, doch ANC-Ordner beruhigten die Menge und überzeugten die, die nicht mehr hineinkonnten, friedlich und ruhig draußen zu bleiben.

Nelsons Einzug wurde von enthusiastischem Applaus und *Arnandla*-Rufen begleitet. Er verteidigte sich selbst und rief keinen einzigen Zeugen auf. Ebensowenig legte er irgendwelche Beweismittel vor. Der Staatsanwalt beschuldigte Mandela, Proteste gegen die Umwandlung Südafrikas in eine Republik organisiert, auf der Konferenz in Pietermaritzburg eine Rede gehalten und Flugblätter gedruckt und verteilt zu

haben, durch die Arbeiter zum Streik aufgewiegelt wurden. Das Ergebnis, erklärte er, sei gewesen, daß vom 29. bis 31. Mai 1961 Zehntausende der Arbeit ferngeblieben seien. Außerdem warf man Mandela vor, er habe das Land ohne gültige Reisepapiere verlassen und im Ausland verschiedene Staaten, darunter auch Äthiopien, besucht, wo er im Februar an einer Konferenz in Addis Abeba teilgenommen habe.

Mandela faßte sich kurz: »Euer Ehren, ich erkläre hiermit, daß ich keines Verbrechens schuldig bin.« Der Friedensrichter fragte, ob das alles sei, was er zu sagen habe. Mandela entgegnete, »Euer Ehren, mit allem Respekt, wenn ich noch etwas zu sagen hätte, hätte ich es gesagt.« Der Fall wurde auf den 7. November zur Urteilsverkündung vertagt.

Zwischen den Vernehmungen traf Nelson Mitglieder seiner Familie. Winnie kam in Begleitung der Madiba-Kusinen. Er scherzte mit den Mädchen und sagte ihnen, sie sollten gut auf Nkosikazi aufpassen. »Ich mache mir Sorgen wegen der vielen jungen Männer da draußen.« Sie rümpften die Nase und antworteten: »Die halten uns für verheiratet und sie für ledig. Uns gucken die noch nicht einmal an.« Nelson lachte und meinte, das glaube er nicht, wo sie doch alle solche Schönheiten seien. Die Kinder durfte Winnie nicht mitbringen, und deshalb schickte er Zeni und Zindzi jeweils ein Spielflugzeug.

Am Tag der Urteilsverkündung gab es einen noch größeren Ansturm von Angehörigen und Anhängern. Der Johannesburger *Star* berichtete: »Als alle den Afrikanern vorbehaltenen Plätze besetzt waren, schloß die Polizei die Türen und räumte die Straße vor dem Gerichtsgebäude. Hunderte von Afrikanern wurden einen Block weiter zurückgehalten und der Verkehr umgeleitet. Auf dem ganzen Gelände befand sich ein starkes Polizeiaufgebot, darunter auch

Beamte mit Provianttaschen, die Tränengasbomben enthielten.«

Der Bericht fuhr mit der Feststellung fort, im Gerichtssaal sei jeder der 150 für ›Nicht-Europäer‹ vorgesehenen Sitzplätze besetzt, und auch die Europäer-Galerie sei voll gewesen, und es habe spontanen, wenn auch gedämpften Beifall gegeben, als Nelson in Polizeibegleitung erschien und seinen Platz auf der Anklagebank einnahm. Er wandte sich zur Menge um, und als er die geballte Faust zum traditionellen Gruß emporreckte und dreimal *Amandla!* (Die Macht!) rief, erhob sich die Menge und antwortete *Ngawethu!* (Dem Volk!)

Der Friedensrichter verlas seine Beurteilung des Falles. Er behauptete, Mandela sei »der Führer, Anstifter, das Hauptsprachrohr und der Kopf der gesamten Organisation«, und fügte hinzu: »Wenn man Leute aufwiegelt, ein Verbrechen zu begehen, indem man sie dazu drängt, gegen ein Gesetz zu protestieren, so ist das dasselbe, als begehe man das Verbrechen selbst.« Außerdem wies er noch darauf hin, es sei für bestimmte Klassen von Afrikanern eine Straftat, wenn sie sich von der Arbeit ohne Grund entfernten.

Der Bericht des *Star* hielt auch fest, daß »Mandela es während des 40-minütigen Resümees des Friedensrichters bewußt vermied, diesen anzuschauen. Er ließ den Blick durch den Gerichtssaal schweifen, nickte und lächelte Freunden zu. Auch die Zuschauer waren nicht aufmerksam. Die juristische Terminologie ging über ihren Horizont. Doch während der Erklärung Mandelas hörten sie aufmerksam zu.«

Nelsons Rede dauerte siebzig Minuten. Er sprach »... von seiner Jugend, wie die Erzählungen von Stammesheroen, die in der guten alten Zeit vor der Ankunft des weißen Mannes gelebt hatten, seine Phantasie beflügelten, und wie er sein Leben der Befreiung seines Volkes gewidmet hatte. Er sprach von den Schwierigkeiten, die er und sein Partner Oliver Tambo in

ihrem Beruf durchmachen mußten, wie man sie gezwungen hatte, ihre Praxis von Johannesburg in ein Afrikaner-Township zu verlegen, und wie sie sich dieser Verfügung widersetzt hatten. Er könne nicht mit seinem Bewußtsein leben, sagte er, und Gesetze akzeptieren, die seiner Ansicht nach ungerecht, unmoralisch und unerträglich seien.«

Nach Nelsons Rede ordnete der Friedensrichter eine zehnminütige Pause an, in der er über das Urteil befinden wollte. Die Tatsache, daß er nur zehn Minuten brauchte, um über Nelsons 70-minütige Ansprache nachzudenken, legt die Vermutung nahe, daß er seine Entscheidung bereits getroffen hatte. Das Gericht trat wieder zusammen und vernahm in gespannter Stille, wie der Friedensrichter Nelson zu drei Jahren Gefängnis wegen Aufwiegelung und zwei Jahren wegen Verlassen des Landes ohne Reisedokumente verurteilte. Als der Friedensrichter den Gerichtssaal verließ, wandte Nelson sich mit dem *Ruf Amandla!* zur Galerie und erhielt von dort die wohlbekanntes vielstimmige Antwort *Ngawethu!*, der das Lied *Nkosi Sikelel'i Afrika* folgte, das dann von der riesigen Menschenmenge aufgenommen wurde, die die Polizei aus dem Gerichtsgebäude hinausleitete. Die Frauen tanzten und stießen ihre Schreie aus, und die Leute hakten sich unter und gingen langsam die breite Straße hinab, bis sie sich in kleinere Gruppen aufteilten und auf den Heimweg machten.

Walter erhielt sechs Jahre Gefängnis, wurde aber gegen Kautions auf freien Fuß gesetzt und verschwand daraufhin sofort im Untergrund. Die Polizei stürzte sich auf seine Frau Albertina und nahm sie für 90 Tage in Gewahrsam.

Die Sabotageakte gingen weiter. Die Regierung wappnete sich dagegen mit dem 90-Tage-Haft-Gesetz, und nun verschwanden die Leute ganz nach Lust und Laune der Polizei und ohne jeglichen Prozeß im Gefängnis.

Für Nelson begann jetzt das Leben als verurteilter Häftling. Man brachte ihn ins Zentralgefängnis von Pretoria zurück und steckte ihn in Sträflingskleidung, wodurch er ein Teil der anonymen Gefängnisbevölkerung wurde. Er gesellte sich zur Gefangenenkolonne und zwang seinem Körper die Arbeit ab, die man von ihm verlangte, doch sein Verstand blieb rege und hielt jede Information über die Welt da draußen fest, die er bekommen konnte.

Später brachte man ihn unter schwerster Polizeibewachung nach Kapstadt und setzte ihn mit der Fähre nach Robben Island über, wo er in Einzelhaft gesteckt wurde. Hier begann er, sich auf ein Leben in Haft einzurichten, das nach dem Willen der Behörden den Rest seines Lebens dauern sollte.

Die ersten Monate verbrachte er nahezu in völliger Isolierung von der Außenwelt. Er durfte weder Briefe noch Besuche bekommen. Am 17. Dezember 1962 schrieb Winnie aus 8115 Orlando West an Mary Benson in London: »Man erlaubt mir in den ersten vier Monaten weder, ihm zu schreiben, noch ihn zu besuchen. Ich nehme an, ich werde ihn im April sehen.«

Sie sah ihn nicht im April, denn im Januar 1963 wurde sie gebannt. Nelson hörte davon über einen langjährigen Gefangenen, der inzwischen ein paar Privilegien besaß und Zugang zu den Zeitungen hatte. Es machte ihn vollkommen fertig. Er sagte sich zwar immer wieder, diese Vergeltungsmaßnahme sei wohl unausweichlich gewesen, aber es tröstete ihn nicht. Er hatte sich darauf verlassen, daß Winnie während seiner Abwesenheit die familiären Dinge regelte, doch jetzt wurde sie ernsthaft daran gehindert. Er machte sich Sorgen um sie, sorgte sich um die Kinder und litt in seiner Zelle unter fürchterlichen Alpträumen. Er erwachte dann schweißgebadet, und die Deutlichkeit der nächtlichen Warnungen verfolgte ihn tagelang, obwohl er während seiner routinemäßigen Sträflingspflichten nicht über sie

nachzudenken versuchte. Ihm war klar, Winnie konnte man nicht in Schach halten, mit ihrer impulsiven und eigensinnigen Art würde sie sich immer wieder mit der Polizei messen. Der Bannspruch gegen sie war eine wohlüberlegte, genau zu diesem Zweck aufgestellte Falle. Wie sich im Laufe der Jahre zeigen sollte, erwiesen sich seine schlimmsten Befürchtungen als wahr.

Winnie hatte eine schwere Verantwortung zu tragen. Es galt, die Kinder zu versorgen. Sie tat wirklich, was sie konnte, und war dankbar dafür, daß sie einen Job und ein Einkommen hatte. Den ganzen Tag über lächelte sie tapfer – nachts war das eine andere Geschichte. Manchmal hatte sie das Gefühl, sie müßte vor Einsamkeit verrückt werden.

Zeni und Zindzi blieben die tragischen Veränderungen, die sich in der Familie zugetragen hatten, noch verborgen, den älteren Kindern waren sie bewußt.

»Als Tata verhaftet wurde«, erinnert sich Makgatho, »gingen Tembi und ich in Manzini im Swaziland zur Schule. Die Lehrer erzählten uns von seiner Verhaftung, und Tembi sprach mit mir darüber. Ich weiß nicht mehr, was er sagte, aber ich glaube, er verstand besser als ich, was vor sich ging. Ich begann zu verstehen, was es bedeutete, als Tata uns in den Ferien nicht mehr von der Schule abholte. Statt dessen kam Mum Winnie und brachte uns zur Schule in Swaziland. In der ersten Zeit, als Tata im Gefängnis saß, nahm sie uns in seinem Wagen mit. Später fuhr uns Tatas Freund Brian Somara und lieferte uns im großen Haus von Pfarrer Hooper ab. Ich fand es komisch, daß er in seinem Haus für uns keinen Platz hatte. Wir wohnten bei Ma Mashwana, Pfarrer Hoopers Dienstmädchen, in ihrem kleinen Zweizimmerhaus, das schon überfüllt war, weil es da fünf Leute in der Familie gab. Eine Weile später gesellte sich Zwelakhe Sisulu zu uns, und wir bauten uns unsere eigene Hütte.

Wir kamen einmal im Jahr nach Hause, der Wagen holte uns ab. Wir hatten keine Pässe, und deshalb konnten wir nicht mit dem Zug oder dem Bus über die Grenze fahren. Doch wir lernten von unseren Freunden, wie man die Grenze überwinden konnte, und dann brauchte uns Mum Winnie keinen Wagen mehr zu schicken. Wir fuhren mit dem Zug oder Bus bis dicht an die Grenze. Die überquerten wir dann bei Nacht zu Fuß. Es gab da einen Inder, der ein Taxi hatte, und der wartete an der Piet Retief Grenze auf uns und brachte uns nach Johannesburg. Makie fing ein paar Jahre später auch mit der Schule in Swaziland an. Sie ging aber nicht mit auf unsere Tour. Mum Winnie hatte es geregelt, daß sie bei jemand mit in den Paß kam, und mit denen fuhr Makie dann.

Tata war aus unserem Leben verschwunden. Die Heimkehr war nicht mehr wie früher. Wir vermißten Tata schrecklich, und wir hörten nichts mehr von ihm. In der Zeit schrieb er uns nicht, und wir wußten nicht, wie wir ihm schreiben konnten. Er war im Gefängnis, und es war alles sehr seltsam, und irgendwie hatten wir auch Angst. Ich verlor meinen Tata und wußte nicht, daß ich ihn verlor. Es passierte einfach. Wir lebten das ganze Jahr über in Manzini, und die Mashwanas wurden unsere Familie. Unsere Mama schickte uns Geld für die kleinen Dinge, aber für die großen, für Schulgebühren und Unterkunft, war kein Geld da.«

Winnie wurde inzwischen von der Polizei regelrecht gejagt. Am 7. Mai 1963 schrieb sie aus dem Jugendwohlfahrtsamt in der Fox Street, wo sie arbeitete, an Mary Benson: »Die Situation scheint mit jedem Tag schlimmer zu werden. Jetzt soll ich einen bestimmten Teil meiner Bannauflagen durch den Besuch von Versammlungen verletzt haben. Die Verhandlung ist am 30. September. Ich glaube, diese Leute sind ganz wild darauf, mich zu verurteilen, und könnten deshalb so tief sinken, daß sie gegen mich falsche Beweise konstruieren.«

Nelson durfte am 13. Juli, acht Monate nach seiner Inhaftierung, zum ersten Mal Besuch empfangen. Am 12. Juli hatte die Polizei in Rivonia ihre spektakulären Verhaftungen vorgenommen. Selbst wenn die Mandelas davon Kenntnis hatten, hätten sie nicht darüber sprechen können.

Rivonia

»Donnerstag nacht, 11. Juli 1963. Ein Bäcker- und ein Wäschereiwagen rollen die lange Auffahrt zu einem vornehmen Haus in Rivonia, einem eleganten nördlichen Vorort von Johannesburg, hinunter. Aus den Lieferwagen springen Polizisten heraus, schwärmen aus und umstellen das Haus und die Nebengebäude. Sie führen zwei scharfe Polizeihunde mit sich. Ein Beamter dringt in einen großen Raum in einem der Nebengebäude ein, wo 16 Leute vor Überraschung erstarren.

Einer von ihnen – Walter Sisulu, ehemaliger Generalsekretär des ANC, hinter dem die Polizei seit mehreren Monaten her ist – springt zu einem der Fenster. Draußen zwingt ihn jedoch ein zähnefletschender Polizeihund zurück. Ein anderer Mann versucht ebenfalls zu fliehen, wird aber von einem Hund zu Boden geworfen.

Da erkennen sie, daß es vorbei ist.

Handschellen klicken, und alle bis auf einen leisten keinerlei Widerstand. Bei demjenigen, der die angebotenen Handschellen dankend ablehnt, handelt es sich um Ahmed (>Kathy<) Kathrada, ein bekanntes ehemaliges Mitglied des Inder-Kongresses, nach dem die Polizei ebenfalls auf der Suche war, seit er vor ein paar Monaten aus seinem Hausarrest verschwunden ist. Ihm streift man die Handschellen mit Gewalt über.

Während Detektive ins Haus ausschwärmen und sich über das neun Hektar große Grundstück verteilen, treibt man die Verhafteten zusammen, um sie in einen 90tägigen Gewahrsam zu bringen. Unter den Verhafteten befinden sich auch Govan

Mbeki aus Port Elizabeth, Lionel Bernstein, der sowieso jeden Tag zwölf Stunden in Haft verbringen mußte, Dennis Goldberg, ein ehemaliges Mitglied des Kongresses der Demokraten, und B. A. Hepple, ein Johannesburger Anwalt.

Sie werden begleitet von dem bekannten südafrikanischen Künstler Arthur Goldreich, seiner Frau Hazel und Dr. Hilliard Festenstein. Mr. Goldreich war kurz nach Beginn der Razzia auf das Grundstück gefahren. Als er erkannte, daß etwas nicht stimmte, versuchte er, wieder auf die Straße zu wenden, Polizisten kletterten jedoch auf die Motorhaube seines Wagens, und man zwang ihn mit vorgehaltenem Revolver zum Anhalten. Mrs. Goldreich wurde ebenfalls verhaftet, als sie auf das Grundstück fuhr, und Dr. Festenstein, einen Mediziner, nahm man unter ähnlichen Umständen fest.«

So beschreibt *Drum* die folgenreichen Verhaftungen von Rivonia. Nach der Razzia gab die Polizei bekannt, sie habe zahlreiche Dokumente, einen Radiosender und andere Beweismittel aufgestöbert.

Außerdem erklärte sie, sie hätte dem Untergrund-ANC und der Bewegung *Umkhonto we Sizwe* das Rückgrat gebrochen.

Bei der Razzia waren keine Journalisten anwesend, und auch mehrere Tage danach durfte sich niemand in der Nähe des Hauses aufhalten.

Alle, die man in Rivonia gefangengenommen hatte, hielt man aufgrund des 90-Tage-Haft-Gesetzes fest. Wolpe und Goldreich gelang während dieser Zeit die Flucht aus dem Gefängnis, gegen Kantor und Hepple wurde die Anklage fallengelassen. In der Zwischenzeit nahm die Polizei weitere Verhaftungen vor. Für Nelson hatte man in seiner Zelle eine Überraschung parat. Man brachte ihn unerwartet und in aller Eile von Robben Island nach Pretoria und erlaubte ihm schließlich, seine Anwälte Bram Fischer, Arthur Chaskalson und Joel Joffe zu sprechen. Der Prozeß, den man ›In Sachen

des Staates gegen das Nationale Oberkommando« oder auch »Nelson Mandela und die anderen neun« nannte, wurde am 9. Oktober 1963 im Justizpalast in Pretoria eröffnet. Nelson war Hauptangeklagter.

Das einzig Positive, das der Prozeß mit sich brachte, war, daß Nelson im Gericht Familienangehörige und Freunde wiedersah, doch er vermißte Winnie. Wegen ihres Banns mußte sie für den Besuch des Gerichts eine Sondergenehmigung beantragen, und die verweigerte man ihr. Als sei es damit noch nicht genug, durchsuchte die Polizei ihr Haus und verhaftete einen jungen Verwandten, der bei Winnie wohnte. Auch die Familien von anderen Verhafteten hatten zu leiden. So hielt man zum Beispiel Albertina Sisulu und Caroline Motsoaledi aufgrund des 90-Tage-Haft-Gesetzes fest.

Der Prozeß begann. Winnie besaß immer noch keine Genehmigung und reichte deshalb ein persönliches Gesuch beim Premierminister ein. Er lenkte ein, drohte aber gleichzeitig an: »Sollte Ihre Anwesenheit oder Ihr Auftreten im Gericht, sei es durch die Art Ihrer Kleidung oder auf irgendeine andere Weise, zu einem Zwischenfall führen oder solche Zwischenfälle von Ihnen oder anderen Anwesenden hervorgerufen werden, wird diese Genehmigung sofort zurückgezogen.« Als der Prozeß am 14. April fortgesetzt wurde, war Winnie, in unaufdringlicher europäischer Kleidung, anwesend. Nelson konnte sich nur stillvergnügt darüber amüsieren, wie sehr das bloße Erscheinen seiner Frau das System ins Schleudern brachte, seinen Gedanken hingegen gab ihre körperliche Anwesenheit enormen Auftrieb. Während der Verhandlungspausen hatte man Zeit, einander zu berühren und zu erfahren, was es in der Familie Neues gab.

Am 2. November 1963 schrieb Winnie an Mary Benson in London:

»Ich war begeistert, als ich von Nels Erfolgen erfuhr. Es war schon eine phantastische Leistung gegen eine unglaubliche Übermacht. Leider konnte ich ihm nicht persönlich gratulieren, weil ich eine Sondergenehmigung brauchte, um mit ihm, der ja selbst auch unter Bann steht, zu sprechen. Mein Anwalt hat für mich sowohl die Genehmigung erkämpft, daß ich mit Nel über seine Verteidigung sprechen durfte, als auch die Erlaubnis, nach Pretoria zu fahren. Ich sah Nel für eine halbe Stunde unter unmöglichen Bedingungen. Mit zahlreichen Beamten neben mir, die zuhören mußten, war es mir nicht erlaubt, auch nur mit einem Wort über etwas anderes zu reden als die Verteidigung. Er hat viel abgenommen, das ist ihm vom Doktor empfohlen worden. Die örtliche Presse hat, was sein Aussehen angeht, übertrieben.«

Anklage: Aufruhr und Revolution

Der Prozeß ›In Sachen des Staates gegen das Nationale Oberkommando und andere‹ wurde am 9. Oktober 1963 vor dem Obersten Bundesgericht Südafrikas (Gerichtsbezirk Transvaal) eröffnet.

Nelson Mandela, Walter Sisulu, Dennis Goldberg, Govan Mbeki, Ahmed Mohamed Kathrada, Lionel Bernstein und Raymond Mhlaba identifizierte man als Mitglieder des Oberkommandos und des *Umkhonto we Sizwe*. Die anderen Angeklagten waren laut Polizeiregister: James Kantor, Elias Motsoaledi, Andrew Mlangeni und Bob Alexander Hepple.

In der zweiten Anklageschrift wurde der Prozeß als ›In Sachen des Staates gegen Mandela und andere‹ bezeichnet. Man beschuldigte sie der Sabotage und des Versuchs, in Konspiration mit gebannten Personen und Organisationen und unter Mithilfe militärischer Einheiten aus dem Ausland in der Republik Südafrika eine gewaltsame Revolution in Gang setzen zu wollen. Zu den gebannten Personen gehörten Michael Harmel, Percy Hodgson, Joe Slovo, Harold Strachan, Harold Wolpe, Moses Kotane, Tennyson Makiwane, John Joseph Marks, Johannes Modise, Philemon Duma Nokwe, James Jose Radebe, Robert Resha und Oliver Tambo, und bei den unter Bann stehenden Organisationen handelte es sich um die Kommunistische Partei Südafrikas und den Afrikanischen Nationalkongreß.

In seiner Eröffnungsrede behauptete der Staatsanwalt Percy Yutar: »Die Beschuldigten haben bewußt und heimtückisch Straftaten und zerstörerische Akte im ganzen Lande geplant und organisiert, die sich sowohl gegen Amtsgebäude und die

Wohnungen von Staats- und Kommunalbeamten als auch gegen alle Wege und Arten der Nachrichtenübermittlung richteten.

Das Ziel dieser Aktionen war, die Republik Südafrika in Chaos, Unordnung und Aufruhr zu stürzen, was nach ihrem Plan noch dadurch beschleunigt werden sollte, daß man im ganzen Land Tausende von ausgebildeten Guerillaeinheiten operieren ließ, die in verschiedenen Gegenden sowohl von örtlichen Einwohnern als auch von besonders ausgesuchten und in diese Regionen abkommandierten Männern eingesetzt werden sollten. Mit ihrem kombinierten Vorgehen beabsichtigte man, Verwirrung, gewaltsame Aufstände und Rebellion zu schüren, der im geeigneten Augenblick die bewaffnete Invasion des Landes durch militärische Einheiten einer fremden Macht folgen sollte.

Inmitten des dadurch entstehenden Chaos, Aufruhrs und der Unordnung wollten die Angeklagten dann eine Provisorische Revolutionsregierung errichten, um die Verwaltung und die Kontrolle des Landes zu übernehmen.«

»In der zweiten Hälfte des Jahres 1961«, fuhr der Staatsanwalt in seiner Anklage fort, »hatte der Afrikanische Nationalkongreß beschlossen, mit einer Politik der Gewalt und Zerstörung, also einer Sabotagepolitik, zu beginnen, um seine politischen Vorstellungen und Ziele zu erreichen. Zu diesem Zweck hatte man den *Umkhonto we Sizwe* (Speer der Nation) gegründet, für den oft auch das Kürzel ›MK‹ verwendet wird. Diese Organisation rekrutierte sich aus Anhängern, die bereit waren, für was auch immer zu sterben. Der MK wurde der politischen Führung des Nationalen Befreiungskomitees und der Nationalen Exekutive dieses Komitees unterstellt, in dem alle in diesem Lande unter Bann stehenden Organisationen, insbesondere der Afrikanische Nationalkongreß und die Kommunistische Partei Südafrikas, vertreten waren, doch

zwecks Aufsicht und Anleitung unterstellte sich der MK selbst dem sogenannten Nationalen Oberkommando.«

»Diese Organisationen«, so der Staatsanwalt weiter, »gingen in den Untergrund und erwarben die Farmen ›Lilliesleaf‹ in Rivonia und ›Travelain‹ in Krugersdorp, um von dort aus ihre Untergrundtätigkeit zu leiten.«

Der Staatsanwalt behauptete, ›Lilliesleaf‹ sei im August 1961 von einem gewissen Vivian Ezra (dem Schwager des KP-Mitglieds Michael Harmel) für 25000 Rand gekauft worden, wobei er angeblich als Treuhänder der Firma Navian (Pty) Limited auftrat, bei der er und Harold Wolpe, ein anderer namentlich erwähnter Kommunist, Direktoren waren. Alle Transaktionen zum Erwerb des Grundstücks seien über das Büro von James Kantor gelaufen, und man habe den Besitz schließlich für 100 Rand im Monat an Arthur Goldreich vermietet, der dann dort mit seiner Frau Hazel und ihren beiden kleinen Kindern eingezogen sei. Die Goldreichs hätten im Hause und draußen »Bantupersonal beschäftigt, um so nach außen hin den Eindruck zu erwecken, das Grundstück werde ganz legal für landwirtschaftliche Zwecke genutzt und sei dazu bestimmt, regelmäßig die dort erzeugten Produkte an die Nachbarn in der näheren Umgebung und selbst an die Beamten der örtlichen Polizeiwache zu verkaufen.«

»Die Nebengebäude«, behauptete der Staatsanwalt, »wurden, neben anderen, von Nelson Mandela unter seinem Decknamen David, von Walter Sisulu, den man Allah nannte, und von Ahmed Mohammed Kathrada, dessen Deckname Pedro war, bewohnt. Unter weiteren Bewohnern befanden sich Govan Mbeki, ein auch unter dem Namen Dhlamini bekannter Kommunist, und Raymond Mhlaba. Häufige und regelmäßige Besucher im Rivonia-Haus waren Dennis Goldberg, der noch einen Schritt weiter ging und zwei fiktive Namen hatte, nämlich Williams und Barnard; Lionel Bernstein, ein

bekannter Kommunist; Harold Wolpe; Joe Slovo, auch ein bekannter Kommunist; und Michael Harmel, ebenfalls als Kommunist bekannt.«

Nach Ansicht des Staatsanwalts war Rivonia das Zentrum des Afrikanischen Nationalkongresses und der Kommunistischen Partei Südafrikas sowie der Sitz des Nationalen Oberkommandos. Die Führer hätten den sogenannten M-Plan (Mandela-Plan) verfolgt, der eine Zentralgewalt in Rivonia und über das ganze Land verstreute Komitees auf regionaler Ebene und darunter vorgesehen habe. Der Plan habe auch das Zellsystem der Kommunistischen Partei umfaßt, und man habe außergewöhnliche Schritte unternommen, um vom kleinsten Straßenwart und Zellenleiter bis hinauf zu den Führern in Rivonia die größtmögliche Geheimhaltung sicherzustellen.

Das Nationale Oberkommando, brachte der Staatsanwalt vor, habe eine komplette Radiosendeanlage, die als ›Radio Freiheit‹ bekannt gewesen sei, errichtet, über die Walter Sisulu eine Botschaft an die Anhänger und Sympathisanten ausgestrahlt habe, nachdem er von Govan Mbeki den Hörern vorgestellt worden sei. Eine in Rivonia gefundene Tonbandaufnahme und eine getippte Abschrift des Bandes wurden als Beweismittel vorgelegt.

Den Angeklagten sei, so der Staatsanwalt, von zahlreichen afrikanischen Staaten und einigen Ländern in Übersee militärische und finanzielle Hilfe zugesagt worden. Zum Beweis dafür legte er zwei längere Dokumente in der Handschrift Mandelas vor.

Des weiteren behauptete Mr. Yutar, der MK habe zahlreiche junge ›Bantu-Männer‹ ohne Erlaubnis ihrer Eltern oder Verwandten von zu Hause fortgebracht und sie in kleinen Gruppen unter der Führung von vertrauenswürdigen Agenten und Helfershelfern der Beschuldigten über die Grenze

geschleust, damit sie in der Taktik des Guerillakrieges, wie er in China, Algerien und Kuba geführt worden sei, ausgebildet würden. Man habe den Rekruten falsche Namen und Adressen verpaßt und sie im voraus mit falschen Angaben präpariert, die sie gegenüber der südafrikanischen Polizei machen sollten, falls man sie unterwegs anhielt.

Außerdem behauptete Yutar, es seien mehrere Fluchtwege benutzt worden, und die Polizei habe Karten gefunden, auf denen einige in der Gegend von Rivonia eingezeichnet seien. Elias Motsoaledi und Andrew Mlangeni bezeichnete er als Hauptrekruteure. Waren die Rekruten erst einmal hinter der Grenze, so habe man sie zu den Ausbildungszentren geflogen, was pro Flugzeugladung von 20 Mann 30 000 Rand gekostet habe. Der erste Halt auf diesen Routen sei Tanganjika gewesen; von dort habe man sie in verschiedene Länder, darunter Algerien, Ägypten und Äthiopien, geschickt, wo sie eine intensive militärische Ausbildung in Sabotage und Guerillakriegführung erhalten hätten.

Mr. Yutar erklärte dem Gericht, für die Grundausbildung der jungen Bantu-Rekruten sei in Mamre im kapländischen Distrikt Darling eine besondere Schule unter der Leitung und Aufsicht von Dennis Goldberg eingerichtet worden, der von den Rekruten verlangt habe, ihn mit ›Genosse Kommandant‹ anzureden. Eine andere führende Persönlichkeit an dieser Schule sei Looksmart Solwandle Ngudle gewesen, den der Staatsanwalt als Führer des Kapstadter *Umkhonto* und als für die Gewaltakte in dieser Stadt verantwortlich bezeichnete. Bei seiner Festnahme habe man eine große Menge Sprengstoff und eine Schußwaffe gefunden. (Looksmart ›starb‹ später als erster politischer Häftling an den Folgen der Folter im Gefängnis).

Die Staatsanwaltschaft legte 250 in Rivonia beschlagnahmte Dokumente vor, darunter viele Standardwerke über den Marxismus, die Geschichte der europäischen Bürgerkriege und

Revolutionen, den Guerillakrieg, Handbücher über Gesteinssprengung, Karten, Rechnungskopien, Quittungen, Blaupausen, Steuerbelege und einen auf David Motsamai (Nelsons Deckname im Untergrund) ausgestellten Paß.

Die Anklage stützte sich letztlich auf die Aussagen von zwei *Umkhonto*-Mitgliedern, die zu Zeugen der Staatsanwaltschaft geworden waren und zu ihrem Schutz als X und Z bezeichnet wurden. Sie gaben ihre Sabotageakte freimütig zu, da man ihnen Straffreiheit zugesichert hatte, wenn sie ausreichende Beweise lieferten. Sie verrieten nicht nur ihre Kameraden, sondern frisierten ihre Erzählungen, um der Polizei zu Diensten zu sein. In ihren Erzählungen hatten ANC und *Umkhonto* keinerlei Eigenständigkeit, sondern verwandelten sich mehr oder weniger in Teile der Kommunistischen Partei.

X bezeichnete sich selbst als Saboteur, Mitglied des ANC (Beitritt im Jahre 1957) und Mitglied der Kommunistischen Partei Südafrikas. Er hatte als Sekretär bei der African Municipal Workers Union (Afrikanische Gewerkschaft der Städtischen Angestellten), die dem Südafrikanischen Kongreß der Gewerkschaften (SACTU) angeschlossen war, gearbeitet und wollte dafür die recht merkwürdigen Beträge von sechs bis zehn Rand im Monat erhalten haben.

irklich unzufrieden, behauptete er, sei er erst 1963 geworden. Bis dahin habe er die Kommunistische Partei als Vertreter des ANC angesehen und den *Umkhonto* als ein Instrument des ANC unterstützt. 1963 habe er dann jedoch entdeckt, daß ANC und *Umkhonto* in Wirklichkeit Werkzeuge der Kommunistischen Partei seien. Er habe für den ANC sein Leben eingesetzt und die Verhaftung riskiert und nie den Glauben an dessen Ideale verloren. »Ich will damit sagen, ich habe die ganze Zeit geglaubt, daß das, wofür der ANC sich einsetzte, gut war und gut ist, doch was mir alle Illusionen nahm, war das Verhalten der Führer.« Mandela schloß er aus

dieser Desillusionierung aus. Die anderen Führer, behauptete er, würden den ANC nicht repräsentieren. Sie seien Kommunisten. »Der ANC stand unter dem Eindruck, der *Umkhonto we Sizwe* sei eine Organisation, die zu ihm gehörte, während er doch in Wirklichkeit eine Organisation der Kommunisten war.«

Er meinte, die KP habe ihre Mitglieder 1963 angewiesen, die ANC-Bezirke zu infiltrieren und die Führung an sich zu reißen. Dies sei in den KP-Zellen diskutiert und die Mitglieder dahingehend instruiert worden, die Bezirksgruppen Zug um Zug zu übernehmen und die Macht an die Kommunisten zu übergeben.

Auch im *Umkhonto* selbst habe er seine Illusionen verloren, als er merkte, daß man sich nicht um die Rekruten kümmerte, die Führer eine Menge Geld besaßen und dann auch noch das Land verließen.

Den qualitativen Unterschied zwischen dem ANC und der KP machte er daran fest, daß jener sage, die Reichtümer gehörten dem Volk, während diese der Meinung sei, sie gehörten den Arbeitern. Nach Eintritt in die Partei, so erklärte er, habe er entdeckt, daß sie das Volk in Klassen spalte.

Mr. Berrange nahm X scharf ins Kreuzverhör, doch der blieb bei seinen Behauptungen. Berrange stellte jedoch fest, daß X eine Laufbahn in der Kleinkriminalität hinter sich habe und dreimal wegen Diebstahls zu insgesamt viereinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden sei.

Mr. Z gab zu Protokoll, er sei 1951 in den ANC eingetreten und habe es im Bezirk Westbank bis zum Sekretär gebracht. Er habe jeglichen Respekt verloren vor ANC-Führern wie Oliver Tambo, der sich aus dem Staub gemacht habe. Als der ANC gebannt worden war, habe Govan Mbeki sie angewiesen, geheime Zellen aufzubauen, die Regierung wirtschaftlich und militärisch lahmzulegen und auf Informanten achtzugeben.

Man habe ihm erzählt, zwei Informanten seien erschossen worden. Vom MK rekrutierte Freiwillige seien als *Amadelakufa* (Märtyrer im Sinn von Todesbringer) bekannt und würden beauftragt, zu töten und Flugblätter zu verteilen. Dies sei eine bewußte Verfälschung des Amadelakufa-Konzeptes.

Die Anklage schloß ihre Darlegung des Falles nach fünf Monaten am 29. Februar 1964 ab.

Nelsons Verteidigung

Die Verteidigung begann mit ihrer Darlegung des Falles am 20. April 1964. Hauptverteidiger Bram Fischer wandte sich an das Gericht und erklärte, die Angeklagten Nummer drei, fünf und sechs, Goldberg, Bernstein und Mhlaba, seien nicht Mitglieder des Oberkommandos. Außerdem wies er darauf hin, der *Umkhonto* sei nicht...

Fischer steht unter Bann und darf – obwohl bereits verstorben – in Südafrika nicht zitiert werden.

Dr. Yutar, dem Staatsanwalt, schmeckte es nicht, daß Mandela nur auf der Anklagebank saß, da er wußte, er würde von dort aus ein starkes politisches Plädoyer halten. Das wollte er natürlich verhindern, bloß wie? Schließlich machte er den Angeklagten ein wenig zaghaft darauf aufmerksam, eine Erklärung von der Anklagebank habe nicht dasselbe Gewicht wie eine Aussage unter Eid, doch das wisse er ja sicher bereits.

Erklärung des Hauptangeklagten Nelson Mandela von der Anklagebank

Alles, was ich getan habe, tat ich aufgrund der Erfahrungen, die ich in Südafrika gemacht habe, und weil ich auf meine afrikanische Herkunft stolz bin.

»Euer Ehren, ich stehe hier als Hauptangeklagter. Ich bin Bakkalaureus der Geisteswissenschaften und habe eine Reihe von Jahren in Johannesburg in einer Sozietät mit Mr. Oliver Tambo als Anwalt gearbeitet. Als verurteilter Häftling verbüße ich eine Strafe von fünf Jahren Gefängnis, weil ich das Land

ohne Genehmigung verlassen und Ende Mai 1961 zu einem Streik aufgerufen habe.

Ich bin einer derjenigen gewesen, die den *Umkhonto we Sizwe* mitgegründet haben, das gebe ich von vornherein zu, und habe bis zu meiner Verhaftung im August 1962 darin eine herausragende Rolle gespielt.

Die Andeutung, das möchte ich noch voranschicken, die die Staatsanwaltschaft in ihrer Eröffnungsrede gemacht hat, der Kampf in Südafrika stehe unter dem Einfluß von Fremden oder Kommunisten, entbehrt jeder Grundlage. Alles, was ich getan habe, ob als Individuum oder als Führer meines Volkes, tat ich aufgrund der Erfahrungen, die ich in Südafrika gemacht habe und weil ich auf meine afrikanische Herkunft stolz bin, und nicht weil irgendein Außenstehender mir irgendetwas gesagt haben könnte.

Während ich in der Transkei aufwuchs, hörte ich die Geschichten der Stammesältesten, die aus den alten Zeiten berichteten, darunter auch jene über die Kriege, die unsere Vorfahren zur Verteidigung des Vaterlandes führten. Namen wie Dingane und Bambata, Hintsa und Makana, Squngathi und Dalasile, Moshoeshoe und Sekukhuni waren der Stolz der ganzen afrikanischen Nation. Ich hoffte damals, das Leben werde mir Gelegenheit geben, meinem Volk zu dienen und meinen eigenen bescheidenen Beitrag zu seinem Freiheitskampf zu leisten. Alles, was man mir hier zur Last legt, tat ich aus diesen Motiven heraus.«

Sabotageakte habe ich nicht leichtfertig geplant oder etwa, weil ich in die Gewalt verliebt bin.

»Von dem, was dem Gericht gegenüber bisher vorgebracht worden ist, ist einiges wahr und einiges unwahr. Ich bestreite keineswegs, daß ich Sabotageakte geplant habe. Ich plante sie

jedoch nicht leichtfertig, oder weil ich etwa in die Gewalt verliebt bin. Sie waren vielmehr das Ergebnis einer kühlen und nüchternen Einschätzung der politischen Lage, die nach so vielen Jahren der Tyrannei, Ausbeutung und Unterdrückung, die mein Volk von den Weißen zu erdulden hatte, entstanden war.«

Die Anwendung von Gewalt durch das afrikanische Volk ist unserer Ansicht nach als Resultat der Politik der Regierung unausweichlich geworden.

»Daß ich einer derjenigen war, die den *Umkhonto* mitbegründeten, habe ich bereits erwähnt. Ich und die anderen, die die Organisation ins Leben riefen, taten dies aus zwei Gründen. Zum einen waren wir der Ansicht, eine Anwendung von Gewalt durch das afrikanische Volk sei als Resultat der Regierungspolitik unausweichlich geworden, und falls man zur Stabilisierung und Steuerung der Gefühle unseres Volkes keine verantwortungsbewußte Führung bereitstellte, würde es zu terroristischen Ausbrüchen kommen, die zwischen den verschiedenen Rassen dieses Landes eine derartige Verbitterung und Feindschaft hervorrufen würden, wie das sonst nicht einmal im Kriege geschieht.

Zum anderen waren wir der Meinung, ohne Anwendung der Sabotage stände dem afrikanischen Volk kein Weg mehr offen, um seinen Kampf gegen das Prinzip der weißen Vorherrschaft siegreich zu bestehen. Alle legalen Möglichkeiten, seine Opposition gegen dieses Prinzip zum Ausdruck zu bringen, waren durch die Gesetzgebung versperrt worden, und man drängte uns dadurch in eine Position, in der wir entweder die Minderwertigkeit als Dauerzustand zu akzeptieren hatten oder der Regierung die Stirn bieten mußten.

Wir wählten den Kampf gegen die Regierung. Zunächst brachen wir das Gesetz auf eine Weise, bei der wir jede Zuhilfenahme von Gewalt vermieden, und erst als man gegen diese Kampfform mit gesetzgeberischen Mitteln vorging und die Regierung eine Machtdemonstration veranstaltete, um sich die Opposition auf ihre Politik zurechtzustutzen, erst da entschieden wir uns dafür, Gewalt mit Gegengewalt zu beantworten.

Die Gewalt, für die wir uns entschieden, hatte jedoch nichts mit Terrorismus zu tun. Alle, die wir den *Umkhonto* gründeten, waren Mitglieder des Afrikanischen Nationalkongresses, und hinter uns lag die ANC-Tradition der Gewaltlosigkeit und der Verhandlungen als dem Mittel zur Lösung politischer Kontroversen. Wir vertraten die Ansicht, Südafrika gehöre allen Menschen, die darin lebten, und nicht einer einzigen Gruppe, sei sie nun schwarz oder weiß. Wir wollten keinen Krieg zwischen den Rassen und versuchten, ihn bis zur letzten Sekunde zu vermeiden. Falls das Gericht darüber Zweifel haben sollte, so wird sich herausstellen, daß die gesamte Geschichte unserer Organisation das erhärtet, was ich gesagt habe und was ich noch sagen werde, wenn ich die Taktik beschreibe, zu deren Anwendung sich der *Umkhonto* entschloß. Zu diesem Zweck möchte ich zunächst mit ein paar Worten auf den Afrikanischen Nationalkongreß eingehen.«

37 Jahre lang hat der ANC an einem ausschließlich verfassungskonformen Kampf festgehalten.

»Der Afrikanische Nationalkongreß wurde im Jahre 1912 gegründet, um die durch den South Africa Act (Südafrikagesetz) bereits erheblich eingeschränkten Rechte des afrikanischen Volkes zu verteidigen, das damals durch den Native Land Act (Landgesetz, durch das die Eingeborenen in

meist unfruchtbare Reservate abgeschoben wurden) bedroht wurde. 37 Jahre lang, das heißt bis 1949, hielt der ANC strikt daran fest, den Kampf in den Grenzen der Verfassung zu führen. Er brachte Forderungen und Resolutionen vor und entsandte Delegationen zur Regierung, weil er der festen Überzeugung war, die Beschwerden der Afrikaner könnten durch eine friedliche Diskussion geregelt werden, und sie könnten allmählich in den Besitz der vollen politischen Rechte gelangen. Die weißen Regierungen zeigten sich davon jedoch unberührt, und die Rechte der Afrikaner wurden eher geringer statt größer. Um es mit den Worten meines Führers, Häuptling Luthuli, der 1952 Erster Vorsitzender des ANC wurde und später den Nobelpreis verliehen bekam, zu sagen (ich zitiere):

›Wer würde bestreiten wollen, daß ich 30 Jahre meines Lebens damit zugebracht habe, geduldig, maßvoll und bescheiden, aber vergeblich an eine verschlossene und verriegelte Tür zu klopfen? Was hat diese Mäßigung für Früchte getragen? In den letzten 30 Jahren ist eine Unzahl von Gesetzen zur Einschränkung unserer Rechte und unseres Fortschritts verabschiedet worden, so daß wir heute ein Stadium erreicht haben, in dem wir überhaupt keine Rechte mehr besitzen.<

Selbst nach 1949 war der ANC weiterhin entschlossen, Gewaltanwendung zu vermeiden. Damals vollzog sich jedoch eine Abkehr von den streng verfassungsgemäßen Mitteln des Protests, die man in der Vergangenheit angewandt hatte. Diese Abkehr fand ihren Ausdruck in dem Beschluß, gegen bestimmte Paragraphen der Apartheidgesetzgebung mit friedlichen, aber ungesetzlichen Demonstrationen zu protestieren. Gemäß dieser politischen Linie startete der ANC die Mißachtungskampagne, bei der ich für den Einsatz der Freiwilligen verantwortlich war. Diese Kampagne gründete sich auf die Prinzipien des passiven Widerstandes. Mehr als 8

500 Menschen brachen die Apartheidsgesetze und gingen dafür ins Gefängnis. Dennoch kam es im Verlauf dieser Kampagne von Seiten der Widerstandleistenden zu keinem einzigen Fall von Gewaltanwendung. Ich und 19 meiner Mitstreiter wurden wegen der Rolle, die wir bei der Organisierung der Kampagne gespielt hatten, verurteilt, und dieses Urteil fällte man nach dem Gesetz zur Zurückdrängung des Kommunismus, obwohl unsere Kampagne mit Kommunismus nichts zu tun hatte. Die Strafen wurden jedoch zur Bewährung ausgesetzt, weil der Richter befand, auf Disziplin und Gewaltlosigkeit sei überall und jederzeit nachdrücklich hingewiesen worden. Zu jener Zeit wurde die Freiwilligen-Sektion des ANC aufgebaut, und auch das Wort *Amadelakufa* (Märtyrer) verwendete man zum ersten Mal: die Freiwilligen wurden damals aufgefordert zu schwören, daß sie bestimmte Prinzipien einhalten würden. Es sind in diesem Fall Beweise eingebracht worden, die die Freiwilligen und ihren Eid betreffen, doch diese sind vollkommen aus dem Zusammenhang gerissen. Die Freiwilligen waren und sind keine Soldaten einer schwarzen Armee, die den Schwur auf einen Bürgerkrieg gegen die Weißen leistet. Sie waren und sind treue Mitarbeiter, die bereit sind, vom ANC initiierte Kampagnen zu führen, Flugblätter zu verteilen, Streiks zu organisieren oder zu tun, was für die fragliche Kampagne sonst notwendig ist. Sie werden als Freiwillige bezeichnet, weil sie freiwillig die Gefahr der Inhaftierung und Auspeitschung in Kauf nehmen, die die Gesetzgebung für solche Taten vorsieht.«

Der ANC ist keine kommunistische Organisation und wird es auch niemals sein.

»Während der Widerstandskampagne wurden der Public Safety Act (Gesetz über die öffentliche Sicherheit) und der Criminal Law Amendment Act (Nachtrag zum Strafgesetz) verabschiedet. Diese Bestimmungen sahen härtere Strafen für Vergehen vor, die aus Protest gegen die Gesetze begangen worden waren. Die Proteste gingen trotzdem weiter, und der ANC blieb dabei seiner Politik der Gewaltlosigkeit treu. 1956 nahm man 156 führende Mitglieder der Kongreß-Allianz, darunter auch mich, unter dem Vorwurf des Hochverrats und aufgrund des Gesetzes zur Zurückdrängung des Kommunismus fest. Die Gewaltlosigkeit der Politik des ANC wurde von der Staatsanwaltschaft in Zweifel gezogen, doch in seinem Urteil befand das Gericht fünf Jahre später, der ANC habe keine Politik der Gewalt verfolgt. Man sprach uns in allen Punkten frei, auch in jenem, der besagte, der ANC habe die Absicht gehabt, anstelle des bestehenden Regimes einen kommunistischen Staat zu errichten. Die Regierung hat immer versucht, ihre Gegner als Kommunisten abzustempeln. Auch im vorliegenden Fall hat man diese Behauptung wieder vorgebracht, doch ich werde darlegen, daß der ANC keine kommunistische Organisation ist und auch niemals eine sein wird.

1960 fand die Schießerei in Sharpeville statt, nach der man den Ausnahmezustand ausrief und den ANC zur ungesetzlichen Organisation erklärte. Nach sorgfältiger Abwägung entschieden meine Mitstreiter und ich uns dann, diese Verfügung nicht zu befolgen. Das afrikanische Volk war nicht Teil der Regierung und wirkte nicht an den Gesetzen mit, durch die es regiert wurde. Wir glaubten an die Worte der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, »Der Wille des Volkes soll die Grundlage jeder Regierungsgewalt sein«, und mit der Hinnahme des Banns hätten wir gleichzeitig akzeptiert, daß die Afrikaner für alle Zeiten zum Schweigen gebracht

würden. Der ANC lehnte es ab, sich aufzulösen, und ging statt dessen in den Untergrund. Wir waren der Ansicht, es sei unsere Pflicht, diese Organisation zu bewahren, die in fast 50 Jahren unablässiger Mühe aufgebaut worden war. Keine weiße politische Organisation, die etwas auf sich hält, da bin ich mir absolut sicher, würde sich auflösen, wenn eine Regierung, in der sie keinerlei Mitsprache hat, sie für illegal erklärte.«

Der Mandela-Plan war eine Organisationsmethode und hat nicht das Geringste mit Sabotage oder dem Umkhonto we Sizwe zu tun.

»Nun, Euer Ehren, möchte ich mich mit Beweisen beschäftigen, die die Tatsachen in diesem Fall verdrehen. In einigen Zeugenaussagen ist der M-Plan vollkommen falsch dargestellt worden. Er war nicht mehr als eine im Jahre 1953 entwickelte Organisationsmethode, die danach mit unterschiedlichem Erfolg in die Tat umgesetzt wurde. Nach dem April 1960 mußte man sich neue Methoden ausdenken und sich beispielsweise auf kleinere Komitees stützen.

Auch im Hochverratsprozeß hat man sich in Aussagen auf den M-Plan bezogen, er hatte jedoch nicht das Geringste mit Sabotage oder dem *Umkhonto we Sizwe* zu tun und wurde auch niemals von diesem übernommen. Die Verwirrung, die darüber insbesondere bei bestimmten Zeugen aus dem östlichen Kapland herrscht, ist, glaube ich, im Gebrauch des Wortes oder des Ausdrucks ›Oberkommando‹ begründet. Dieser Terminus wurde während des Ausnahmezustands in Port Elizabeth geprägt, als die meisten ANC-Führer eingesperrt waren und ein Haftkomitee, das man errichtet hatte, damit es sich mit Beschwerden befaßte, das Oberkommando genannt wurde. Nach Aufhebung des Ausnahmezustandes blieb dieser Ausdruck bestehen, und man benutzte ihn als Bezeichnung für

bestimmte ANC-Komitees in jener Region. Deshalb sind hier Zeugen aufgetreten, die vom West Bank-Oberkommando und vom Port Elizabeth-Oberkommando gesprochen haben. Diese ›Oberkommandos‹ entstanden, bevor der *Umkhonto* gegründet wurde, und befaßten sich überhaupt nicht mit Sabotage. Wie ich nachfolgend erläutern werde, wurde zwischen *Umkhonto* und ANC soweit wie möglich eine organisatorische Trennung eingehalten. Durch den Gebrauch des Ausdrucks ›Oberkommando‹ kam es in ANC-Kreisen in der Ostprovinz zu einigen Unstimmigkeiten. Ich fuhr 1961 dorthin, weil behauptet wurde, einige dieser sogenannten Oberkommandos übten zur Durchsetzung des neuen Plans Druck aus. Ich fand dafür keinerlei Anhaltspunkte, untersagte es aber dennoch, und bestand auch darauf, der Terminus ›Oberkommando‹ solle für kein einziges ANC-Komitee als Bezeichnung benutzt werden.«

Für die Gesamtafrikanische Konferenz war ich als ehrenamtlicher Sekretär verantwortlich für die Organisierung des landesweiten Fernbleibens von der Arbeit. Da alle Streiks von Afrikanern illegal sind, mußte ich mich verstecken, um einer Verhaftung aus dem Weg zu gehen.

»Euer Ehren, ich möchte mich jetzt mit den unmittelbaren Gründen für die Gründung des *Umkhonto* beschäftigen. Im Jahre 1960 führte die Regierung einen Volksentscheid durch, der die Errichtung einer Republik zur Folge hatte. Die Afrikaner, die nahezu 70 Prozent der Bevölkerung Südafrikas ausmachten, hatten nicht das Recht, ihre Stimme abzugeben, und man zog sie wegen der vorgeschlagenen Verfassungsänderung noch nicht einmal zu Rate. Was unsere Zukunft in der vorgesehenen weißen Republik anging, befanden wir uns alle in größter Sorge, und so kam es zur Annahme einer Resolution für die Abhaltung einer

Gesamtafrikanischen Konferenz, die die Einberufung einer Nationalversammlung fordern sollte. Gemäß dieser Resolution sollten vor Ausrufung der ungeliebten Republik außerdem Massendemonstrationen organisiert werden, falls die Regierung den Konvent nicht einberiefe.

Auf der Konferenz waren Afrikaner verschiedener politischer Überzeugungen anwesend. Ich war ehrenamtlicher Sekretär der Konferenz und übernahm die Verantwortung für die Organisation des landesweiten Fernbleibens von der Arbeit, zu dem im Anschluß an die Konferenz aufgerufen wurde und das zeitlich mit der Ausrufung der Republik zusammenfallen sollte. Da alle Streiks von Afrikanern illegal sind, muß jemand, der solch einen Streik organisiert, einer Verhaftung aus dem Weg gehen. Man wählte mich für diese Aufgabe aus, und folglich mußte ich mein Heim, meine Familie und meine Praxis verlassen und mich verstecken, um einer Verhaftung zu entgehen.«

Das Fernbleiben von der Arbeit sollte friedlich ablaufen – die Regierung aber brachte neue und härtere Gesetze ein.

»In Übereinstimmung mit der politischen Linie des ANC sollte das Fernbleiben von der Arbeit als friedliche Demonstration ablaufen. Organisatoren und Mitglieder wurden genauestens angewiesen, jede Anwendung von Gewalt zu vermeiden. Die Regierung reagierte, indem sie neue und härtere Gesetze einbrachte, ihre bewaffneten Streitkräfte mobilisierte und Saracens (gepanzerte Fahrzeuge) und Soldaten als massive Zurschaustellung ihrer Macht in die Townships schickte, um die Leute einzuschüchtern. Dies zeigte uns, daß die Regierung beschlossen hatte, mit nackter Gewalt zu regieren, und diese Entscheidung sollte ein Meilenstein auf dem Weg zur Gründung des *Umkhonto* sein.

Einiges erscheint vielleicht für diesen Prozeß unerheblich. Ich glaube allerdings, daß tatsächlich nichts davon unwesentlich ist, weil es dem Gericht, wie ich hoffe, ermöglichen wird, die Haltung richtig einzuschätzen, die verschiedene Personen und Gruppierungen innerhalb der Nationalen Befreiungsbewegung schließlich dem *Umkhonto* gegenüber einnahmen. Als ich 1962 ins Gefängnis kam, ging man dort einhellig von der Vorstellung aus, den Verlust von Menschenleben auf alle Fälle zu vermeiden. Nach meinem heutigen Wissensstand war das bis 1963 noch so.«

Was sollten wir, die Führer unseres Volkes, tun?

»Ich muß jedoch noch einmal auf den Juni 1961 zurückkommen, Euer Ehren. Was sollten wir, die Führer unseres Volkes, tun? Sollten wir uns der Machtdemonstration und der darin enthaltenen Drohung gegen jede zukünftige Aktion beugen, oder sollten wir kämpfen, und wenn ja, wie?

Wir zweifelten nicht daran, daß wir weiterkämpfen mußten. Alles andere wäre einer verachtungswürdigen Unterwerfung gleichgekommen. Unser Problem, Euer Ehren, bestand nicht darin, ob, sondern wie wir den Kampf fortführen sollten. Wir vom ANC waren immer für eine nicht-rassistische Demokratie eingetreten, und wir schreckten vor jeder Aktion zurück, die die Rassen noch weiter auseinandertreiben konnte. Aber es war nun einmal eine unumstößliche Tatsache, daß 50 Jahre Gewaltlosigkeit dem afrikanischen Volk nichts anderes eingebracht hatten als eine immer repressiver werdende Gesetzgebung und immer weniger Rechte.

Es mag für dieses Gericht schwer zu verstehen sein, aber es ist nun einmal ebenfalls eine Tatsache, daß im Volk bereits seit langem über Gewalt gesprochen wurde – von dem Tag, an dem sie gegen den weißen Mann kämpfen und sich ihr Land

zurückerobern würden – und wir, die Führer des ANC, hatten die Menschen dennoch immer wieder dazu gebracht, auf die Anwendung von Gewalt zu verzichten und friedliche Mittel einzusetzen. Mit unserer Politik, durch Gewaltlosigkeit zu einem nicht-rassistischen Staat zu gelangen, hatten wir nichts erreicht, das war, als einige von uns dies im Juni 1961 diskutierten, nicht länger zu leugnen, und ebensowenig, daß unsere Anhänger begannen, das Vertrauen in unsere Politik zu verlieren, und sich bei ihnen zum Teil beunruhigende terroristische Ideen entwickelten.«

Eine Regierung, die zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft Gewalt anwendet, bringt den Unterdrückten bei, daß sie Gewalt anwenden müssen, um dagegen Widerstand zu leisten. Besonders beunruhigend war, daß aus dem Kampf gegen die Regierung schließlich bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen wurden.

»Zu jener Zeit, Euer Ehren, das darf man keinesfalls vergessen, war Gewalt bereits zu einem wesentlichen Merkmal der politischen Szenerie Südafrikas geworden. Als man 1957 anordnete, daß die Frauen von Zeerust Pässe bei sich führen mußten, war es ebenso zu gewalttätigen Auseinandersetzungen gekommen wie 1958 bei der Durchsetzung der Bantu-Verwaltung und der Aussonderung von minderwertigem Vieh im Sekhukhuneland. Das gleiche war 1959 geschehen, als die Leute von Cato Manor gegen Razzien im Rahmen der Paßgesetze protestierten, und auch 1960, als die Regierung die Bantu-Verwaltung im Pondoland durchzusetzen versuchte, war es nicht anders gewesen. Während der dortigen Unruhen fanden 39 Afrikaner den Tod. 1961 gab es Aufstände in Warmbaths, und die ganze Zeit über, Euer Ehren, war die Transkei ein einziger Unruheherd.

Unter den Afrikanern gewann unvermeidlich die Auffassung an Boden, Gewalt sei der einzige Ausweg. Darauf wiesen all diese Unruhen eindeutig hin, und sie zeigten auch, daß eine Regierung, die zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft Gewalt anwendet, den Unterdrückten beibringt, daß sie Gewalt anwenden müssen, um Widerstand zu leisten. In den städtischen Gegenden waren bereits kleine Gruppen entstanden, die Pläne für gewalttätige Formen des politischen Kampfes entwickelten. Wenn diese Gruppen nicht angemessen geführt wurden, bestand die Gefahr, daß sie sowohl gegen Afrikaner als auch gegen Weiße zu terroristischen Mitteln greifen würden. Besonders beunruhigend waren dabei die Arten von Gewalt, wie sie beispielsweise in Zeerust, im Sekhukhune- und im Pondoland unter Afrikanern angewendet wurden. Anstelle eines Kampfes gegen die Regierung – obwohl das ihr eigentlicher Ausgangspunkt war – nahm diese Gewalt immer mehr die Form von bürgerkriegsartigen Auseinandersetzungen zwischen regierungsfreundlichen Häuptlingen und deren Gegnern an, die auf eine Weise geführt wurden, daß dabei nichts anderes als der Verlust von Menschenleben und gegenseitige Verbitterung herauskommen konnte.

Nachdem wir eine lange und sorgfältige Einschätzung der Lage in Südafrika vorgenommen hatten, gelangten ich und einige meiner Mitstreiter Anfang Juni 1961 zu der Auffassung, da Gewaltanwendung in diesem Lande unausweichlich sei, wäre es unrealistisch und falsch, wenn die afrikanischen Führer zu einer Zeit weiter Frieden und Gewaltlosigkeit predigten, wo die Regierung unseren friedlichen Forderungen mit Gewalt begegnete.«

Wir gingen zu gewalttätigen Formen des politischen Kampfes über, weil die Regierung uns keine andere Wahl gelassen hatte.

»Zu diesem Entschluß gelangten wir nicht leichtfertig. Erst als alles andere fehlgeschlagen war und man uns alle Wege des friedlichen Protests versperrt hatte, trafen wir die Entscheidung, zu gewalttätigen Formen des politischen Kampfes überzugehen und den *Umkhonto we Sizwe* zu gründen. Wir taten dies nicht, weil wir solch einen Kurs wünschten, sondern weil uns die Regierung keine andere Wahl gelassen hatte. Ich kann hier nur betonen, daß ich mich zu dem, was ich tat, moralisch verpflichtet fühlte.

Wir, die wir diesen Entschluß gefaßt hatten, begannen dann, die Führer von verschiedenen Organisationen, einschließlich des ANC, zu konsultieren. Ich werde hier nicht darlegen, mit wem wir sprachen oder was diese Personen sagten.«

Der Umkhonto sollte Sabotage verüben; keinesfalls sollten seine Mitglieder jedoch bei der Planung oder Durchführung Menschen verletzen oder töten.

»Der ANC war eine politische Massenorganisation, die ihre Mitglieder ausdrücklich unter einer Politik der Gewaltlosigkeit rekrutiert hatte. Er konnte und würde keinerlei Gewaltakte unternehmen.

Angesichts der Situation, die ich beschrieben habe, war der ANC andererseits bereit, von seiner 50 Jahre alten Politik der Gewaltlosigkeit in dem Maße abzugehen, daß er sorgfältig kontrollierte Sabotage nicht länger verurteilte, und somit Mitglieder, die solche Aktionen unternahmen, von seiten des ANC keinerlei Disziplinarmaßnahmen unterworfen wurden.

Ich betone, sorgfältig kontrollierte Sabotagen weil ich klargestellt hatte, daß ich als Mitbegründer der Organisation

sie zu jeder Zeit der politischen Führung des ANC unterstellen und ohne seine Zustimmung keine von den Beschlüssen abweichenden Aktionsformen anwenden würde.«

Wir waren der Ansicht, das Land treibe auf den Bürgerkrieg zu. Die Sabotage war vorgesehen, um den Bürgerkrieg zu vermeiden.

»Der *Umkhonto* wurde im November 1961 gegründet. Als wir diese Entscheidung trafen und danach unsere Planungen festlegten, standen wir noch unter dem Eindruck des ANC-Erbes von Gewaltlosigkeit und Rassenharmonie. Wir waren der Ansicht, das Land treibe auf einen Bürgerkrieg zu, in welchem Schwarze und Weiße gegeneinander kämpfen würden. Wir betrachteten diese Lage mit äußerster Besorgnis. Ein Bürgerkrieg würde die Zerstörung dessen bedeuten, wofür der ANC stand, und mit solch einem Krieg wäre der Friede zwischen den Rassen schwerer zu erreichen als jemals zuvor.

Die Vermeidung eines Bürgerkrieges hatte viele Jahre lang unser Denken beherrscht, doch als wir den Entschluß faßten, die Sabotage in unsere Politik zu übernehmen, erkannten wir, daß wir uns eines Tages der Drohung eines solchen Krieges gegenübersehen könnten. Dies mußten wir bei unseren Planungen berücksichtigen. Wir benötigten einen Plan, der flexibel war und es uns gestattete, gemäß den jeweiligen Erfordernissen der Zeit zu handeln. Der Plan mußte vor allem so gestaltet sein, daß er den Bürgerkrieg als letzten Ausweg auswies und die Entscheidung der Zukunft überließ. Wir wollten uns nicht auf den Bürgerkrieg festlegen, aber wir wollten vorbereitet sein, falls er unvermeidlich werden sollte.

Vier Formen der Gewalt waren möglich. Einmal die Sabotage, dann der Guerillakrieg, danach der Terrorismus und schließlich die offene Revolution. Wir entschieden uns für die

erste Methode und dafür, sie vollständig auszuprobieren, bevor wir irgendeine andere Entscheidung trafen.

Die Wahl, die wir trafen, war vor unserem politischen Hintergrund nur logisch. Sabotage war nicht mit dem Verlust von Menschenleben verbunden und berechtigte, was die zukünftigen Beziehungen der Rassen zueinander anging, zu den besten Hoffnungen. Die Verbitterung würde sich auf ein Minimum beschränken, und wenn die Politik Früchte trug, könnte eine demokratische Regierung Wirklichkeit werden.«

Angriffe auf die wirtschaftlichen Lebensadern des Landes sollten mit Sabotageakten gegen Regierungsgebäude verbunden werden.

»Der ursprüngliche Plan basierte auf einer sorgfältigen Analyse der politischen und wirtschaftlichen Situation unseres Landes. Wir waren der Auffassung, Südafrika hänge weitgehend von ausländischem Kapital und vom Außenhandel ab, und eine planmäßige Zerstörung von Kraftwerken sowie eine Beeinträchtigung der Eisenbahn- und Telefonverbindungen würde dieses Kapital mehr und mehr aus dem Lande treiben, die Güter aus den Industrieregionen könnten die Seehäfen nicht mehr planmäßig erreichen, und all dies wäre für das Wirtschaftsleben des Landes auf längere Sicht ein schwerer Verlust, durch den die Stimmberechtigten im Lande gezwungen würden, ihre Position zu überdenken.

Angriffe auf die wirtschaftlichen Lebensadern des Landes sollten mit Sabotageakten gegen Regierungsgebäude und andere Symbole der Apartheid verbunden werden. Diese Angriffe würden für unser Volk Ansporn sein.

Der *Umkhonto* sollte Sabotageakte durchführen, und seine Mitglieder hatten von Anfang an strikte Anweisung, bei der

Planung oder Durchführung von Operationen keinesfalls Menschen zu verletzen oder gar zu töten.

Die Angelegenheiten des *Umkhonto* standen unter der Kontrolle und Leitung eines Nationalen Oberkommandos, das das Recht hatte, Mitglieder zu kooptieren, und das Regionalkommandos einsetzen konnte, was es auch tat. Das Oberkommando war die Einheit, die über Taktik und Ziele entschied und für Ausbildung und Finanzen verantwortlich war. Unterhalb des Oberkommandos bestanden Regionalkommandos, die für die Leitung der örtlichen Sabotagegruppen verantwortlich waren. Im Rahmen der vom Nationalen Oberkommando festgelegten Politik waren die Regionalkommandos zur Auswahl der Angriffsziele befugt, durften dabei jedoch keinesfalls den vorgegebenen Rahmen überschreiten und hatten somit keinerlei Befugnis, zu Aktionen überzugehen, die Menschenleben bedrohten oder nicht in den Sabotage-Gesamtplan hineinpaßten. So war es den Umkhonto-Mitgliedern zum Beispiel untersagt, bewaffnet in den Einsatz zu gehen.

Der *Umkhonto* führte seine erste Operation am 16. Dezember 1961 durch, als Regierungsgebäude in Johannesburg, Port Elizabeth und Durban das Ziel von Anschlägen waren. Die Auswahl der Ziele ist eine Bestätigung der von mir dargelegten politischen Linie. Hätten wir die Vernichtung von Menschenleben beabsichtigt, dann hätten wir Ziele ausgewählt, an denen sich Leute versammelten, und keine leeren Gebäude und Kraftwerke. Sabotageakte, die vor dem 16. Dezember 1961 begangen wurden, waren das Werk isolierter Gruppen und standen mit dem *Umkhonto* in keinerlei Verbindung. Für einige von diesen und für eine Reihe späterer Anschläge, Mylord, wurde die Verantwortung in der Tat von anderen Gruppen übernommen.

Der *Umkhonto* veröffentlichte sein Manifest am selben Tage, an dem die Operationen begannen. Innerhalb der weißen Bevölkerung war die Reaktion auf unsere Aktionen und das Manifest bezeichnenderweise von Gewalt geprägt. Die Regierung drohte mit harten Maßnahmen und rief ihre Anhänger auf, festzubleiben und die Forderungen der Afrikaner gar nicht zu beachten. Die Weißen antworteten uns nicht, indem sie eine Veränderung vorschlugen, sondern zogen sich in ihre Wagenburg zurück.

Bei den Afrikanern hingegen war die Resonanz ermutigend. Auf einmal gab es wieder Hoffnung. Es geschah etwas. Die Leute in den Townships warteten ungeduldig auf politische Neuigkeiten. Der Enthusiasmus wurde zum großen Teil durch die Anfangserfolge hervorgerufen, und die Leute begannen darüber zu spekulieren, wie bald die Freiheit erreicht sein würde.

Wir im *Umkhonto* aber wogen die Antwort der Weißen sorgfältig ab. Die Grenzen waren abgesteckt. Weiß und Schwarz sammelten sich in unterschiedlichen Lagern, und dadurch verringerten sich die Aussichten, einen Bürgerkrieg vermeiden zu können. In den weißen Zeitungen erschienen Berichte, daß auf Sabotage die Todesstrafe stehen sollte. Wenn dem so war, wie konnten wir dann die Afrikaner weiterhin vom Terrorismus fernhalten?«

Alle Weißen müssen einer allgemeinen Wehrpflicht nachkommen, Afrikaner dagegen erhalten keine militärische Ausbildung. Wir sahen es als unsere Pflicht an, Gewalt anzuwenden, um uns gegen Gewalt zu schützen.

»Euer Ehren, ich möchte nun auf den Guerillakrieg zu sprechen kommen und wie es dazu kam, daß er von uns in Betracht gezogen wurde. Bis 1961 hatte bereits eine große

Zahl von Afrikanern aufgrund von Spannungen zwischen den Rassen ihr Leben lassen müssen. So wurde im Jahre 1920, als man den berühmten Führer Masabalala in Port Elizabeth im Gefängnis festhielt, eine Gruppe von 24 Afrikanern, die sich versammelt hatte, um seine Freilassung zu fordern, von der Polizei und weißen Zivilisten getötet. 1921 starben während der Bulhoek-Affäre mehr als 100 Afrikaner, und 1924 wurden mehr als 200 Afrikaner getötet, als der Treuhandverwalter von Südwesafrika gegen eine Gruppe von Leuten, die sich der Hundesteuer widersetzt hatten, eine bewaffnete Einheit ausschickte. Am 1. Mai 1950 starben 18 Afrikaner, nachdem die Polizei während des Streiks das Feuer eröffnet hatte, und am 21. März 1960 ließen 69 unbewaffnete Afrikaner ihr Leben in Sharpeville.

Wieviele Sharpevilles sollte es in der Geschichte unseres Landes noch geben? Wieviele weitere Sharpevilles würde das Land noch verkraften können, ohne daß Gewalt und Terror an der Tagesordnung wären? Was würde mit unserem Volk geschehen, wenn dieses Stadium erreicht war? Wir waren sicher, auf lange Sicht würden wir Erfolg haben, doch was würde es uns und den Rest unseres Landes kosten? Und wenn dies geschah, wie könnten Schwarz und Weiß dann jemals wieder in Frieden und Harmonie leben? Dies waren die Probleme, denen wir uns gegenübersehen, und wir trafen daraufhin die folgenden Entscheidungen.

Ein Aufstand, das lehrte uns die Erfahrung, würde der Regierung unbegrenzte Möglichkeiten bieten, um unser Volk wahllos abzuschlachten. Gerade weil der Boden Südafrikas bereits mit dem Blut unschuldiger Afrikaner getränkt ist, hielten wir es jedoch für unsere Pflicht, daß wir uns langfristig darauf vorbereiteten, Gewalt anzuwenden, um uns selbst gegen Gewalt zu verteidigen. Falls der Krieg unvermeidlich würde, wollten wir darauf vorbereitet sein, wenn es soweit wäre, und

den Kampf unter den für unser Volk günstigsten Bedingungen führen. Die Kampfform, die uns am aussichtsreichsten erschien und die für beide Parteien die wenigsten Menschenleben kosten würde, war der Guerillakrieg. In unseren Vorbereitungen auf die Zukunft beschlossen wir daher, für die Möglichkeit eines Guerillakrieges Vorsorge zu treffen.

Alle Weißen müssen einer allgemeinen Wehrpflicht nachkommen, Afrikaner dagegen erhalten keine militärische Ausbildung. Es war unserer Ansicht nach deshalb von wesentlicher Bedeutung, eine Kerntuppe ausgebildeter Männer aufzubauen, die in der Lage wären, die Führung bereitzustellen, die benötigt werden würde, wenn ein Guerillakrieg ausbrechen sollte. Wir mußten uns auf solch eine Situation einstellen, bevor es für Vorbereitungen in dieser Hinsicht zu spät war. Ebenso war es notwendig, einen Kern aufzubauen, dessen Mitglieder eine Ausbildung in der zivilen Verwaltung und in anderen Berufen erhalten hatten, damit die Afrikaner für die Teilnahme an der Regierung des Landes gerüstet waren, sobald sie dies tun durften.«

Die Aussage des Zeugen »X«:

»Ich möchte jetzt auf einige Aussagen des Zeugen X eingehen. Vieles in seiner Darstellung ist im wesentlichen korrekt, doch vieles davon ist auch schief und verdreht und in mancher Hinsicht einfach unwahr. Ich werde mich mit der Aussage so kurz wie möglich befassen.

Ich habe den Regionalkommandos mitgeteilt, ich hätte das Land zu Anfang des Jahres verlassen, um an der Konferenz der Panafrikanischen Bewegung für das Mittlere, östliche und Südliche Afrika teilzunehmen, die von Kaiser Haile Selassie eröffnet wurde, der die Rassenpolitik der Südafrikanischen

Regierung angriff und dem afrikanischen Volk in diesem Lande seine Unterstützung versprach. Ich informierte sie auch über die einstimmig gefaßte Resolution, mit der die Mißhandlung des afrikanischen Volkes hier verurteilt und Unterstützung dagegen versprochen wurde. Ich berichtete ihnen, der Kaiser habe meinem Führer, Häuptling Luthuli, die allerherzlichsten Grüße ausrichten lassen.

Ich habe ihnen jedoch nie etwas von irgendwelchen Vergleichen zwischen ghanaischen und südafrikanischen Rekruten erzählt und hätte das auch aus ganz naheliegenden Gründen überhaupt nicht tun können. Als ich Äthiopien verließ, waren die ersten südafrikanischen Rekruten dort noch gar nicht angekommen, und ghanaische Soldaten erhalten ihre Ausbildung, soweit mir bekannt ist, im Vereinigten Königreich. Wenn dies Tatsache ist, und davon gehe ich aus, dann hätte mir kaum in den Sinn kommen können, dem Regionalkommando mitzuteilen, der Kaiser von Äthiopien halte unsere Rekruten für besser als die Ghanaer. Diese Einlassungen sind also reine Erfindung, wenn sie X nicht sogar von jemand eingegeben wurden, der ein falsches Bild zu zeichnen wünscht.

Ich habe dem Regionalkommando von der finanziellen Hilfe berichtet, die ich in Äthiopien und in anderen Ländern Afrikas erhalten hatte. Ich habe aber mit Sicherheit nicht gesagt, bestimmte afrikanische Staaten hätten uns ein Prozent ihres Budgets versprochen. Ein solcher Vorschlag ist während meines Besuches nie gemacht worden. Er tauchte, soweit ich weiß, zum erstenmal auf der Konferenz im Mai 1963 auf, als ich schon zehn Monate im Gefängnis saß.

Auch wenn X sich angeblich nicht daran erinnern konnte, so habe ich doch sehr wohl davon gesprochen, daß mir in Äthiopien Stipendien zugesagt wurden; und die Hebung der

Allgemeinbildung unseres Volkes ist, wie ich hier dargelegt habe, immer ein wesentlicher Aspekt unseres Plans gewesen.

Mein Besuch in Ägypten fiel mit dem von Marschall Tito zusammen, und es war mir nicht möglich, solange zu warten, bis General Nasser auch mich empfangen konnte. Die Offiziellen, mit denen ich zusammentraf, brachten ihre Kritik an Artikeln im *New Age* zum Ausdruck, die sich mit General Nassers Angriffen gegen den Kommunismus beschäftigten. Ich gab ihnen zu verstehen, *New Age* bringe nicht notwendigerweise die Politik unserer Bewegung zum Ausdruck, doch ich würde diese Beschwerde an die Zeitschrift weiterleiten und mich für eine Änderung ihrer Linie einsetzen, weil es nicht unsere Angelegenheit sei, darüber zu befinden, auf welche Weise irgendein Staat seine Freiheit zu erlangen habe.

Ich berichtete dem Regionalkommando, Kuba hätte ich nicht besucht, sei jedoch mit den kubanischen Botschaftern in Ägypten, Marokko und Ghana zusammengetroffen. Ich sprach von der herzlichen Zuneigung, mit der ich in diesen Botschaften empfangen worden sei, und daß man uns alle Arten von Unterstützung, darunter auch Stipendien für unsere Jugendlichen, angeboten habe. Zum Problem weißer und asiatischer Rekruten stellte ich fest, Kuba sei eine multi-rassische Nation, und von daher sei es nur logisch, wenn man solche Rekruten in jenes Land schickte, da sie dort besser zurechtkommen würden als zusammen mit schwarzen Soldaten in afrikanischen Staaten.

Nachdem ich den afrikanischen Kontinent bereist hatte, traf ich bei meiner Rückkehr nach Tanganjika etwa 30 junge Männer aus Südafrika, die sich auf dem Weg nach Äthiopien zur Ausbildung befanden. Ich richtete die Bitte an sie, sich im Ausland gut und diszipliniert zu benehmen.

Ich bezog mich natürlich auf den *Umkhonto we Sizwe*, aber es kann einfach nicht stimmen, wenn behauptet wird, sie hätten diesen Namen zum erstenmal von mir gehört oder ich hätte ihn als militärischen Flügel des ANC bezeichnet – ein Ausdruck, der in diesem Prozeß übrigens recht häufig von der Staatsanwaltschaft verwendet wird. Der *Umkhonto* hatte am 16. Dezember 1961 eine Erklärung veröffentlicht, mit der die Existenz der Gruppe bekanntgegeben wurde, und vor diesem Zusammentreffen war sein Name mehrere Monate lang in aller Munde gewesen. Ich habe auf ihn mit Sicherheit niemals als dem militärischen Flügel des ANC Bezug genommen, sondern ihn immer als eigenständige Organisation angesehen und mich darum bemüht, daß er es blieb.

Ich erklärte ihnen, die Aktivitäten des *Umkhonto* könnten zwei Phasen durchlaufen, nämlich die von Sabotageakten und möglicherweise Guerillakrieg, falls sich das als notwendig erweisen sollte. Ich stellte auch die Probleme jeder einzelnen Phase dar, habe jedoch niemals gesagt, daß Leute Gegenden erkundeten, die für die Guerillakriegführung günstig seien, weil zu jener Zeit nichts dergleichen getan wurde. Genau wie er gesagt hat, betonte ich, das Wichtigste sei, unsere eigene Geschichte und die Lage, in der wir uns befanden, zu untersuchen. Selbstverständlich müssen wir die Erfahrungen anderer Länder ebenfalls studieren, doch dürfen wir uns dabei nicht nur die Fälle anschauen, in denen Revolutionen siegreich waren, sondern müssen auch die betrachten, in denen sie niedergeschlagen wurden. Ich habe aber keinesfalls die Ausbildung von Leuten in Ostdeutschland erörtert, wie X in seiner Aussage behauptet hat.«

Die Sprengung der Wohnhäuser von Regierungsanhängern hatte mit der Politik des Umkhonto nichts zu tun.

»Ich möchte jetzt auf bestimmte Vorfälle zurückkommen, die von den Zeugen dargestellt wurden und die sich in Port Elizabeth und East London ereignet haben sollen. Ich beziehe mich dabei auf das Bombenlegen in Privathäusern von Regierungsanhängern im September, Oktober und November 1962. Ich weiß weder, wie diese Taten gerechtfertigt wurden, noch wodurch sie provoziert worden sein können, doch wenn man das, was ich bereits gesagt habe, akzeptiert, dann ist klar, daß diese Gewaltakte nichts mit der Umsetzung der politischen Linie des *Umkhonto* zu tun hatten.«

Zwischen einer Resolution, die in der Atmosphäre eines Besprechungszimmers angenommen wurde, und den konkreten Schwierigkeiten, die dann in der Praxis auftauchten, habe – so Nelson weiter in seiner Erklärung – ein Unterschied bestanden, und außerdem sei noch die Tatsache, daß die, die Operationen hätten leiten können, unter Bann oder Hausarrest standen oder im Exil waren, für eine gewisse Unschärfe bei der Unterscheidung zwischen *Umkhonto* und ANC verantwortlich.

»Es wurde große Sorgfalt darauf verwendet, die Aktivitäten der beiden Organisationen in Südafrika voneinander getrennt zu halten. Der ANC blieb eine politische Massenorganisation der Afrikaner, die nur die Art von politischer Arbeit weiterführte, die sie auch vor 1961 gemacht hatte. Der *Umkhonto* blieb eine kleine Organisation, die ihre Mitglieder aus unterschiedlichen Rassen und Organisationen rekrutierte und die ihr eigenes besonderes Ziel zu erreichen suchte. Die Tatsache, daß Mitglieder des *Umkhonto* aus dem ANC rekrutiert wurden und einige Personen, wie etwa Solomon Mbandjwa, in beiden Organisationen arbeiteten, änderte unserer Ansicht nach nichts am Charakter des ANC und versah ihn auch keinesfalls mit einer politischen Linie der Gewalt. Es war jedoch eher die Ausnahme als die Regel, daß sich Ämter auf diese Art und Weise überlappten. Eben deshalb, Euer

Ehren, nahmen Personen wie X und Z, die Mitglieder im Regionalkommando ihrer jeweiligen Region waren, an keinem ANC-Komitee oder dessen Aktivitäten teil, und das ist auch der Grund, warum Leute wie Bennett Mashiyana und Reginald Ndubi auf ihren ANC-Versammlungen nichts über Gewalt hörten.«

Als ich mich dort aufhielt, war Rivonia nicht das Hauptquartier des Umkhonto.

»Eine andere Behauptung in der Anklageschrift geht dahin, Rivonia sei das Hauptquartier des *Umkhonto* gewesen. Für die Zeit, in der ich mich dort aufhielt, stimmt das nicht. Man sagte mir natürlich, und ich wußte das auch, daß dort bestimmte Aktivitäten der Kommunistischen Partei durchgeführt wurden, doch war das für mich, wie ich gleich erläutern werde, kein Grund, weshalb ich mich dort nicht aufhalten sollte.

Vor meiner Afrika-Rundreise wohnte ich in dem auf Blatt A mit ›12‹ gekennzeichneten Raum, und nach meiner Rückkehr im Juli 1962 in der Strohdachhütte. Während ich auf Lilliesleaf lebte, besuchte ich oft Mr. Goldreich im Haupthaus, und er suchte mich auch in meinem Zimmer auf. Wir führten zahlreiche politische Diskussionen. Bis zu meiner Verhaftung war die Lilliesleaf-Farm weder das Hauptquartier des Afrikanischen Nationalkongresses noch des *Umkhonto*. Mit Ausnahme meiner Person wohnte keiner von den Funktionären oder Mitgliedern dieser Gruppierungen dort, es wurden dort keine Versammlungen der Führungsgremien abgehalten und keinerlei mit ihnen in Verbindung stehende Aktivitäten organisiert oder geleitet. Während meines Aufenthalts auf der Lilliesleaf-Farm traf ich bei zahlreichen Gelegenheiten sowohl mit dem Exekutivkomitee des ANC als auch mit dem Nationalen Oberkommando zusammen, doch wurden solche Versammlungen nicht auf der Farm, sondern anderswo abgehalten.«

Die Ziele des ANC und der Kommunistischen Partei sind verschieden. Die Freiheits-Charta ist keinesfalls ein Entwurf für einen sozialistischen Staat.

»Die Aussage, die Absichten und Ziele von ANC und Kommunistischer Partei seien dieselben (...), ist falsch. Es handelt sich dabei um einen alten Vorwurf, der sich bereits im Hochverratsprozeß als unwahr herausgestellt hat und hier wieder hochgespielt wird. Das ideologische Glaubensbekenntnis des ANC war und ist der afrikanische Nationalismus, der sich bei uns jedoch nicht in dem Ruf ›Treibt die Weißen ins Meer‹ ausdrückt. Der afrikanische Nationalismus, für den der ANC mit seinem Namen einsteht, geht von der Vorstellung aus, daß das afrikanische Volk in seinem eigenen Land Freiheit und Erfüllung findet. Das wichtigste politische Dokument, das jemals vom ANC verabschiedet wurde, ist die ›Freiheits-Charta‹. Sie ist keinesfalls der Entwurf für einen sozialistischen Staat. Sie tritt für eine Neuverteilung, nicht jedoch für eine Verstaatlichung von Grund und Boden ein. Für Minen, Banken und Monopolindustrien sieht sie eine Verstaatlichung vor, weil die großen Monopole sich allein in den Händen einer Rasse befinden und die Rassenherrschaft ohne eine solche Verstaatlichung trotz der Aufteilung der politischen Macht fortbestehen würde. Es wäre nicht mehr als eine leere Geste, würde man die gegen Afrikaner gerichteten Verbote des Goldgesetzes aufheben, während alle Goldminen weiterhin im Besitz von Europäer-Gesellschaften (gemeint ist hier: in den Händen von weißen Südafrikanern, Anm. d. Übers.) blieben. In dieser Hinsicht stimmt die ANC-Politik mit der alten politischen Linie der jetzigen National-Partei überein, deren Programm viele Jahre lang die Forderung nach einer Verstaatlichung der Goldminen enthielt, die damals unter der Kontrolle von ausländischem Kapital standen. Unter der

Freiheits-Charta würde sich die Verstaatlichung in einer auf Privatunternehmen basierenden Wirtschaftsform vollziehen. Die Verwirklichung der Freiheits-Charta würde einer gedeihenden afrikanischen Bevölkerung aller Klassen, einschließlich der Mittelklasse, neue Betätigungsfelder eröffnen. Der ANC ist in seiner Geschichte zu keiner Zeit weder für eine revolutionäre Veränderung der wirtschaftlichen Struktur unseres Landes eingetreten, noch hat er, soweit ich mich erinnern kann, die kapitalistische Wirtschaftsform jemals verurteilt.«

Meiner Ansicht nach haben Kommunisten im Befreiungskampf von Kolonialländern immer eine aktive Rolle gespielt.

»Was die Kommunistische Partei angeht, so tritt sie, wenn ich ihre Politik richtig verstehe, für die Errichtung eines Staates nach marxistischen Grundsätzen ein. Auch wenn sie bereit ist, für die Freiheits-Charta im Sinne einer kurzfristigen Lösung der Probleme zu arbeiten, die durch die weiße Vorherrschaft geschaffen worden sind, so betrachtet sie sie doch nur als Anfang und nicht als Ende ihres Programms.

Im Gegensatz zur Kommunistischen Partei hat der ANC nur Afrikaner als Mitglieder aufgenommen. Sein Hauptziel war und ist, für das afrikanische Volk Einheit und volle politische Rechte zu erlangen. Das Hauptziel der Kommunistischen Partei hingegen bestand darin, die Kapitalisten abzuschaffen und sie durch eine Regierung der Arbeiterklasse zu ersetzen. Die Kommunistische Partei versuchte, die Klassenunterschiede zu betonen, während der ANC die Klassen zu versöhnen sucht. Dies, Euer Ehren, ist ein entscheidender Unterschied.

Es stimmt, daß es zwischen ANC und Kommunistischer Partei des öfteren eine enge Zusammenarbeit gegeben hat. Aber Kooperation weist bloß auf ein gemeinsames Ziel, in

diesem Falle die Abschaffung der weißen Vorherrschaft, und nicht auf eine vollständige Interessengleichheit hin.

Die Weltgeschichte, Euer Ehren, ist voll von ähnlichen Beispielen. Am besten wird dies vielleicht dadurch veranschaulicht, daß Großbritannien, die Vereinigten Staaten von Amerika und die Sowjetunion im Kampf gegen Hitler zusammenarbeiteten. Wohl niemand außer Hitler hätte zu behaupten gewagt, eine solche Zusammenarbeit mache Churchill und Roosevelt zu Kommunisten oder zu deren Werkzeugen, oder Großbritannien und Amerika arbeiteten darauf hin, eine kommunistische Welt entstehen zu lassen.

Ich habe diese Beispiele angeführt, weil sie für die Behauptung von Belang sind, unsere Sabotage sei ein kommunistisches Komplott oder das Werk sogenannter Agitatoren gewesen. Denn ein weiteres Beispiel für eine solche Zusammenarbeit findet sich haargenau in der Geschichte des *Umkhonto* selbst. Kurz nach dessen Gründung wurde mir von einigen seiner Mitglieder mitgeteilt, die Kommunistische Partei wolle den *Umkhonto* unterstützen, was dann auch geschah. Zu einem späteren Zeitpunkt lief diese Unterstützung offen ab.

Meiner Ansicht nach haben Kommunisten im Befreiungskampf von Kolonialländern immer eine aktive Rolle gespielt, weil die kurzfristigen Ziele des Kommunismus wohl immer mit den langfristigen der Befreiungsbewegungen übereinstimmen. So haben Kommunisten im Befreiungskampf von Ländern wie Malaysia, Algerien und Indonesien eine wichtige Rolle gespielt, und doch ist keiner dieser Staaten heute ein kommunistisches Land. In der Widerstandsbewegung, die in Europa während des letzten Weltkriegs entstand, waren Kommunisten an führender Stelle vertreten. Selbst General Tschiang Kai-Schek, der heute einer der erbittertsten Gegner des Kommunismus ist, führte den

Kampf gegen die herrschenden Klassen, durch den er in China in den 30er Jahren an die Macht gelangen sollte, zusammen mit den Kommunisten.

Diese Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Nicht-Kommunisten hat in der Nationalen Befreiungsbewegung Südafrikas seine Entsprechung gefunden. Vor Ausspruch des Banns gegen die Kommunistische Partei waren gemeinsame Kampagnen von Kommunistischer Partei und Kongreß-Bewegung akzeptierte Praxis. Afrikanische Kommunisten konnten im ANC Mitglied werden und taten dies auch, und einige von ihnen arbeiteten in den Komitees auf nationaler, regionaler und örtlicher Ebene mit.«

Ich bin kein Kommunist und niemals Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen. Kommunisten zählen für uns zu denjenigen, die unsere Sache unterstützen.

»Es gibt heutzutage viele Afrikaner, die dazu neigen, Freiheit mit Kommunismus gleichzusetzen. Sie werden in ihrer Ansicht durch die Gesetzgebung bestärkt, die alle Exponenten einer demokratischen Regierungsform und der afrikanischen Freiheit als Kommunisten brandmarkt und jene, die keine Kommunisten sind, nach dem Gesetz zur Zurückdrängung des Kommunismus unter Bann stellt. Obwohl ich kein Kommunist und niemals Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen bin, wurde ich wegen der Rolle, die ich in der Widerstandskampagne spielte, selbst auf der Grundlage dieses schändlichen Gesetzes angeklagt, und man hat mich auch aufgrund dessen unter Bann gestellt und verurteilt.

Nicht nur in der Innenpolitik zählen wir die Kommunisten zu denjenigen, die unsere Sache unterstützen. Auch auf internationaler Ebene sind uns kommunistische Länder immer zu Hilfe gekommen. Bei den Vereinten Nationen und in den

Ausschüssen der Weltorganisation hat der kommunistische Block den afro-asiatischen Kampf gegen den Kolonialismus unterstützt, und er scheint für unsere Notlage oft mehr Verständnis aufzubringen als die Westmächte. Auch wenn die Apartheid weltweit verurteilt wird, so spricht sich der kommunistische Block doch mit lauterer Stimme dagegen aus als die meisten Staaten der westlichen Welt. Unter diesen Umständen könnte nur ein ungestümer junger Politiker, wie ich es im Jahre 1949 war, erklären, die Kommunisten seien unsere Feinde.

Ich habe abgestritten, ein Kommunist zu sein, und ich glaube, ich bin unter diesen Umständen gezwungen, meine politischen Vorstellungen ganz genau darzulegen und so meine Position im *Umkhonto* und meine Haltung zur Anwendung von Gewalt zu erklären.«

Zuallererst habe ich mich immer als afrikanischen Patrioten betrachtet.

»Zuallererst habe ich mich immer als afrikanischen Patrioten betrachtet, denn schließlich wurde ich vor 46 Jahren in Umtata geboren. Mein Vormund war mein Vetter, damals amtierender Oberhäuptling des Tembulandes. Sowohl mit dessen gegenwärtigem Oberhäuptling, Sabata Dalindyebo, wie mit Kaiser Matanzima, dem Ministerpräsidenten der Transkei, stehe ich in verwandtschaftlicher Beziehung.

Ich fühle mich heute von der Idee einer klassenlosen Gesellschaft angezogen, und das hat seinen Ursprung einerseits in marxistischer Lektüre und andererseits darin, daß ich den Aufbau und die Organisation früher afrikanischer Gesellschaften in diesem Lande bewundere. Der Grund und Boden, damals das Hauptproduktionsmittel, gehörte dem

Stamm. Es gab kein arm und reich und auch keine Ausbeutung.

Es ist, wie ich bereits erklärt habe, wahr, daß ich von marxistischem Gedankengut beeinflusst worden bin, doch gilt dies auch für viele Führer der neuen unabhängigen Staaten. So bekennen sich z. B. so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Gandhi, Nehru, Nkrumah und Nasser zu dieser Tatsache. Wir alle erkennen die Notwendigkeit einer gewissen Form von Sozialismus an, damit unser Volk die fortgeschrittenen Länder der Welt einzuholen und das Vermächtnis ihrer extremen Armut zu überwinden vermag. Dies bedeutet jedoch nicht, daß wir Marxisten sind.«

Kommunisten sehen das parlamentarische System des Westens als undemokratisch und reaktionär an. Ich bin ein Bewunderer eines solchen Systems und betrachte das britische Parlament als die demokratischste Institution der Welt.

»Ich für meinen Teil, Euer Ehren, frage mich in der Tat, ob die Kommunistische Partei im gegenwärtigen Stadium unseres politischen Kampfes überhaupt eine besondere Rolle spielen kann. Die grundlegende Aufgabe besteht im Moment darin, die Rassendiskriminierung abzuschaffen und auf der Basis der Freiheits-Charta demokratische Rechte zu erlangen, und dieser Kampf kann am besten durch einen starken ANC geführt werden. Soweit jene Partei diese Aufgabe fördert, begrüße ich ihre Unterstützung. Für mich ist sie eines der wesentlichen Mittel, durch das Menschen aller Rassen in den Kampf einbezogen werden können.

Durch meine Lektüre des Marxismus und meine Gespräche mit Marxisten habe ich jedoch den Eindruck gewonnen, daß Kommunisten das parlamentarische System des Westens als undemokratisch und reaktionär ansehen. Ich dagegen bin ein

Bewunderer eines solchen Systems. Die Magna Charta, die Petition of Rights und die Bill of Rights* sind Dokumente, die von Demokraten auf der ganzen Welt verehrt werden.

Ich habe große Achtung vor den politischen Institutionen Großbritanniens und vor dem Justizsystem des Landes. Das britische Parlament betrachte ich als die demokratischste Institution der Welt, und die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit des dortigen Richterstandes habe ich immer bewundert.

Der amerikanische Kongreß, die Doktrin der Gewaltenteilung dort und ebenso die dortige Unabhängigkeit der Rechtsprechung haben in mir ähnliche Gefühle wachgerufen.

Mein Denken ist sowohl von West als auch von Ost beeinflußt worden. All dies hat mich zu der Ansicht geführt, ich solle auf der Suche nach einer politischen Formel vollkommen unparteiisch und objektiv vorgehen und mich an kein besonderes Gesellschaftssystem außer an den Sozialismus binden. Ich mußte mir die Hände freihalten, um mir vom Westen wie vom Osten jeweils das Beste auszuborgen.«

Marxistische Aufzeichnungen in Mandelas Handschrift: Ein alter Freund schrieb des öfteren Vorträge für die

* *Magna Charta*: 1215 von König John erlassen. Mit ihr wurden die Rechte und Privilegien von Baronen, Kirche und freien Bürgern anerkannt. Gilt traditionell als Grundlage der englischen Freiheitsrechte.

Petition of Rights: Bittschrift um Herstellung des Rechts aus dem Jahre 1628, der Charles I. seine Zustimmung gab. Enthielt unter anderem die Forderungen: keine Steueraushebung ohne Zustimmung des Parlaments, keine Verhaftung ohne Prüfung der Rechtmäßigkeit.

Bill of Rights: Freiheitsurkunde von 1689. Führt zu Steuerbewilligungsrecht für das Parlament, freien Parlamentswahlen, Redefreiheit im Parlament, Freiheit der Presse, Unabhängigkeit der Richter.

Kommunistische Partei. Ich sagte ihm, sie erschienen mir für den gewöhnlichen Leser als viel zu kompliziert, und machte mich daran, die Vorträge in vereinfachter Form zu entwerfen...

»Ich möchte nun zu einigen der Beweisstücke kommen. Viele davon sind in meiner Handschrift abgefaßt. Es war immer eine Gewohnheit von mir, über alles, das ich untersuchte, schriftliche Notizen anzufertigen. Bei den Beweisstücken R20, 21 und 22 handelt es sich um in meiner Handschrift festgehaltene Vorträge, die jedoch ursprünglich nicht von mir stammen. Daß sie niedergeschrieben wurden, lag an folgenden Umständen:

Mehrere Jahre lang hatte ein alter Freund, mit dem ich in ANC-Angelegenheiten sehr eng zusammenarbeitete und der sowohl im ANC als auch in der Kommunistischen Partei führende Positionen bekleidete, versucht, mich zum Eintritt in die Kommunistische Partei zu bewegen. Ich hatte mit ihm viele Diskussionen über die Rolle, die die Kommunistische Partei in diesem Stadium unseres Kampfes spielen könne, geführt und ihm in bezug auf meine politische Überzeugung dieselben Ansichten dargelegt, die ich vorher in meiner Erklärung beschrieben habe.

Um mich davon zu überzeugen, daß ich der Kommunistischen Partei beitreten sollte, gab er mir ab und an marxistische Literatur zu lesen, doch fand ich nicht immer die Zeit dafür.

Was meinen Beitritt zur Kommunistischen Partei anging, blieb jeder von uns fest bei seiner Überzeugung. Nach Erlangen der Freiheit, so behauptete er, wären wir nicht in der Lage, unsere Probleme von Armut und Ungleichheit zu lösen, wenn wir nicht einen kommunistischen Staat errichteten, und dazu bräuchten wir ausgebildete Marxisten. Ich hingegen vertrat weiterhin den Standpunkt, ideologische Unterschiede

sollten solange aus dem Spiel gelassen werden, wie die Freiheit nicht erreicht sei.

Ich traf ihn auf der Lilliesleaf-Farm bei mehreren Gelegenheiten, und bei einer der letzten war er eifrig dabei zu schreiben, mit Stapeln von Büchern um sich herum. Als ich ihn fragte, was er da tue, erzählte er mir, er verfasse gerade Vorträge, die in der Kommunistischen Partei Verwendung finden sollten, und schlug mir vor, sie doch einmal zu lesen. Es handelte sich dabei um mehrere Vorträge in Form von Entwürfen.

Nachdem ich sie gelesen hatte, sagte ich ihm, sie erschienen mir für den gewöhnlichen Leser als viel zu kompliziert, da die Sprache darin viel zu abgestumpft wirke und sie mit den üblichen kommunistischen Klischees und dem dazugehörigen Kauderwelsch vollgestopft seien. Wenn sich das Gericht einige Standardwerke des Marxismus ansieht, wird klarwerden, was ich meine. Er behauptete, es sei unmöglich, die Sprache zu vereinfachen, ohne daß dabei das verlorengelange, was der Autor zu unterstreichen versuche. Ich war anderer Ansicht, und daher bat er mich, ich möge einmal versuchen, ob ich die Vorträge in der von mir vorgeschlagenen vereinfachten Form umschreiben könne.

Ich erklärte mich einverstanden, ihm zu helfen, und machte mich an die Arbeit, brachte die Sache jedoch nie zu Ende, da ich mich später mit anderen praktischen Dingen befassen mußte, die wichtiger waren. Ich habe das nicht fertiggestellte Manuskript nie wieder zu Gesicht bekommen, bis es hier im Prozeß vorgelegt wurde.

Ich möchte feststellen, daß Beweisstück R23 nicht in meiner Handschrift abgefaßt ist und der Entwurf offensichtlich von der Person stammt, die die Vorträge vorbereitete.«

Unser politischer Kampf ist immer durch Gelder finanziert worden, die unsere eigenen Leute aufgebracht haben.

»Euer Ehren, es gibt da einige Beweisstücke, durch die der Eindruck erweckt wird, wir hätten finanzielle Unterstützung aus dem Ausland erhalten, und auf diese Frage möchte ich jetzt eingehen.

Unser politischer Kampf ist immer aus einheimischen Quellen finanziert worden – durch Gelder, die unsere eigenen Leute oder unsere Anhänger aufgebracht haben. Wann immer wir eine besondere Kampagne oder einen wichtigen politischen Prozeß, wie zum Beispiel den Hochverratsprozeß, zu führen hatten, erhielten wir finanzielle Hilfe von sympathisierenden Einzelpersonen und Organisationen aus den westlichen Ländern. Wir haben es nie für nötig gehalten, über diese Quellen hinauszugehen.«

Der Umkhonto bemühte sich um Gelder aus afrikanischen Staaten.

»Als jedoch 1961 der *Umkhonto* gegründet und damit eine neue Phase des Kampfes eingeleitet wurde, erkannten wir, daß diese Ereignisse unsere kargen Ressourcen stark beanspruchen und fehlende Gelder die Bandbreite unserer Aktivitäten einschränken würden. Eine der Anweisungen, die ich erhielt, als ich im Januar 1962 ins Ausland ging, lautete, bei den afrikanischen Staaten Gelder aufzutreiben.

Während ich im Ausland war, das muß ich hinzufügen, führte ich Gespräche mit Führern von politischen Bewegungen in Afrika und entdeckte, daß in Regionen, die die Unabhängigkeit noch nicht erreicht hatten, nahezu jeder von ihnen sowohl von den sozialistischen Ländern als auch vom Westen alle Arten von Unterstützung, einschließlich finanzieller Hilfe erhalten hatte. Auch einigen wohlbekanntem afrikanischen Staaten,

allesamt nicht-kommunistisch, ja teilweise sogar antikommunistisch, war ähnliche Hilfe gewährt worden.

Bei meiner Rückkehr in die Republik gab ich dem ANC die dringende Empfehlung, wir sollten uns nicht auf Afrika und die westlichen Länder beschränken, sondern auch in die sozialistischen Staaten eine Abordnung entsenden, um die Gelder aufzutreiben, die wir so dringend benötigten. Nach meiner Verurteilung hörte ich, man habe eine solche Delegation losgeschickt.«

Der Umkhonto wurde nicht von der Kommunistischen Partei gegründet. Wir brauchen keine Kommunisten, um etwas über Armut und fehlende Menschenwürde zu erfahren.

»Wenn ich die Darlegungen der Anklage und insbesondere die Aussage von X richtig verstehe, dann war der *Umkhonto* eine Idee der Kommunistischen Partei, die, indem sie sich irgendwelche eingebildeten Mißstände zunutze machte, die Afrikaner in eine Armee zu ziehen versuchte, welche angeblich für die afrikanische Freiheit, in Wirklichkeit jedoch für einen kommunistischen Staat kämpfen sollte. Es gibt wohl nichts, was von der Wahrheit weiter entfernt sein könnte. Eine solche Behauptung ist tatsächlich einfach absurd. Der *Umkhonto* wurde von Afrikanern gegründet, um den Freiheitskampf in ihrem eigenen Lande voranzutreiben. Die Bewegung wurde von Kommunisten und anderen unterstützt, und wir wünschten uns nur, daß weitere Teile der Gesellschaft zu uns stießen.

Unser Kampf richtet sich gegen reale und nicht imaginäre oder, um es mit den Worten des Staatsanwalts zu sagen, sogenannte Härten. Im wesentlichen kämpfen wir gegen zwei Merkmale, die für das Leben der Afrikaner in Südafrika kennzeichnend und durch die Gesetzgebung festgeschrieben

sind und die wir folglich aufgehoben sehen wollen. Bei diesen Merkmalen handelt es sich um Armut und fehlende Menschenwürde, und wir brauchen keine Kommunisten oder sogenannte ›Agitatoren‹, um etwas darüber zu erfahren.«

Die Afrikaner beklagen nicht, daß sie arm sind, sondern daß die Gesetze so gemacht sind, daß sich an dieser Situation nichts ändert. »Die Weißen hier erfreuen sich des vielleicht höchsten Lebensstandards auf der ganzen Welt, während die Afrikaner in Armut und Elend leben. 40 Prozent der Afrikaner wohnen in hoffnungslos überbevölkerten und, in manchen Fällen, von Dürre geplagten Reservaten, in denen Erosion und Auslaugung des Bodens es ihnen unmöglich machen, von ihrem Land anständig zu leben. 30 Prozent sind Gelegenheitsarbeiter, Pachtbauern oder rechtlose Siedler auf den weißen Farmen und leben und arbeiten unter Bedingungen, die denen von Leibeigenen im Mittelalter ähneln. Die restlichen 30 Prozent leben in den Städten, und ihre wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse haben sie in vieler Hinsicht näher an den weißen Standard herangeführt. Dennoch verdienen 46 Prozent aller afrikanischen Familien in Johannesburg nicht genug zum Leben.

Die Afrikaner beklagen sich jedoch nicht nur darüber, daß sie arm und die Weißen reich sind, sondern daß die von den Weißen gemachten Gesetze dazu bestimmt sind, diese Situation zu bewahren. Es gibt zwei Wege, um aus der Armut auszubrechen. Der erste führt über den offiziellen Bildungsweg und der zweite darüber, daß der Arbeiter sich bei seiner Tätigkeit größere Fertigkeiten aneignet und somit einen höheren Lohn bekommt. Soweit es Afrikaner betrifft, werden

diese beiden Aufstiegsmöglichkeiten durch die Gesetzgebung bewußt eingeschränkt.«

Die Regierung behindert die Afrikaner in ihrem Bildungshunger.

»Die gegenwärtige Regierung hat immer versucht, die Afrikaner in ihrem Bildungsdrang zu behindern. Für alle weißen Kinder gibt es eine Schulpflicht, die ihre Eltern, seien sie nun arm oder reich, praktisch nichts kostet. Ähnliche Möglichkeiten werden den afrikanischen Kindern nicht geboten. Für 1960/61 wurden die Pro-Kopf-Ausgaben der Regierung für afrikanische Schüler an staatlichen Schulen auf 12,46 Rand geschätzt. Im selben Zeitraum lagen die Pro-Kopf-Ausgaben für weiße Kinder in der Kapprovinz (andere Zahlen stehen mir leider nicht zur Verfügung) bei 144,57 Rand. Der jetzige Premierminister sagte 1953 während der Debatte über das Bantu-Erziehungsgesetz: »Wenn ich die Kontrolle über die Eingeborenenbildung habe, werde ich sie dahingehend reformieren, daß Eingeborene von Kindheit an zu der Erkenntnis erzogen werden, eine Gleichheit mit Europäern sei ihnen nicht bestimmt (...) Leute, die an die Gleichheit glauben, sind als Lehrer für Eingeborene nicht wünschenswert. Wenn mein Ministerium die Eingeborenenbildung kontrolliert, dann wird es wissen, für welche Art von höherer Bildung ein Eingeborener geeignet ist und ob er im Leben Gelegenheit haben wird, sein Wissen anzuwenden.«

Die industrielle Rassenschranke reserviert die besseren Jobs für die Weißen.

»Das andere Haupthindernis für den wirtschaftlichen Fortschritt der Afrikaner ist die industrielle Rassenschranke,

durch die alle besseren Jobs in der Industrie für Weiße reserviert sind. Darüber hinaus verbietet es der Industrial Conciliation Act (Gesetz für den industriellen Frieden) den Afrikanern, Gewerkschaften zu gründen. Die Regierung entgegnet ihren Kritikern oft, die Afrikaner in Südafrika seien wirtschaftlich besser gestellt als die Einwohner der anderen afrikanischen Länder. Wir beklagen uns nicht darüber, daß wir im Vergleich zu Leuten in anderen Ländern arm sind, sondern darüber, daß wir arm sind im Vergleich zu den Weißen in unserem eigenen Lande und daß wir von der Gesetzgebung daran gehindert werden, dieses Ungleichgewicht zu verändern.«

Das Leben in den Townships ist gefährlich.

»Hunderte und Tausende von Afrikanern wandern jedes Jahr aufgrund der Paßgesetze ins Gefängnis. Schlimmer noch ist die Tatsache, daß Mann und Frau durch diese Gesetze getrennt werden und dadurch das Familienleben zusammenbricht.

Armut und der Zusammenbruch des Familienlebens bringen Nebenwirkungen mit sich. Kinder streunen auf den Straßen der Townships herum, weil sie keine Schule haben, wo sie hingehen können, oder weil für die Schule kein Geld da ist, oder weil die Eltern nicht zu Hause sind, um darauf zu achten, daß sie zur Schule gehen, da beide Elternteile, wenn denn zwei da sind, arbeiten müssen, um die Familie am Leben zu halten. Dies führt zu einem Zusammenbruch der Moralbegriffe, zu einem alarmierenden Anstieg der Gesetzesverstöße und zu einem Anwachsen der Gewalt, die nicht nur politisch, sondern in allen Bereichen zum Ausbruch kommt. Das Leben in den Townships ist gefährlich, und es vergeht kein Tag, an dem nicht jemand niedergestochen oder überfallen wird. Außerdem dringt die Gewalt von den Townships in die weißen

Wohngebiete vor. Die Leute haben Angst, nach Einbruch der Dunkelheit allein auf die Straße zu gehen. Einbrüche und Raub-Überfälle nehmen zu, obwohl für solche Straftaten jetzt das Todesurteil ausgesprochen werden kann. Doch Todesurteile können die eiternde Wunde nicht schließen. Heilung kann einzig und allein eine Änderung der Bedingungen, unter denen die Afrikaner zu leben gezwungen sind, und ein Eingehen auf ihre berechtigten Beschwerden bringen.«

Wir wollen Teil der Allgemeinheit sein und nicht auf das Leben in Gettos beschränkt werden.

»Wir wollen Teil der Allgemeinheit sein und nicht auf das Leben in unseren Gettos beschränkt werden. Afrikanische Männer wollen mit ihren Frauen und Kindern dort zusammenleben, wo sie arbeiten, und nicht zu einem unnatürlichen Dasein in Männerheimen gezwungen werden. Unsere Frauen wollen bei ihren Männern sein und nicht ständig als Witwen in den Reservaten leben. Wir wollen auch nach elf Uhr nachts noch ausgehen können und nicht wie kleine Kinder auf unseren Zimmern hocken müssen. Wir wollen, daß man uns in unserem eigenen Lande reisen und dort Arbeit suchen läßt, wo wir es wünschen und nicht, wo es uns das Arbeitsamt befiehlt. Wir wollen unseren gerechten Anteil am gesamten Südafrika, wollen Sicherheit und einen angemessenen Platz in der Gesellschaft.«

Ich habe immer am Ideal einer demokratischen und freien Gesellschaft festgehalten. Für dieses Ideal bin ich bereit zu sterben.

»Vor allem anderen, Euer Ehren, wollen wir die gleichen politischen Rechte, weil unsere Benachteiligungen sonst bis in alle Ewigkeit weiterbestehen werden. Ich weiß, für die Weißen in diesem Lande klingt das revolutionär, weil die Mehrheit der Stimmberechtigten Afrikaner sein werden. Deshalb fürchten die Weißen die Demokratie. Aber diese Furcht darf der einzigen Lösung, die eine Harmonie zwischen den Rassen und Freiheit für alle gewährleisten kann, nicht im Wege stehen. Es ist nicht wahr, daß das Wahlrecht für alle zur Herrschaft einer Rasse führen wird. Eine auf der Hautfarbe basierende politische Unterteilung ist vollkommen künstlich, und wenn sie verschwindet, verschwindet auch die Herrschaft der einen Hautfarbe über die andere. Seinen Kampf gegen den Rassenhaß hat der ANC mehr als ein halbes Jahrhundert lang geführt, und wenn er siegt, was ganz sicher der Fall sein wird, wird sich an dieser Politik nichts ändern.

Hierfür also kämpft der ANC. Unser Kampf ist wahrhaft national. Es ist der Kampf des afrikanischen Volkes, der durch unsere eigenen Leiden und unsere eigene Erfahrung hervorgebracht wurde. Es ist ein Kampf für das Recht auf Leben.

Ich habe mein Leben immer diesem Kampf des afrikanischen Volkes gewidmet, habe gegen die Vorherrschaft der Weißen ebenso gekämpft wie gegen eine schwarze Vorherrschaft. Ich habe immer am Ideal einer demokratischen und freien Gesellschaft festgehalten, in der alle harmonisch und mit den gleichen Möglichkeiten zusammenleben. Diesem Ideal widme ich mein Leben und hoffe, es Wirklichkeit werden zu sehen. Falls es jedoch notwendig sein sollte, bin ich auch bereit, für dieses Ideal zu sterben.«

Es war eine lange Stellungnahme, über deren Ausarbeitung Mandela lange gesessen hatte und die erläuterte, was es mit dem ANC, dem *Umkhonto*, seiner eigenen Person und seinem Volk auf sich hatte. Bis spät in die Nacht hatte er daran gearbeitet und war völlig erschöpft zusammengebrochen, als er mit dem Schreiben fertig war. Jetzt, da er die Ansprache hinter sich gebracht, fühlte er so etwas wie Stolz, denn während der ganzen Rede hatte er den Eindruck gehabt, die gesamte Nicht-Weißen-Galerie höre ihm ganz genau zu und fasse seine Gedanken in Worte, denn er wußte, dies waren ihre eigenen Gedanken und ihre eigenen Formulierungen. Der eindringliche Blick Winnies, die stille Zustimmung seiner Mutter, der Stolz seiner Schwester und die Treue seiner Stammesleute waren ihm ebenfalls zutiefst bewußt.

Seiner Ansprache folgten die Aussagen von Walter Sisulu, Ahmed Kathrada, Lionel Bernstein, Dennis Goldberg, Govan Mbeki, Elias Motsoaledi und Raymond Mhlaba. Jeder von ihnen beeindruckte die Galerie mit seiner Beredsamkeit und seiner Integrität, auf der Richterbank hingegen war die Wirkung eher gemischt. Zum Abschluß plädierte Alan Paton auf Strafmilderung.

Die Urteilsverkündung war eine Erleichterung. Ihnen hatte die Todesstrafe gedroht, nun verurteilte man sie zu lebenslänglicher Haft. Aggrey Klaaste fing einiges von dem ein, was sich vor dem Gerichtsgebäude abspielte, als das Urteil gesprochen war und die Gefangenen die erste Etappe auf ihrer Fahrt nach Robben Island antraten.

»Ich werde das alles niemals vergessen (...) wie am Tag der Urteilsverkündung (11. Juni) im Rivonia-Prozeß die Menge vor dem Justizpalast von Pretoria ihre Stimmen zum Gesang erhob, (...) den Priester, der sie im Gesang leitete, während sie auf das Urteil warteten, (...) und wie sie *Nkosi Sikelele* anstimmten, als Winnie Mandela auf den Stufen erschien.

Wie Hilda Bernstein zu ihrem Mann Rusty eilte, als man ihn für ›nicht schuldig‹ befand, (...) und den Ausdruck auf ihrem Gesicht, als er, zwei Minuten später, wieder in Haft genommen und sie von den Polizisten weggezerrt wurde.

Die Bestürzung der alten Mrs. Mandela – Nelson Mandelas Mutter –, die den weiten Weg aus Umtata hergekommen war, nur um dann zu hören, wie man ihren Sohn der Sabotage für schuldig befand und ihn zu lebenslanger Haft verurteilte, und wie sich ihre Schwiegertochter Winnie im Gerichtssaal und draußen um sie kümmerte.

Die Gesichter der Angeklagten, als das Urteil ›Schuldig‹ gefällt wurde – Nelson, der seiner Frau zulächelte; der winkende Walter Sisulu und Kathy Kathrada, der nur mit den Schultern zuckte. Und wie sie am Tag der Strafzumessung aussahen – Nelson Mandela in neuem schwarzen Anzug und sich Notizen machend, Notizen und immer wieder Notizen; ein völlig abgemagerter Walter Sisulu; Dennis Goldberg, vergnügt und fast ein wenig mollig; Govan Mbeki, der, eine Hand am Ohr, ganz gespannt zuhörte, während Raymond Mhlaba das Verfahren mit starrem Blick verfolgte.

Den Schlagabtausch zwischen Dr. Percy Yutar, dem Staatsanwalt, und Mr. Alan Paton, der strafmildernde Umstände geltend machte.

Den beißenden Sarkasmus, mit dem Dr. Yutar Mr. Paton hinsichtlich seiner Vorhersage von Sabotageakten fragte: ›Sie sind demnach ein Prophet?‹, und darauf die Würde, mit der Paton antwortete: ›Selbstverständlich, ein Prophet.‹

Wie Richter de Wet mit ruhiger Stimme sagte: ›Das Urteil lautet für die Angeklagten in allen Punkten auf lebenslängliche Haft.‹

Das Schweigen, das daraufhin im Gerichtssaal folgte – eine fast totengleiche, bewegungslose Stille. Und wie dann die acht Männer auf der Anklagebank, die aufrecht dastanden ohne ein

Zeichen äußerer Erregung, sich zum vollbesetzten Saal umdrehten und lächelten.

Den Augenblick, als ihre Frauen, Verwandten und Freunde sie zum letzten Mal sahen, während sie aus dem Gerichtssaal abgeführt wurden.

Den Wagen mit der Fehlzündung, die wie ein Pistolenschuß klang, worauf wir alle schnell ein paar Schritte zurücktraten, ein Polizeihund bellte und jemand nervös flüsterte, ›Sharpeville!‹, der Polizeibeamte mit seinen glitzernden Uniformknöpfen neben mir jedoch unbeweglich und ohne jede Gemütsregung stehenblieb.

Die Frauen, die in ihren schwarzen und grünen Uniformen ruhig und fast gelangweilt dastanden, während die Uhr sich quälend langsam der Mittagszeit näherte. Wie dann um 12.15 Uhr wieder der unvermeidliche Polizist mit seinem Hund erschien und den Bürgersteig auf und ab ging.

Wie die erste Zuschauerin aus dem Palast herauskam, auf unsere ängstlichen Blicke ›Amandla!‹ rief und die Menge, wenn auch voller Zweifel, mit ›Amandla!‹ antwortete.

Die Bewegung, die durch die dichte Menschenmenge ging, als sie heraustrat – Winnie Mandela. Wie ein ›Lebenslänglich‹ von Mund zu Mund weitergeflüstert wurde wie in einem Film. Jene, die am nächsten bei Winnie standen, sagen, sie habe Tränen in den Augen gehabt. Geweint wurde jedoch nicht.

Dann begannen die Frauen zu singen, und nachdem Fahnen entrollt worden waren, stimmte man spontan Freiheitslieder an.

Auch wie die Frauen singend über den Church Square zogen, wird Pretoria niemals vergessen. Es waren ungefähr 50, ein paar Jugendliche versuchten, sie zu Fall zu bringen, jemand trat nach ihnen. Doch die Frauen marschierten weiter, direkt um den Justizpalast herum.

Aus einem Fenster goß man einen Eimer Wasser aus. Direkt auf die singenden Frauen. Sie setzten ihren Weg fort, ohne es zu beachten.

Nur ein Narr könnte die Vorgänge an der rückwärtigen Seite des Palastes vergessen, wo die Gefangenen herausgefahren werden sollten. Leute hingen aus den Fenstern. Einige standen auf Baikonen, andere auf Ladendächern.

Die Polizei brauchte etwa 45 Minuten, um die Gefangenen aus dem Palast herauszubekommen. Als sie schließlich, Motorräder und zwei Autos vorneweg, in einem Kleinbus herausfuhren, brach die Menge in Rufe aus, und die Männer riefen zurück. Dann wurden sie auf schnellstem Wege weggebracht – nach Robben Island. Ich werde mich vor allem immer daran erinnern, wie die Argumente während des Prozesses im Gerichtssaal aufeinanderprallten. Manchmal hatte es den Anschein, als werde Südafrika selbst der Prozeß gemacht – was ja auch wirklich der Fall gewesen sein mag.

Es gibt so viele Arten, die Dinge zu betrachten, so viele grundlegende Haltungen, und in diesem Prozeß gewannen sie an Genauigkeit und Klarheit. Da war Dr. Yutar, der im Namen des Gesetzes sprach. Er führte dem Gericht eine lange Liste von Verbrechen vor – Sabotage, Verschwörung zur Revolution und Rechtsbrüche über Rechtsbrüche. Dann waren da die Angeklagten, die die meisten dieser Vergehen zugaben, aber eine moralische Schuld abstritten, und der Versuch Alan Patons zu erklären, warum die Männer das alles getan hatten, den er in der Alternative zusammenfaßte, die sich ihnen bot: ›Den Kopf senken und sich ergeben oder mit Gewalt Widerstand leisten‹, sowie seine Beurteilung des persönlichen Charakters der Angeklagten.

Und wie Mr. H. J. Hanson, Anwalt der Krone, als er auf Strafmilderung plädierte, an das ›Verständnis und das Mitgefühl‹ appellierte, ›das immer die Grundlage richterlicher

Entscheidungen in diesem Lande gewesen ist«, und wie er außerdem immer wieder betonte: »Nicht ihre Ziele waren kriminell, sondern nur die Mittel, zu denen sie gegriffen hatten.«

Die detaillierte Analyse, die der Gerichtspräsident über den *Umkhonto* und die Rolle, die der ANC spielte, vortrug. Und die Begründung, die Richter de Wet, in äußerster Kürze, dafür gab, daß er lebenslängliche Haft und nicht die Todesstrafe verhängt hatte. Selbst die Polizei schien ein solch hartes Urteil nicht erwartet zu haben, denn während einer Verhandlungspause sagte ein Polizist am Tag der Urteilsverkündung gegenüber der Presse, »Diese Burschen werden wirklich nicht lange einsitzen – wir haben während des Prozesses viel von ihnen erfahren, verstehen Sie.«

Doch das Urteil milderte die Furcht des Staates nicht, und der Justizminister, Mr. Vorster, erklärte am 10. Juni: »Wir sind auf alles vorbereitet, was die Kommunisten nach dem Rivonia-Prozeß planen könnten«, um am 12. Juni noch einmal zu wiederholen: »Wir sind auf alles vorbereitet.« Am 13. Juni stellte Brigadekommandeur C. J. Joubert von der Sicherheitsabteilung fest: »Die Lage ist äußerst ruhig, doch wir sind vorbereitet. Es mag Ärger geben – aber eigentlich erwarten wir so etwas nicht.« Was er nicht erwartete, passierte am nächsten Tag, am 14. Juni, als Saboteure die Fassade des Vrededorp Postamts in Johannesburg in die Luft sprengten. Der Krieg war nicht vorüber, er hatte gerade erst begonnen.

Die Gefangenen von Robben Island

Nelson kam zurück nach Robben Island und gewöhnte sich wieder an seinen Gefängnisalltag. Weder er noch seine Mitstreiter glaubten, sie würden ihr Leben lang im Gefängnis sitzen – vielleicht solange der Premierminister lebte, aber wohl kaum länger. Der Tod war ihnen erspart geblieben, und ihr Leben gehörte ihnen, im Austausch für all die Kontrollen, die man ihnen auferlegte. Das würde der Regierung mit der Zeit klarwerden, und sie würde ihre Einkerkерung als störend und als Problem empfinden.

Der Rivonia-Prozeß war nicht das einzige Verfahren gegen den *Umkhonto*, dem der Staat in jenem Jahr seine Aufmerksamkeit widmen mußte. In Pietermaritzburg waren Ebrahim Ismail, Girja Singh, Natvarlal Babebenia, Billy Nair, Kisten Moonsamy, George Naicker, Kisten Doorsamy, Riot Mkwanzazi, Alfred Duma, Msizeni Shadrack Maphumulo, Mfanyano Bernard Nkosi, Zakela Mdhlalose, Matheys Meyiwa, Joshua Tembinkosi Zulu, Mdingeni David Mkize, David Ndwando und Siva Pillay ebenfalls wegen Sabotage angeklagt. Der *Umkhonto* war auch keineswegs die einzige Sabotagegruppe, der man den Prozeß machte. In Kapstadt stand das Nationale Befreiungskomitee mit den Angeklagten Neville Alexander, Don Davis, Marcus Solomons, den drei van den Heydons (Elizabeth, Doris und Leslie), Fikile Bam, Lionel Davis, Dorothy Alexander, Dulcie September und Gordon Hendricks vor Gericht. Einige von ihnen kannte Nelson persönlich, die meisten waren ihm jedoch unbekannt. Auf der Insel sollten sie zu einer Gemeinschaft gegen die Apartheid werden.

Obwohl Gefangenschaft unmenschlich und ihr Schrecken mit Worten nicht zu beschreiben ist, wird dieses Entsetzliche doch nicht als fortwährendes, unabänderliches Gottesurteil erfahren.

Das Gefängnis ist trotz allem eine soziale Institution und bildet als solche seine eigene Gesellschaft heraus, auch wenn seine Insassen zur Mitgliedschaft gezwungen sind. Die menschliche Natur ist formbar, geschmeidig, erfinderisch und anpassungsfähig, und von daher richtet sich das Leben immer selbst ein, egal in welcher Situation es sich befindet. Das versöhnende Moment am Gefängnis von Robben Island waren seine politischen Häftlinge. Hier konzentrierte sich Mut, Intellekt und Integrität in einer Weise, wie man sie wohl anderswo in Südafrika nicht so leicht wiederfand. Die Männer von Robben Island, die Saboteure des Jahres 1964, waren aus verschiedenen ideologischen Schulen hervorgegangen und doch zu derselben Lösung gelangt: der Sabotage als revolutionärer Strategie. Sie hatten mehr oder weniger denselben Richtern gegenübergestanden und waren auch mehr oder weniger zum selben Strafmaß verurteilt worden.

Diese entscheidenden gemeinsamen Erfahrungen waren bereits für sich selbst ein so starkes Bindeglied, daß sie die ideologischen Differenzen, die außerhalb des Gefängnisses als unversöhnlich erschienen waren, im Gefängnis nahezu ausgleichen konnten. In diesem Zusammenhang wurde das Gefängnis so etwas wie eine Universität. Die politischen Gefangenen sprachen ihre Differenzen aus, lernten aus ihnen und lernten auch, damit umzugehen. Sie redeten miteinander, wenn sie in der Kalkgrube arbeiteten, wenn sie durchs Wasser waten, um Seetang zu sammeln, oder wenn sie zusammensaßen und ihr kärgliches Mahl zu sich nahmen, das ihnen zunächst nicht eßbar erschien, an das sie sich aber langsam gewöhnten, als sich die Erwartungen ihrer Gaumen zu ändern begannen.

Natürlich gab es Frustrationen, Augenblicke oder gar Stunden, in denen sie sich gegenseitig nicht ausstehen konnten und sich in der Gesellschaft des anderen gefangen fühlten. Sie gewöhnten sich an den Gefängnisalltag und seine Regeln und besprachen ihr Verhalten gegenüber der Gefängnisleitung. Es gab Unstimmigkeiten und Auseinandersetzungen, doch über alles hinweg bauten sie in jener vollständig abgeschlossenen, streng bewachten und aufs höchste eingeschränkten Gesellschaft der Bestraften eine Gemeinschaft auf.

Die Zeit verging, und zum Verdruß des Staates und der oft geistlosen und stumpfsinnigen Verwunderung der Wärter, die zu den sadistischen Befehlen verurteilt waren, die sie an ihren Gefangenen ausführten, triumphierte das Überleben. Die Verwandten der Häftlinge trafen sich im Hafen von Kapstadt und auf der Fähre, die sie zur Insel hinüberbrachte, und auch sie entwickelten einen Gemeinschaftssinn.

In seiner Zelle strich jeder Robben-Islander die Jahre aus. Außer der Rivonia-Gruppe, deren Schicksal von einer Änderung des politischen Klimas abhing, wußten alle, wann sie entlassen werden würden.

»Ein Kind und die Stimmen von Kindern, das habe ich am meisten vermißt«, sagte Neville Alexander.

Ein Mitgefangener schrieb davon, wie er den Inhalt von Briefen von zu Hause wie ein Verhungernder in sich hineingeschlungen habe und ebenso wie Oliver Twist immer mehr wollte. Wie er die Nachrichten im Radio verfolgt, sich nach persönlichem Austausch geseht und auf kleine Leckerbissen, etwa über Geburten und Hochzeiten, Schule, Spiele, Picknicks, Filmveranstaltungen, Theater, Bücher, Blumen, Reisen, neue Erfindungen, soziale Probleme, sich ändernde Verhaltensweisen usw. geradezu gierig gewesen sei, da diese scheinbar so unwesentlichen kleinen Dinge in seiner

geschrumpften Gefängniswelt eine immense Bedeutung erlangten.

Das Privileg zu studieren, sich an einer Fernuniversität einzuschreiben, Bücher zu bestellen und zu bekommen, Arbeiten zu schreiben und sie benotet zurückzuerhalten, die Klassen, Kurse und akademischen Grade in die Mauer einzuritzen, Seminare abzuhalten und von der akademischen Erfahrung des anderen zu lernen – dies alles wurden Stützen in ihrem Leben. Insbesondere die Rivonia-Gruppe war so etwas wie eine Pioniergemeinschaft. Generationen neuer Gefangener kamen und gingen – die Rivonia-Gruppe inspirierte sie alle und integrierte sie auf sanfte, weise und liebevolle Art in die Gefängnisgesellschaft.

Im Juni 1967 wurde Nelson zum dritten Mal von Winnie besucht. Sie unterhielten sich wieder einmal für eine halbe Stunde über die Trennscheibe hinweg. Sie brachte Neuigkeiten von Tembi mit, den sie vor ihrem Besuch auf Robben Island getroffen hatte, und Nelson war erfreut zu hören, daß ihre Zusammenkunft angenehm verlaufen war. Nelson durfte damals viermal im Jahr Besuch empfangen, allerdings nur aus der allerengsten Verwandtschaft. Für diese ›allernächsten‹ Angehörigen war es wegen der Entfernung und der Kosten nicht immer einfach, diese Besuche auch wahrzunehmen.

Nelson konzentrierte sich auf seine Studien und versuchte, der ihm zugewiesenen Schwerarbeit einen Sinn zu geben. Er betrachtete sie als eine Gelegenheit, frische Luft zu atmen und sich das Meer und die Vogelwelt anzuschauen. Sie arbeiteten im Kalkbruch, wo sie gruben und Lastwagen beluden. Er begann, sich für Gesteinsformationen und Archäologie zu interessieren, und las alles, was er darüber in der spärlich ausgestatteten Gefängnisbibliothek finden konnte. Die gemeinsame Arbeit bot auch die Möglichkeit, sich mit Mitgefangenen zu unterhalten, mit denen man sonst keine

Gelegenheit hatte, zusammenzutreffen. Nelson fühlte sich insbesondere zu Fikile Bam und Neville Alexander hingezogen, deren Intellekt er bewunderte, von denen er jedoch wußte, daß sie ihm kritisch gegenüberstanden und ihn als Kollaborateur ansahen. Sie redeten während der Arbeit miteinander und führten, so oft es ging und immer in aller Heimlichkeit und unter großem Risiko, Diskussionen durch. Einmal, am 25. Januar 1967, gab es Schwierigkeiten, als Nelson, Eddie Daniels, Neville Alexander und Laloo Chiba mit den Wärtern in Streit gerieten. Man beschuldigte die Gefangenen, sie seien ›faul, nachlässig und unachtsam‹. Dieser Vorfall ließ sie näher zusammenrücken. Sie schlossen sich zur Verteidigung zusammen und nahmen sich Anwälte, die sie vertreten sollten. Schließlich ließ man die Anklage gegen sie fallen.

Verlust von Freunden und Verwandten

Drei Monate nach ihrer Einkerkering erfuhren die Gefangenen im September 1964, daß Babla Saloojee in der Haft gestorben war. Nelson hatte den aus Fordsburg stammenden, überschwenglichen Jugendlichen gekannt, der unschuldig wie ein Kind war und sich ganz der Bewegung verschrieben hatte. Wie die offizielle Erklärung auch immer lauten mochte, er wußte, der Junge hatte keinen Selbstmord begangen, man hatte ihn getötet.

Das Jahr 1966 brachte die Nachricht von der Verhaftung Bram Fischers. Sie warf einen Schatten auf Robben Island, und die Kameraden fragten sich, wieviel Schaden diese Festnahme wohl angerichtet habe. Bram war in Verkleidung im Kapland gefangengenommen worden, nachdem ein Informant ihn der Polizei verraten hatte. Immer wieder Informanten, fluchte Nelson – *verdammte nochmal!* Die weißen Medien konzentrierten sich auf seine Tarnung, veröffentlichten Fotos von ›davor‹ und ›danach‹ und verdrehten in ihrer Berichterstattung das Opfer, das Bram gebracht hatte. Auch Bram würde sein Leben im Gefängnis zubringen, das war Nelson umgehend klar, und er empfand tiefstes Mitleid mit ihm.

Nelson liebte und bewunderte diesen Mann. Für ihn war er der führende Jurist des Landes. Als Sohn eines geachteten Gerichtspräsidenten und Ehemann von Molly Krige, die eine enge Verwandte von General Smuts war, hatten ihm alle Möglichkeiten offengestanden. Er hätte umgehend eine Machtposition einnehmen können; doch die Macht, die er suchte, war nicht die eines rassistischen Staates, war nicht die

Macht von Unterdrückung und Tyrannei. Jener Macht kehrte er den Rücken, stellte sich gegen sie und machte gemeinsame Sache mit den Ohnmächtigen. Kurz nach dem Rivonia-Prozeß und auf der Höhe seines Ruhms als Anwalt hatte er seine Praxis, sein angenehmes Leben und die entsprechende Gesellschaft aufgegeben und war in den Untergrund gegangen. Nelson bewertete das Opfer, das Fischer gebracht hatte, höher als sein eigenes, denn Bram hatte dafür seinen ›Stamm‹ verlassen, etwas, was er niemals hatte tun müssen. Bram Fischer beschämte ihn so, wie kein anderer es tat. Ruhig und beherrscht und überaus höflich, war er für den Untergrund einfach nicht geschaffen. Er war der brillante Redner, dem man in jedem Gericht, in jeder Versammlung zuhörte. In diesem Lande Gerichtspräsident zu werden, das hatte er nicht verdient, aber vielleicht ja Präsident des neuen Südafrika, von dem sie träumten.

Auch Bram verurteilte man zu lebenslanger Haft, die er jedoch im Maximum-Gefängnis von Pretoria verbrachte. Als er im Mai 1977 starb, verneigte sich das Land in Trauer.

Im Jahr nach Bram Fischers Verhaftung kam die traurige Nachricht, daß Häuptling Albert Luthuli verstorben war. Obwohl er unter Bann stand und natürlich älter wurde und man ihn außerdem gezwungen hatte, auf seine politischen Ämter zu verzichten, war sein leidenschaftliches Eintreten für Gerechtigkeit so stark wie immer geblieben. Er verbrachte seine Tage im erzwungenen Ruhestand in der kleinen Missionsstation von Groutville. Abordnungen und Freunde kamen ihn besuchen, und er traf sie für gewöhnlich in Stanger, im Hause seines Freundes E. V. Mohamed, der auch sein selbsternannter, ehrenamtlicher Sekretär war. Als Bobby Kennedy Südafrika besuchte, hatte er sich zur Aufregung und

Verwunderung der Stammesleute mit einem Helikopter in den Sand von Groutville hinuntergeschraubt, und der dem Tode geweihte Senator und der weise Revolutionär hatten eine Stunde lang miteinander gesprochen.

Der Häuptling und seine gütige Frau Nomakhaya waren glücklich und stolz auf ihre Kinder: Albertina, eine Ärztin, Hilda, die als Krankenschwester arbeitete, Jane, eine Sozialarbeiterin, und ihren Sohn, der Anwalt war. Hilda und Albertina lebten in Übersee, doch die anderen besuchten sie regelmäßig, und die Enkelkinder blieben für längere Zeit bei ihnen. Der Häuptling trieb ein wenig Landwirtschaft, las viel und machte regelmäßig seinen Spaziergang über eine kleine Eisenbahnbrücke. Er kannte den Weg so gut, erzählte sein Schwiegersohn später, daß er den Pfad mit verbundenen Augen hätte entlanggehen können. Doch im Juli 1967 fand man ihn eines Morgens auf der gewohnten Strecke von einem Zug überfahren. Der Zug verkehrte dort offenbar nicht regelmäßig, und Luthuli war ihm wohl nie zuvor begegnet. Er kam unerwartet, fast als sei es beabsichtigt, und streckte ihn nieder. Das Geheimnis bleibt ungelöst.

Die schlimmste Last, die Nelson in jenen ersten vier Jahren zu tragen hatte, war der Tod seiner Mutter. Er erinnerte sich daran, wie gütig und sanft sie zu ihm gewesen war, als er heranwuchs, und auch an ihre christlichen Ratschläge, die sich ihm trotz der anderen ideologischen Züge, die dort Eingang fanden, ins Bewußtsein geprägt hatten. Er sah sie zusammen mit Eveline, mit Winnie und mit seinen Kindern. Vor allem verfolgte ihn das Bild ihrer schmalen, schweigenden Gestalt am Tage seiner Verurteilung. Er war ihr einziger Sohn, sie war früh Witwe geworden und hatte als eine der Nebenfrauen seines Vaters darunter zu leiden gehabt, daß sie vernachlässigt

wurde, doch hatte sie sich über das alles hinweg eine stoische Würde bewahrt. Nelson konnte weder die Tränen zurückhalten noch das Schluchzen unterdrücken. Also ließ er den Schmerz von sich Besitz ergreifen und fühlte sich dadurch auch schließlich irgendwie erleichtert. Als seine Kameraden erschienen, um ihm ihr Beileid auszudrücken, hatte er sich schon wieder vollkommen in der Gewalt. Wieder allein, dachte er an die Zeit, die er mit ihr hätte verbringen können, hätte die Politik ihn nicht so vollständig in Anspruch genommen. Er schrieb darüber: »Selbst meiner Mutter gegenüber war ich nicht so aufmerksam, wie ich es hätte sein sollen. Ich schrieb ihr selten, es sei denn, ich wollte sie davon überzeugen, daß sie zu mir nach Johannesburg ziehen sollte.« (1.3.81)

Nosekeni Mandelas Begräbnis im Oktober 1968 stand in krassem Gegensatz zu ihrem bescheidenen Leben. Zwei Staaten machten sich dort mit ihrer Anwesenheit bemerkbar, zum einen die Transkei, die damit einer Stammeschwester und Mutter eines trotz politischer Differenzen respektierten Stammesbruders die Ehre erwies, zum anderen die Republik Südafrika, die damit auf grausame Weise an die Macht gemahnte, die den Sohn gefangenhielt. Im Leben eine stille und sehr zurückgezogene Person, geriet ihre Bestattung zu einem Stelldichein der Polizei. Bei keinem anderen Begräbnis in der Transkei waren jemals so viele Polizisten zugegen gewesen. In Qunu hatte ihr die Polizei auch niemals einen Besuch abgestattet, obwohl sie deren Invasionen im Hause ihres Sohnes in Orlando regelmäßig zu spüren bekommen hatte. Jetzt, da sie tot war, wurde sie von ihnen ihres inhaftierten Sohnes wegen regelrecht überschwemmt.

Man erteilte Winnie die Genehmigung, zum Begräbnis in die Transkei zu fahren. Sie brach am Grab zusammen und weinte bitterlich. Ihre Schwägerinnen, Eveline und andere zur engeren

Verwandtschaft zählenden Frauen stimmten in ihr Wehklagen ein.

Neuigkeiten aus erster Hand über die Krankheit seiner Mutter und das Begräbnis erhielt Nelson erst drei Monate später, als er von Winnie besucht wurde. Zwei Jahre sollten vergehen, bevor sie sich wiedersahen, denn Winnie würde man wenige Monate später verhaften und für fast anderthalb Jahre in Einzelhaft stecken; und auch als Familie stand ihnen ihre schlimmste Zerreißprobe noch bevor.

Sippenhaft

Das erste, was die Frauen und Verwandten der Robben-Insel-Gefangenen nach deren Verurteilung 1964 taten, war, daß sie Genehmigungen beantragten, um ihre Ehemänner, Söhne und Brüder dort auf der Insel zu besuchen. Winnie und Albertina standen unter Bann, und es hing deshalb von der ›Gnade‹ des Justizministers ab, ob ihnen die normalen ›Privilegien‹, die den Frauen der Gefangenen zustanden, gewährt würden. Die Genehmigung wurde erteilt, doch mußten die beiden Frauen getrennt reisen, da es ihnen als Gebannten nicht erlaubt war, miteinander in Verbindung zu treten.

Winnie fuhr mit dem Zug nach Kapstadt, wo Freunde sie zum Hafen brachten. Als sie in den Frachtraum des kleinen Motorbootes hinunterstieg, befahl sie sofort Platzangst. Sie fühlte die Maschine unter ihren Füßen stampfen und darunter die Wellen. Von der See sah sie nichts. Als sie die Insel erreichten und sie mühsam aufs Oberdeck kletterte, bemerkte sie erst, was für eine gesellige Menge sie auf dem Boot begleitet hatte, darunter viele junge Mädchen, von denen sie annahm, sie besuchten die Polizisten und Wärter, um sich mit ihnen zu amüsieren.

Sie ging auf das Gefängnisgebäude zu, und als sie den Kopf hob, sah sie den Wachturm und die drohend auf sie gerichteten Gewehre. Es lief ihr eiskalt den Rücken herunter, und sie erkannte, daß eine Flucht aus dem Inselgefängnis nahezu unmöglich war.

Sie folgte dem Kiesweg, betrat das Wartezimmer für Besucher und wartete darauf, daß sie an die Reihe kam, und als man sie aufrief, ging sie den engen Gang hinunter, vorbei an

den Trennscheiben, an die sich die Gesichter der Gefangenen preßten. Für den Bruchteil einer Sekunde war sie vom plötzlichen Anblick der ›zerquetschten‹ Gesichter wie betäubt, erholte sich aber dann und gab ihr Lächeln zurück. Ein Kamerad rief: »*Nelson ist ganz hinten*«, und dann sah sie ihn, der sie überglücklich begrüßte. Sie lächelte strahlend zurück. Eine kostbare halbe Stunde folgte. Nelson genügte es schon, sie nur da zu haben, mit ihr über die Kinder zu sprechen, die Neuigkeiten aus erster Hand zu erfahren.

Bedrückt kehrte Winnie nach Johannesburg zurück. Wenige Wochen später wurde sie mit dem zweiten Bann belegt, der ihr vorschrieb, Orlando nicht zu verlassen. Schlimmer war jedoch, daß ihr beim Jugendwohlfahrtsamt gekündigt wurde.

Ihr Job dort war schon seit einiger Zeit bedroht gewesen. Die Regierung hatte sich geweigert, ihren Lohn zu bezuschussen, doch ihre unmittelbare Vorgesetzte hatte sich dagegen zur Wehr gesetzt und ihr gesagt, man werde sich um eine private Geldquelle bemühen, die den Zuschuß ausgleiche. Der staatliche Druck hatte sich jedoch für Mrs. Uys als zu groß erwiesen. Die Polizei verfolgte Winnie bis ins Amt und durchsuchte, mit Vollmachten bewaffnet, ihre Akten.

»Sie schienen davon überzeugt, Nelson stehe mit mir in Verbindung und sie könnten unter meinen Papieren Beweise dafür finden. Vielleicht war es auch nur so eine Art Rachefeldzug, ihre Anwesenheit wirkte auf jeden Fall einschüchternd. Unser Amt war multirassisch. Ich kam mit allen gut aus, außer mit Tiny Kruger. Wir waren vorher schon aneinandergeraten, aber das nahm jetzt zu, und die Angriffe wurden persönlicher. Sie beschwerte sich über mich bei Mrs. Uys und verlangte eine Entschuldigung. Mrs. Uys erklärte mir: ›Ich kann keine weiße Mitarbeiterin für Sie opfern. Sie wissen doch, wie die Situation im Lande ist.‹ Alles in mir wehrte sich gegen eine Entschuldigung. Ich wußte, Mrs. Kruger hatte

unrecht und war ungerecht. Doch ich brauchte den Job so sehr, daß ich sagte, ich würde darüber nachdenken. Der Bannspruch ersparte es uns beiden, Entscheidungen gegen unser Gewissen zu treffen, denn durch ihn verlor ich automatisch meinen Job.«

Sowohl mit ihrem Bann als auch mit ihrer Entlassung wurde Winnie spielend fertig. Es hatte Zeiten gegeben, da hatte sie sich als unersetzlich für die Behörde angesehen. Sie und Janet Makiwane hatten die meisten Fälle zu bearbeiten, doch hatten sie auch zahlreiche Zusammenstöße mit dem Regierungsbeauftragten für Jugendwohlfahrt, was die Unterbringung von Kindern anging. Er nahm dabei einen stammesbezogenen Standpunkt ein, sie einen, der auf Menschlichkeit gründete. Winnie hatte sich viele Unannehmlichkeiten wegen Lydia Mudzawane aufgehalst, die von ihrem Ehemann mit sieben Kindern sitzengelassen und aus dem Haus, das man an ihn vermietet hatte, hinausgeworfen worden war. Sie hatte sie in dem einzig verfügbaren Obdachlosenheim untergebracht und dann die Anweisung bekommen, sie wieder von dort fortzuschaffen, weil die Mudzawanes zum Stamm der Venda gehörten und dies ein Heim für Xhosa war. Daß die Kinder Asthma hatten, war gleichgültig gewesen.

Über ihre Arbeit berichtet Winnie:

»Ich liebte meine Tätigkeit als Sozialarbeiterin. Ich war wirklich der Meinung, ich leiste dort einen wichtigen Beitrag, trotz all des menschlichen Leids, das ich auszuhalten hatte. Die Vermittlung von Babys für die Adoption gehörte auch zu meinen Aufgaben. Orlando besaß die einzige Einrichtung, in der nicht-weiße Babys, die auf die Adoption warteten, ausgewählt werden konnten. Eines Tages rief mich Asiz an und erzählte mir von einer Familie, die ihr Baby zur Adoption freigeben wollte. Er legte Wert darauf, daß die Identität der Familie geheim blieb, und die Adoption sollte so vonstatten

gehen, daß die Familie zu keiner Zeit in den Adoptionsvorgang hineingezogen wurde. Ich holte das Baby ab und brachte es in einer Adoptivfamilie unter. Ich fragte nicht nach der Rasse des Babys oder der seiner leiblichen Eltern, doch lernte ich aus dieser Erfahrung schon bald, daß man Babys und Eltern zueinander passend auswählen mußte und daß dies nicht nur vom Gesetz, sondern auch wegen der Menschen erforderlich war, die durch dieses Gesetz geprägt waren.

Die Adoptivmutter liebte ihr Baby wirklich, doch die Nachbarn ließen das nicht zu. Sie zeigten immer wieder auf sein glattes Haar, so daß sie es bald vollständig bedeckt zu halten begann. Wie lange konnte das so weitergehen? Ich sprach mit meiner Kollegin Zora Dangore darüber, und wir kamen zu dem Schluß, unsere Gesellschaft sei für eine Adoption über kulturelle Schranken hinweg noch nicht reif. Das Baby wurde schließlich in einer Mischlingsfamilie untergebracht, denn eben das war aus ihm in jenem spontanen Moment der Liebe geworden, der die Liebenden ihrer Rassenzugehörigkeit gegenüber hatte blind sein lassen.«

Der Staat wollte die Mandelas endgültig loswerden und ließ deshalb auf Nelsons Inhaftierung den Bannspruch gegen Winnie folgen, was allerdings zur Konsequenz hatte, daß die Welt von zwei Mandelas sprach. Sie hielten sie unter strenger Überwachung, verhafteten sie wegen der geringfügigsten Verstöße gegen ihre Bannauflagen und steckten sie von Zeit zu Zeit ins Gefängnis. Den Alpträumen der Polizeirazzien gesellten sich die von Randalierern und nächtlichen Angreifern hinzu, die, ihrem Verhalten nach zu urteilen, wie der verlängerte Arm des Systems oder zumindest wie dessen enge Sympathisanten wirkten.

Nelson quälte die Verfolgung Winnies. Zeni und Zindzi mußten nun des öfteren die Nähe beider Elternteile entbehren, und er machte sich Sorgen darüber, wie sich das wohl auf sie

auswirken werde. Er war wegen Winnies Isolation und Einsamkeit, des Verlustes ihrer Arbeitsstelle und auch darüber beunruhigt, daß sie auf Freunde und Verwandte verzichten mußte. Er konnte sie nicht vor der Polizei und den Schlägern schützen, die ihr Leben bedrohten, und das war ein qualvoller Zustand für ihn. Um so dankbarer war er jenen, die ihr halfen.

Solange der Bannspruch Gültigkeit hatte, beschuldigte man Winnie im Durchschnitt mindestens einmal pro Jahr, sie habe gegen seine Auflagen verstoßen, und zweimal wanderte sie wegen formaler Verstöße ins Gefängnis.

Für Winnie erwies sich ein Überleben ohne Nelson nur dadurch als möglich, daß sie so handelte wie er. Sie stürzte sich in politische Aktivitäten, machte Opfer von politischer Verfolgung ausfindig und ging daran, Unterstützung für sie zu organisieren. An der Ausübung ihres Berufes gehindert, arbeitete sie ohne Bezahlung und konzentrierte sich dabei auf die, die ihre Hilfe besonders nötig hatten. Sie zog eine Arbeitergruppe an sich heran und nahm mit anderen politischen Aktivisten Verbindung auf. Emissäre erschienen mitten in der Nacht und gaben bekannt, wo die Flugblätter versteckt lagen, die verteilt werden mußten. Kuriere wurden nie ausgefragt, ihre *bonafides* (Echtheit) als selbstverständlich vorausgesetzt. Als Winnie einmal um vier Uhr morgens Flugblätter verteilte, wurde sie davon überrascht, daß ein Mann sie mit *Sakubona Mama* grüßte, wo sie doch geglaubt hatte, in ihrem langen Mantel und mit der Kopfbedeckung, die fast ihr ganzes Gesicht verbarg, werde sie niemand erkennen.

Selbst wenn Winnie sich dazu entschieden hätte, sich aus der Politik herauszuhalten, hätte der Staat sie nicht in Ruhe gelassen. Als Gebannte stand sie unter ständiger polizeilicher Überwachung, und ob das nun geschah, weil man sie für besonders unfallgefährdet hielt oder weil sie die Frau des Mannes war, den sie am meisten fürchteten, auf jeden Fall

wurde sie auf Schritt und Tritt beobachtet. Winnie stieß dauernd mit der Polizei zusammen, das muß einfach festgehalten werden, und jedesmal, wenn sie es tat, machte sie daraus einen Rechtsfall. Wo andere die Dinge hätten laufenlassen und ihr Leben weitergelebt hätten, da konfrontierte sie ihr Leben mit den Dingen, das heißt mit der Polizei und dem System.

Im Oktober 1964, vier Monate nach Nelsons Transport nach Robben Island, befand Winnie sich auf der Johannesburger Polizeihauptwache, um dem 90-Tage-Häftling Paul Joseph Lebensmittel zu bringen. Die Josephs waren enge Freunde und unbeugsame Mitstreiter im Kampf für die Befreiung und hatten ihr während Nelsons Prozeß fest zur Seite gestanden. Pauls Vernehmungen wurden ganz besonders umständlich geführt, und er beantragte deshalb gerichtlich die Zulassung eines Rechtsbeistandes.

90-Tage-Häftlinge durften nur abgepackte Nahrungsmittel bekommen. Winnie hatte sich streng an die Anweisungen gehalten, doch die Polizisten verweigerten die Annahme des Essens, worauf es Streit gab. Winnie ging auf die Polizisten los, und da die das nicht hinnehmen wollten, stürmten sie vor und fielen über sie her. Sie verklagte die Polizei wegen Gewaltanwendung, und vielleicht brachte ihr das den Angriff auf einer zweiten Ebene ein, der viel übler als das Eindringen in ihre Privatsphäre und die Verhaftungen wegen Verstoßes gegen die Bannaufgaben war, die sich im Laufe der Jahre gehäuft hatten.

Jetzt heckte man einen finsternen Plan aus, mit dem man die Mandelas vernichten wollte, indem man Winnies Ruf zerstörte.

Eine Frau ist leicht verwundbar, und wenn sie dazu noch jung und hübsch ist und ihren Ehemann entbehren muß, ist sie es noch tausendmal mehr. Die Schönheit selbst wird zum Ziel des

Neids, Gerede gibt es immer, und das ist umso größer, wenn sich dafür irgendein Anlaß bietet.

Brian Somara war ein Freund der Familie. Nelson, der nach seiner Inhaftierung um Winnies Wohlergehen besorgt war, hatte seine Freunde gebeten, sich um sie zu kümmern, und zu ihnen gehörte Brian, ein 90-Tage-Häftling, dem er bedingungslos vertraute. Brian war einer von denen, die Nelsons Bitte ernst nahmen. Er war immer bereit, wenn Winnie Hilfe brauchte, und diese Gelegenheiten waren zahlreich. Tembi und Makgatho gingen im Swaziland zur Schule und mußten dort hingebacht und zu Ferienbeginn abgeholt werden. Brian bot ihr seine Dienste an, wie er es auch sonst bei so vielen anderen Gelegenheiten zu tun pflegte. Doch Brian diente als Köder, als Werkzeug, das die Polizei benutzte, um Winnies moralischen und politischen Ruf zu zerstören.

Die Bewegung war von Informanten durchsetzt, wie der Rivonia-Prozeß auf so erschreckende Weise deutlich gemacht hatte. Diese ›Informanten‹, die im ANC als engagierte Mitglieder galten, begannen zu tuscheln und säten so Verwirrung und Gehässigkeit. Winnie spürte, daß Freunde sie zu isolieren begannen. Ein Freund unterstützte sie, und selbst Jesus Christus war von seinen Jüngern verraten worden, was erwartete sie also anderes? Die Polizei versuchte, ihr Ehebruch anzuhängen, doch Winnie kam aus der Sache heil und mit intaktem Ruf heraus.

Am 9. Juli 1966 sollten sich die Mandelas zum zweiten Mal im Robben-Insel-Gefängnis sehen. Man teilte Winnie jedoch mit, sie dürfe ihren Mann nur besuchen, wenn sie einen Paß bei sich habe. Auch dies war wieder ein Versuch, die Mandelas zu demütigen. Nelson hatte seinen Paß während der Widerstandskampagne verbrannt, und Winnie wäre lieber ins Gefängnis gegangen, als den Paß mit sich zu führen, den man den afrikanischen Frauen Mitte der fünfziger Jahre

aufgezwungen hatte. Doch der Wunsch, sich zu sehen, war so heftig, daß es eine sinnlose Geste des Stolzes gewesen wäre, hätte sie sich nicht um jenen Fetzen Papier bemüht. Sie hatten sich zwei Jahre lang nicht gesehen, und wieviel war in der Zwischenzeit geschehen.

Von Nelson fielen die Jahre und Ereignisse ab, als er sie anblickte, und er fragte sich, wie er jene Zeit überstanden hatte, ohne sie zu sehen. Da saß sie nun so jung und so verwundbar, und er fühlte so sehr mit ihr, daß die Trennscheibe gar nicht mehr dazusein schien. Er wollte die Hand ausstrecken, sie berühren und festhalten – es war ein leerer Traum. Sie sprachen miteinander, verlegen wegen der Gegenwart der Wärter, und fühlten all das, was junge Liebende im ersten Rausch ihrer Gefühle empfinden, doch nichts davon konnte Erfüllung finden. Er fühlte sich schuldig. Er hätte an ihrer Seite sein und sie beschützen sollen, doch er war hilflos, umgeben von Polizei, Wächtern, Schranken, hohen Mauern und der See, die er nicht überqueren konnte.

Die Polizei verfolgte Winnie zum Flughafen, von wo sie nach Johannesburg abfliegen wollte, und verlangte von ihr ihren Namen und ihre Anschrift. Irritiert gab sie zurück, die wüßten sie bereits, wie sonst hätten sie sie erkannt. Man legte ihr zur Last, sie habe sich geweigert, sich gegenüber der Polizei auszuweisen, und sich bei ihrer Ankunft in Kapstadt nicht gemeldet. Für den ersten Anklagepunkt erhielt sie einen Monat, für den zweiten ein volles Jahr Gefängnis. Der Friedensrichter war wahrscheinlich der Ansicht, die hochmütige Schwarze brauche eine Lektion. Das Urteil wurde jedoch, bis auf vier Tage, zur Bewährung ausgesetzt. Winnies Anwalt plädierte darauf, alles bis auf einen Tag zur Bewährung auszusetzen, doch der Friedensrichter stimmte nicht zu und meinte: »Es ist fast ein wenig unfair, daß dieses Gericht in dieser Sache ein Urteil abgeben soll. Sie ist eine Frau, und sie

mag durcheinander gewesen sein, nachdem sie ihren Mann besucht hatte. Ob ihr das jedoch das Recht gab, ihren Namen und ihre Adresse zu verweigern, ist äußerst fraglich. Ich schätze ihre Intelligenz recht hoch ein und denke, sie wußte, was sie tat.« Der Verteidigung wurde das Recht auf Berufung eingeräumt und Winnie gegen eine Kautions von 20 Rand auf freien Fuß gesetzt.

In der Zwischenzeit fand sie einen Job als Sekretärin an einem Fernlehreinstitut, doch mit dem Argument, ihre Bannauflagen gestatteten ihr keine Beschäftigung an einer Bildungseinrichtung, zwang die Staatsgewalt ihren Arbeitgeber, sie zu entlassen.

Während der eine Rechtsfall noch in der Schwebelage war, sorgte die Polizei schon für den nächsten. Ein Leutnant Fourie platzte in Winnies Schlafzimmer, als sie gerade von der Arbeit gekommen und nicht angezogen war. Voll Zorn und Wut, doch vollkommen in ihrer Gewalt, klammerte sie sich an den Türrahmen und drängte ihn zum Zimmer hinaus. Der Leutnant verklagte sie wegen tätlichen Angriffs. Die scheue und zurückhaltende Mrs. Mandela machte jedoch auf der Zeugenbank kaum den Eindruck einer Amazone, und so wurde die Sache abgewiesen.

Das war ein Anlaß zur Freude. Nelson war stolz auf ihre Courage und freute sich über die Bewunderung, die ihr diese Episode bei seinen Kameraden auf Robben Island eintrug.

Die Berufung in der Kapstadt-Sache verlor sie dagegen, und der Staat verlangte, daß man ihm das sprichwörtliche Opfer darbrachte – vier Tage Gefängnis. Die saß Winnie ab und kam lächelnd wieder heraus. Unter denen, die auf sie warteten, um sie zu begrüßen, war auch ihre Freundin Maud, bei der sich die Polizei mit Rücksicht auf ihre weiße Hautfarbe entschuldigte: »Oh, verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß Sie auf sie warteten, um sie nach Hause zu bringen.«

Im Jahre 1974 fanden Winnie und Peter Magubane eine Anstellung in einem Inkassobüro. Direktor François Squibble lobte sich selbst wegen der hohen Löhne, die er den beiden zahlte, beteuerte jedoch gleichzeitig, wie sehr er ihre Tüchtigkeit schätze. Obwohl sie für dieselbe Firma arbeiteten, war es ihnen, da beide unter Bann standen, nicht erlaubt, miteinander in Verbindung zu treten. Die Polizei beobachtete sie ganz genau, in der Hoffnung, sie dabei zu erwischen, wie sie miteinander redeten. In den Ferien, wenn Zeni und Zindzi aus der Schule zurückkamen, pflegte Peter sie in seinem Kombi abzuholen. Er parkte den Wagen dann irgendwo und trat beiseite, während Winnie einstieg und mit den Mädchen im Auto Mittag aß. Bei einer solchen Gelegenheit verhaftete sie die Polizei unter der Beschuldigung, sie hätten miteinander Kontakt aufgenommen, und sie wanderten für diese Untat für sechs Monate ins Gefängnis. Winnie saß ihre Strafe zusammen mit Dorothy Nyembe und Amina Desai, zwei politischen Häftlingen aus Kroonstad, ab.

1981, während ihrer Verbannung nach Brandfort, legte man ihr zur Last, sie habe einen Besucher, Mathew Malfane, empfangen. Wie sich jedoch herausstellte, war Mathew kein Besucher, sondern ein Untermieter, und so schlug die Anklage fehl.

Zwischen 1966 und 1969 klagte man Winnie dreimal an und hielt sie 491 Tage lang in Gewahrsam. Dasselbe passierte zwischen 1970 und 1978, wo sie ein halbes Jahr im Gefängnis verbrachte. Im Jahre 1977 wurde sie nach Brandfort verbannt.

Die Bannsprüche zwangen sie dazu, allein zu leben. 1972 brachen zwei Männer in ihr Haus ein und versuchten, sie im Bett zu erdrosseln. Ihre Schreie riefen jedoch die Nachbarn herbei, und die Angreifer flohen.

Wenige Monate danach wurde ihre Garagentür aufgebrochen und die Scheiben ihres Wagens zertrümmert. 1976 zerschnitten

Randalierer die Telefondrähte, warfen die Fensterscheiben ein, traten die Tür ein und luden regierungsfeindliche Flugblätter in ihrem Garten ab.

(Im Herbst 1988 zündeten Jugendliche ihr Haus an. Es brannte bis auf die Grundmauern nieder. Anm. d. Übers.)

All dies durchlebte auch Nelson, sogar noch viel stärker, denn zum einen machte er sich für die Schikanen, denen sie ausgesetzt war, selbst verantwortlich, weil er sie liebte und dieser Liebe wegen mit ihr litt, zum anderen hatte er ein feines Gespür für seine patriarchalischen Pflichten und fand es unerträglich, daß er zur Untätigkeit verdammt war, und zu guter Letzt konnte er das, wovon er wußte, daß es Wirklichkeit war, nicht in der Wirklichkeit erfahren. Und so beherrschte es seine Gedanken, wo es ins Unermeßliche wuchs und grausige Gestalt annahm.

Winnies schwerste Prüfung

Man schrieb den 12. Mai 1969, und Winnie hatte ihren 35. Geburtstag noch nicht gefeiert. Ihr zu lebenslanger Haft verurteilter Mann Nelson saß bereits seit sieben Jahren hinter Gittern, ihre beiden Töchter Zeni und Zindzi waren im Swaziland auf dem Internat, und bei ihr wohnte ihre Schwester Nonyaniso.

Die Bewohner des Hauses Nr. 8115 lagen in tiefem Schlaf, als gegen drei Uhr morgens plötzlich heftig an die Tür geschlagen wurde. Winnie war sofort wach. Sie wußte, das war die Polizei, und rüttelte ihre Schwester wach. Inzwischen bebte das ganze Haus von den Schlägen, die zu einem richtigen Hämmern angewachsen waren, das von allen Seiten, von den beiden Türen und von den Fenstern auf sie eindrang. Winnie zog ihren Morgenrock an, als es plötzlich einen ohrenbetäubenden Knall gab und Nonyaniso unter der hereinstürzenden Eingangstür fast begraben wurde. Winnie war fürchterlich wütend und gebrauchte ein paar ausgewählte Schimpfworte. Major Johannes Jacobus Victor beachtete sie überhaupt nicht und befahl seinen Leuten, das Haus zu durchsuchen. Die gerieten ganz besonders aus dem Häuschen, als ihnen eine Kopie von *Black Power and Liberation – A Communist View* (Black Power und die Befreiung – Was Kommunisten dazu meinen) und ein Band mit Gedichten über Südafrika in die Hände fielen. Dann erklärten sie Winnie, sie solle ihre Sachen zusammenpacken. »Sie werden eine ganze Weile wegbleiben, Mrs. Mandela.«

Man brachte Winnie ins Gefängnis von Pretoria und steckte sie in Einzelhaft. Die Zelle war dunkel und klein – eine Decke,

ein Klokübel, ein Krug und sie selbst. Sie breitete die Decke auseinander. Wanzen krochen heraus und bissen sie in die Finger, Sie rollte die Decke wieder zusammen und warf sie in die Ecke. Doch es war kalt, und ihr wurde klar, daß sie sie brauchen würde. Also rollte sie sie wieder auseinander und machte sich daran, die Wanzen zu töten. Etwa eine Stunde später lag da ein Haufen toter Wanzen, und die Decke war einigermaßen sauber, aber ihre Hände waren unerträglich schmutzig, und vom Blutgeruch der toten Wanzen fühlte sie Brechreiz in sich aufsteigen.

Sie machte sich einen provisorischen Kalender und strich die Tage aus, die vergingen. Sie hatte keine Vorstellung davon, wie lange sie sie hierbehalten würden, wen man noch gefangengenommen hatte, und warum. Die Wärter sprachen nicht mit ihr. Sie schoben ihr nur die Teller mit übel aussehendem Essen in die Zelle und holten sie unberührt wieder heraus. Um den Kübel auszuleeren und um sich zu waschen, durfte sie die Zelle verlassen.

Winnie war richtig erleichtert, als die Polizei sie abholte. Sie erinnert sich: »Man hatte endlich Gesellschaft, doch meine Erleichterung verflog, als ich den Chef der Gruppe sah, den hageren Major Theunis Jacobus Swanepoel. Er stand in dem Ruf, ein Killer zu sein, und den Tod Babla Saloojees im Grey-Gebäude brachte man mit ihm in Verbindung.«

Zum ersten Mal hörte sie nun von den anderen, die man mit ihr inhaftiert hatte. Darunter befanden sich auch ihre Schwester und Peter Magubane. Panik erfaßte sie wegen der Kinder. Wer sollte sich um sie kümmern? Die Polizisten erklärten ihr, sie hätten 80 Zeugen, und zählten jene auf, von denen sie wußten, daß es ihre engen und vertrauten Freunde waren. Die hätten ihnen alles gesagt, was sie wissen mußten, behaupteten sie. Sie

brauchten nur noch ihre Bestätigung. Ein Beamter saß startklar an der Schreibmaschine, um ihr Geständnis zu tippen.

Das Verhör wurde einmal mit sanfter Überredung, dann mit direkter Aggression geführt. Die Taktik der Polizei bestand darin, sie glauben zu machen, sie wüßten sowieso schon alles, ihre Mitstreiter, ihre Schwester und Peter Magubane hätten alles ausgeplaudert.

»Wann hast du im ANC angefangen?«

»Der ANC steht unter Bann.«

»Komm uns bloß nicht so. Rita hat uns alles erzählt. Was soll's also. Wir kennen alle Einzelheiten über eure Versammlungen – in Ndous Lagerraum, in Diepkloof, in Alexandra. Wir wissen alles über die Eide, die ihr abgenommen habt. Also los, nun sei nicht blöd. Du stehst zum Schluß allein vor Gericht, und sie sagen alle als Zeugen der Staatsanwaltschaft gegen dich aus. Möchtest du eine Zigarette?«

»Ich rauche nicht.«

»Dann vielleicht einen Kaffee?« Swanepoel wartete ihre Antwort nicht ab, sondern befahl einem der anwesenden Polizisten in Afrikaans, eine Tasse Kaffee zu holen, um dann, während er auf sie herablächelte, auf Englisch fortzufahren. »Bring auch gleich ein paar Sandwiches mit Hühnerfleisch mit, wenn du schon dabei bist. Die werden Mrs. Mandela schmecken. Nun, machen wir also weiter.«

»Womit weitermachen? Es gibt nichts weiterzumachen. Was wir taten, haben wir öffentlich getan. Wir haben unsere Leute unterstützt.«

Das Geplänkel ging weiter, etwa eine halbe Stunde lang. Dann stand Swanepoel auf und beschwerte sich, sie langweile ihn.

»Das ist alles fade und nutzlos, wo du doch so viel zu erzählen hättest. Und glaube ja nicht, daß du es nicht erzählen

wirst. Du wirst schon plaudern, bevor wir mit dir fertig sind. Mach du mal weiter, Gert.«

Gert, wie er auch immer weiter heißen mochte, war ein schwerer Mann mit ganz rotem Gesicht. Sein Auftreten war rau und seine Haltung bedrohlich, und er kam auf sie zu, als wolle er sie jeden Moment angreifen. Er sprach nicht mit ihr, er schrie sie an. Die anderen verhielten sich kooperativ, was an ihr denn so Besonderes sei? Wen glaube sie denn noch zu schützen? Sie hätten ja alles da, schon auf Band aufgenommen – die Treffen mit ihrem Mann und seine geheimen Anweisungen an sie; die Telefonanrufe; ihre Gespräche mit Tambo – alles aufgenommen. Sie würden sie einsperren, worum ging es ihr also noch?

Die Zeit schien ihr endlos – wie lange hatte sie schon auf diesem Stuhl gesessen? Einen Tag, eine ganze Nacht, zwei Tage oder zwei Nächte? Was wollten sie bloß? In jenem Raum, wo das elektrische Licht endlos aus den Glühbirnen strömte, lernte sie, die Zeit anhand der Schichten der Beamten zu messen, die sie verhörten. Jeder, so schien es, brachte vier Stunden mit ihr zu. Der erste bombardierte sie mit Fragen; der zweite schrie, beschimpfte und bedrohte sie; der dritte war ganz Mitgefühl und Erbarmen und bot ihr an, ihr aus der Patsche zu helfen, wenn sie sich nur kooperativ zeigen und ihnen ein paar zufriedenstellende Antworten geben würde. Essen gab es während der ›Güte-Schicht‹. Sie sagte dem verhörenden Beamten, ihr sei schwindlig und sie habe fürchterliches Herzklopfen. Er versprach, ihr den Doktor zu schicken, und gab den Ratschlag: »Warum wollen Sie das alles durchmachen? Sie sind jung und schön und haben zwei kleine Kinder. Sie schulden es ihnen und Sie schulden es sich, daß Sie ein glückliches und normales Leben führen.« Er bot ihr einen Job bei der Polizei an. Sie habe Klasse, sagte er, und solle eine von ihnen werden.

»Denken Sie darüber nach, über alle Ihre Probleme.« Denken, denken, denken, das Wort pochte ihr im Kopf herum. Sie sah Nelson vor sich, wie er zu ihr sagte: »Zami, nächsten Monat fahren wir nach Durban und machen Urlaub, mal so ganz weg von allem.« Ein Urlaub am Strand, die Schaumkronen spielten um ihre Füße, die Sonnenstrahlen im Wasser, Zeni und Zindzi, die Sandburgen bauten...

»Winnie, nicht einschlafen. Wir haben miteinander zu reden, damit Sie hier rauskommen können.« So wurde sie aus ihrem Traum gerissen.

Hier rauskommen, hier raus, raus – ihre Gedanken wanderten zurück nach Bisana, sie war bei ihrem Vater, und sie pflückten zusammen Maiskolben.

»Die sind gut dieses Jahr«, sagte er. »Und so viele. Dafür kriegen wir einen guten Preis. Das Geld heben wir für nächstes Jahr auf, wenn du aufs Internat kommst.«

»Winnie?« Ein anderer Ton und ein anderer Beamter rissen sie aus ihrem Dämmerzustand. Der freundliche Mann war fort, und der Folterknecht blinzelte sie heimtückisch an. Ihre Hände wie auch ihre Füße waren blau und geschwollen. Sie dachte, sie müsse sterben, als Swanepoel sie anschrte: »Laß uns um Himmels willen etwas da, bevor du dich entscheidest, den Löffel abzugeben. Mit all den Informationen, die du hast, kannst du uns nicht verlassen.«

Die Schmerzen schienen übermächtig, das Herz schlug wie wild, von rasendem Schwindel erfaßt, schlug ihr Kopf auf den Tisch – und sie hämmerten auf der Tischplatte herum, klatschten in die Hände und schrien: »Noch nicht, du hast uns noch nicht alles gesagt!«

Die Nacht ging vorbei, und es war wieder Morgen, der dritte Tag auf ihrem Stuhl. Im Kopf drehte sich alles. Der neue Mann war die Güte selbst. Ob sie duschen wolle, fragte er und führte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer und den

Flur hinunter zur Duschkabine. Sie sah, daß ihr ganzer Körper blau war. Müde und kraftlos seifte sie sich ein, doch nach der Dusche fühlte sie sich frischer und irgendwie entspannt.

Sie kehrte auf ihren Stuhl zurück. Der ›freundliche Mann‹ erzählte ihr, jedermann hier sei sehr besorgt um sie, und sie alle hätten große Achtung vor ihr.

»Deshalb lassen wir Sie nicht stehen. Wir wissen, daß Sie ein Herzleiden haben. Doch wie war das nun mit Ihrem Treffen mit Mr. Platt-Mills?«

Platt-Mills, dachte sie. Wer konnte ihnen davon erzählt haben?

Er machte mit Einzelheiten von anderen Treffen weiter. Sie wußten eine Menge. Die anderen hatten offenbar geredet, doch sie mußte standhaft bleiben.

Dann war Major Swanepoel wieder an der Reihe. Ihn fürchtete sie am meisten, doch nicht genug, um den Fall zu akzeptieren, den er gegen sie zusammenbastelte.

Er schrie sie an: »Ich werde dir sagen, was du bist, Winnie Mandela! Du bist bloß eine Hure! Das alles hast du für Geld getan, und das hast du gekriegt, weil du so getan hast, als seist du die große Erlöserin deines Volkes. Doch dabei hast du dir alles selbst unter den Nagel gerissen, vor allem, um dir die feinen Kleider zu kaufen, die du anhabst. Für wen denn eigentlich, Winnie Mandela? Dein Mann ist doch im Gefängnis. Für wen ziehst du dich an wie eine Nutte? Glaub bloß nicht, wir wüßten es nicht. Hier so unschuldig tun, das läuft nicht bei uns. Wir sind die Polizei. Du wirst es uns erzählen, wenn du nicht willst, daß wir es ihnen sagen. Und dann ist es endlich vorbei damit, nicht wahr, mit deinem Wunsch, eine große Führerin zu sein. Das einzige, was du verdienst, ist ein Tritt in den Arsch! Nun komm, sei vernünftig, du kennst alle die Geheimpläne. Sie schreiben dir, verschlüsselt und mit unsichtbarer Tinte. Wir werden das alles

dechiffrieren, doch wir geben dir die Chance, es selbst zu tun.« Er stolzierte im Zimmer auf und ab, und sie hatte den Eindruck, er könne sie jeden Moment hochreißen und zu Boden schleudern. Sie wünschte, er täte es, denn dann würde sie einfach das Bewußtsein verlieren, vielleicht sterben, und alles wäre vorbei. Was würde nach dem Tod sein, fragte sie sich. Wäre es wohl so, wie es in der Bibel stand? Ihre Mutter wußte es, die könnte sie fragen, dort im Rinderkral, wo sie immer betete. Swanepoels Stimme drang ihr wieder ins Bewußtsein.

»Warum vergeude ich eigentlich meine Zeit mit dir? Wieso hast du politisch bloß so einen Scheiß gebaut?«

Er gibt auf, dachte sie. Die Schwindelanfälle wurden schlimmer, und ab und an wurde ihr schwarz vor Augen. Ein Polizist erlaubte ihr, den Kopf auf die Knie zu legen.

Major Coetzee, der mit dem freundlichen Part, sagte, seine Frau mache sich Sorgen um sie. Winnie hörte ihn kaum noch. Ein stechender Schmerz packte sie auf der linken Brustseite, und sie zitterte am ganzen Körper.

Doch plötzlich waren ihre Gedanken in Alarmbereitschaft, und sie mühte sich, die furchtbaren Geräusche zu erkennen, die aus dem Nebenraum herüberdrangen und wie Schmerzensschreie klangen. Der Beamte, der sie vernahm, unterbrach seine Arbeit, damit sie besser hören konnte, und höhnte dann:

»Das gibt ihm den Rest. Der ist jetzt nicht mehr so tapfer. Wenn sie mit ihm fertig sind, wird er für niemand mehr von Nutzen sein. Nicht einmal sich selbst. Aber reden wird er. Er ist am Ende. Und wie ist es nun mit dir? Gebrochene Knochen oder die Erklärung, die wir haben wollen?«

»Ich bin schuldig, ich allein. Ich habe alles getan, ich gestehe alles. Laßt nur die anderen in Ruhe.« Swanepoel war vor

Erregung außer sich. »Wir haben sie. Es klappt immer, egal bei wem.«

Immer mehr Vernehmungsbeamte füllten den Raum, ganz so, als hätten alle, die hier im Amt mit einer solchen Aufgabe betraut waren, sich versammelt, um diesen letzten Generalangriff auf die Mandelas auszukosten. Die Polizisten schleppten Berge von Papier und stapelweise Akten an und lasen ihr dann vor, was sie gestehen sollte, wobei sie hier und da eine Pause machten, um nach Erklärungen zu fragen oder sich etwas bestätigen zu lassen. Winnie sagte immer nur: »Ja, ja, stimmt, ich war es, ich habe es getan. Ich habe die Versammlung einberufen, ich habe diese Briefe geschrieben, ich habe sie aufgegeben.« Alles, dachte sie, ich gestehe, was sie wollen, nur sollen meine Kameraden nicht länger gefoltert werden.

Major Coetzee hatte die Briefe in einem großen Buch aufbewahrt. Winnie hatte den Eindruck, als wüßte er den Namen jeder einzelnen Person, der sie in den letzten Jahren geschrieben hatte. Sie mußte verborgene Botschaften erklären, die ihnen unverständlich erschienen, oder Handschriftliches entziffern, das sie nicht lesen konnten. Sie zogen daraus ihre eigenen Schlüsse und fragten sie, ob das stimme. Auf alles antwortete sie: »Ja, ja!«, als stehe sie unter Hypnose. Das Verhör dauerte den ganzen Nachmittag und bis in die Nacht. Die Schichten wechselten, Swanepoels Leute nicht. Dann endlich, als die Dämmerung bereits den neuen Tag ankündigte, sagte Swanepoel zu seiner Mannschaft: »Das wär's. Fürs erste haben wir, was wir brauchen.«

Als sie sie in ihre Zelle zurückbrachten, war sie nur noch ein Schatten jener Frau, die diese fünf Tage zuvor verlassen hatte. Die Wärterin lugte durch den Türschlitz und hörte sie im Delirium mit sich selbst sprechen. Winnie konnte nicht schlafen. Nachdem sie fünf Tage wach geblieben war, hatte sie

vergessen, wie das ging. Man brachte ihr Essen, und sie erklärte, es sei vergiftet, und spie es wieder aus, und dann bekam sie Durchfall. In manchen Nächten schreckten die anderen Gefangenen durch ihre Schreie hoch, doch die Tage vergingen, und mit der Zeit erholten sich Körper und Geist ein wenig.

Am 18. Juli, so weist es Winnies selbstgemachter Kalender aus, ließ die Wärterin sie wissen, sie werde im Büro des Direktors erwartet und solle sofort kommen. Auf Major Swanepoels Frage, wer Tembi sei, antwortete sie, »Mein ältester Sohn«, worauf er ihr mitteilte, Tembi sei bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

Winnies Gedanken flogen hinüber zu Nelson in sein Gefängnis. Sie zuckte am ganzen Körper und schluchzte, ohne sich dessen zu schämen. Man brachte sie in die Zelle zurück. Sie lag auf ihrer Matte und dachte an den Jungen, den Nelson ihr vorgestellt hatte, den Sohn, den der Vater so geliebt hatte. Nelsons besorgtes Gesicht hinter der Trennscheibe von Robben Island, wie er nach Neuigkeiten von Tembi fragte, stand ihr vor Augen. Sie konnte nicht anders, sie mußte einfach heulen.

Nelson wurde die Nachricht von Tembis Tod durch den befehlshabenden Offizier auf Robben Island überbracht. Er nahm sie entgegen, jeder Muskel im Gesicht angespannt, und sein Verstand kämpfte mit seiner Seele, um die Gefühlsregungen in Anwesenheit seiner Kerkermeister im Zaum zu halten. Er wollte nur in seine Zelle, sich einschließen und den Gefühlen freien Lauf lassen, die ihn fast erstickt hätten.

Als die ersten Wellen des Schmerzes vorbei waren, schrieb er einen Brief an Eveline, den einzigen überhaupt nach ihrer Trennung, und versuchte sie zu trösten, da er wußte, ihr Leid war ebenso groß wie sein eigenes. Danach schrieb er Tembis

Witwe und gab der Hoffnung Ausdruck, sie werde ihn besuchen und ihm alles über seine beiden Enkeltöchter erzählen.

Was in ihm vorging, wenn jemand in der Familie starb, offenbarte Nelson 1976 beim Tode eines Vetters. »Mir fehlen die Worte, um auszudrücken, wie sehr ich leide, wenn Mitglieder der Familie von uns gehen und ich bei ihrem Begräbnis nicht dabei sein kann. Die Nachricht von Tembis Tod hat mich tief erschüttert.« (26. 10. 76)

Makgatho faßte die Erinnerung daran in folgende Worte: »Ich habe nicht gesehen, wie Tembis Tod auf Tata wirkte. Doch ich sah, wie das bei Mama war. Sie war völlig gebrochen. Ich fühlte mich einsamer als je zuvor.«

Für den Prozeß war die Polizei jetzt darauf aus, Winnies Rechtsbeistand Joel Carlson durch einen nachgiebigeren Anwalt zu ersetzen. Sie wußte von den Auseinandersetzungen, zu denen es zwischen den beiden bereits gekommen war, und wollte das für ihre Zwecke ausnutzen. Wenn man Carlson Winnie entfremdete, so ihr Kalkül, käme es in den Reihen der Angeklagten zu einer Spaltung, und allein dadurch würde die Verteidigung schon geschwächt. Man teilte Winnie also mit, Joel Carlson stände für die Vertretung der Angeklagten nicht zur Verfügung, er werde niemals die Erlaubnis bekommen, mit ihnen zu sprechen, und wenn sie wünsche, daß die Sache schnell vor Gericht komme, solle sie sich lieber mit Mendel Levine zufriedengeben. Man bot an, sie mit den anderen Angeklagten zusammenzubringen, damit sie in der Angelegenheit zu einer Übereinkunft kommen könnten. Vor Gericht sagte Laurence Ndzanga dazu später aus, man habe ihn eines Tages in Major Swanepoels Amtsstube zitiert, wo auch Mrs. Mandela anwesend gewesen sei. »Er gab mir ein Papier

und sagte, Mrs. Mandela werde alles erklären und ließ uns dann allein miteinander reden (...) Ich weigerte mich, das Papier zu unterschreiben, und erklärte, ich wolle durch Mr. Carlson vertreten werden.«

Elliot Shabangu bezeugte, Major Swanepoel habe ihm gesagt, es bestände die Möglichkeit, daß Mr. Carlson nicht im Gericht erscheine, und habe ihn dann aufgefordert, das Papier zu unterschreiben, mit dem er sich damit einverstanden erklärte, durch Mr. Levine vertreten zu werden.

Rita Ndzanga erinnerte sich, wie sie eines Tages Winnie getroffen hatte, als man sie alle nach Compol brachte. Sie hatte sie gefragt, warum man ihnen erzähle, Mr. Levine werde für sie arbeiten, worauf Winnie geantwortet hatte, die Polizei habe ihr erklärt, Mr. Carlson sei es verboten, die Gefängnisse zu betreten.

Als man die 22 Angeklagten am 29. Oktober 1969 vor Gericht brachte, nahmen sowohl Joel Carlson als auch Mendel Levine für sich in Anspruch, Mrs. Mandela zu vertreten. Nach einer Sitzungspause einigten sich alle 22 auf Carlson als ihren Rechtsbeistand und erklärten dem Gericht gegenüber, die Polizei habe sie dazu zu überreden versucht, Levine als Anwalt zu engagieren.

Die meisten der Angeklagten hatten bereits sieben Monate in Haft gesessen, als die Verhandlung vor dem Obersten Gericht von Pretoria in der alten Synagoge am 1. Dezember 1969 begann. Man warf ihnen vor, sie hätten durch den Aufbau von Gruppen und Komitees, Rekrutierung von Mitgliedern, Abhalten von Versammlungen, die Ausrichtung von Begräbnisfeiern für ANC-Mitglieder, Verteilen von ANC-Propagandamaterial, Organisation von Geldsammlungen, Unterstützung von Familien politischer Gefangener, die geplante Unterstützung von Guerillakämpfern, den Kauf

von Sprengstoffen und die Propagierung kommunistischer Grundsätze den ANC wieder zum Leben erweckt.

Den Vorwürfen des Staatsanwalts, Mr. Liebenberg, zufolge hatten sie den ANC im Laufe des Jahres 1967 wiederbelebt, zu alten ANC-Mitgliedern in Soweto, Diepkloof, Alexandra, Durban, Port Elizabeth und Umtata Kontakt aufgenommen, hatten von ANC-Mitgliedern, die auf Robben Island und in Nylstroom einsaßen oder in London und Lusaka im Exil lebten, Anweisungen bekommen und außerdem in Privatwohnungen, Autos und unter freiem Himmel ANC-Versammlungen abgehalten.

Im weiteren Verlauf der Verhandlung wurde jedoch klar, daß die Staatsanwaltschaft nur erhärten konnte, daß Winnies Gruppe für die Familien von politischen Gefangenen und nach deren Entlassung für diese selbst Unterstützung organisiert hatte. Und außerdem stützte sich die Polizei, das wurde ebenso deutlich, vor allem auf die Aussagen von inhaftierten ›Mitverschwörern‹, denen man Straffreiheit zugesichert hatte, wenn sie ausreichende Beweise lieferten.

Zwei Zeugen, Shanthi Naidoo und Nondwe Vricine Mankahla, weigerten sich, für die Anklage auszusagen, und wurden deshalb zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Fünf ›Kameraden‹, die als Zeugen der Anklage auftraten, gaben im Kreuzverhör zu, sie seien gefoltert worden, bevor sie ihre Erklärungen abgegeben hatten. Selbst dann bestätigten ihre Einlassungen die Darstellungen der Anklage nicht.

Über Philip Golding, einen britischen Staatsbürger, war man während des Verhörs hergefallen und hatte ihm die Freiheit versprochen, wenn er vor Gericht in Übereinstimmung mit der Erklärung aussage, die er vor der Polizei abgegeben hatte. Er sagte dann aus, er habe mit einem der Angeklagten, dem Studenten Samuel Pholoto, dessen Tutor im Fach Wirtschaftswissenschaften er gewesen sei, Freundschaft

geschlossen und im Auftrag der Gruppe Botschaften an ANC-Vertreter in Großbritannien überbracht.

Mr. Herbert Nhlapo gab zu Protokoll, er habe Versammlungen besucht, auf denen man diskutiert habe, wie man die Beschwerden von Afrikanern aufgreifen könne. Mohale Mohamyele erklärte, er habe die Vorbereitungen für die Begräbnisfeier von Mr. Lekoto mit erörtert und Mrs. Mandela erlaubt, den Kopierer auf seiner Arbeitsstelle im US-Informationszentrum zu benutzen, um Flugblätter gegen die Wahlen zum städtischen Bantu-Rat zu drucken und das Begräbnis von Mr. Lekoto publik zu machen.

Winnies Schwester Nonyaniso Madikizela gab zu, sie sei von der Polizei derartig bedroht und einer Gehirnwäsche unterzogen worden, daß sie nicht mehr unterscheiden könne, wovon sie wirklich Kenntnis und was die Polizei ihr eingeflüstert habe.

Eselina Klaas aus Port Elizabeth, die wegen Unterstützung der Ziele des ANC bereits zweieinhalb Jahre Gefängnis hinter sich hatte, als Winnies Gruppe 1964 zu ihr Kontakt aufnahm, und jetzt zum zweiten Mal in Haft war, war zu eingeschüchtert, um zuzugeben, daß man sie gefoltert hatte. Sie hatte Formulare verteilt, die die Familien von politischen Gefangenen ausfüllen sollten, und war nach Johannesburg gekommen, um sich von Winnie und Rita Ndzanga Anweisungen zu holen.

Mr. Bizos: »Wie oft hat man sie aufgefordert, eine Erklärung abzugeben?«

Eselina: »Siebenmal.«

Bizos: »Wurde Ihnen nicht die Lippe aufgeschnitten und das Gesicht zerschlagen?«

Eselina: »Sie sprachen nur mit mir von Montag bis Donnerstag, den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch.

Ich stand die ganze Zeit über und schlief, wenn ich nicht mehr stehen konnte.«

Bizos: »Haben Sie gefragt, warum Sie stehen mußten?«

Eselina: »Ich stand da, um eine Erklärung abzugeben.«

Sie gab schließlich zu, sie habe mit einigen der Angeklagten über Wohlfahrtsarbeit gesprochen, niemals jedoch über den ANC.

Auch die Aussagen der Polizei brachten nicht allzuviel. Major Victors Beweise beschränkten sich auf die beiden von den Hunderten von Büchern, die er im Hause der Mandelas gefunden hatte. Johannes Jacobus war beim Angeklagten Nummer 17 eine Broschüre mit dem Titel ›Wir befinden uns im Krieg‹ in die Hände gefallen, Stabsfeldwebel Jordaan entdeckte im Hause von Ndzanga Zeitungsausschnitte über die Rückständigkeit von schulischen Einrichtungen für afrikanische Kinder, und sein Kollege Smith fand eine Kopie des M-Plans und des ANC-Eides sowie englische Übersetzungen von Artikeln, die in den Afrikaander-Zeitschriften *Dagbreek* und *Landstem* erschienen waren, im Schrank des Angeklagten Nummer 4.

Im Februar 1970 zog die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen alle 22 Beschuldigten zurück; man nahm sie aber umgehend wieder in Haft und klagte sie aufgrund des Terroristengesetzes an. Auch diese Anklage schlug fehl, und sie mußten freigesprochen werden. Der Staat belegte sie jedoch mit Bannsprüchen, und Winnie wurde zusätzlich noch unter Hausarrest gestellt.

Sie hatte 17 Monate in Einzelhaft zugebracht, und Nelson hatte die ganze Zeit über nicht mit ihr in Verbindung treten dürfen. Er war während dieser Monate wegen Winnie, Zeni und Zindzi krank vor Sorge. Die beiden waren glücklicherweise in

Waterford im Swaziland auf dem Internat, und es gab Freunde, an die sie sich wenden konnten, aber ihm war auch klar, daß die Abwesenheit der Eltern durch nichts wiedergutzumachen war.

Winnies erster Gedanke nach ihrer Freilassung galt dem Besuch bei Nelson. Die Gefängnisverwaltung gab ihr einen Termin für den 3. Oktober, doch am 30. September wurde sie nochmals für fünf Jahre gebannt und erhielt obendrein Hausarrest zwischen 6 Uhr abends und 6 Uhr morgens an Wochentagen sowie zwischen 2 Uhr nachmittags und 6 Uhr morgens an Wochenenden und gesetzlichen Feiertagen. Der örtliche Friedensrichter verweigerte ihr die Erlaubnis, Johannesburg zu verlassen und nach Kapstadt zu fahren. Dadurch wurde die von der Gefängnisverwaltung erteilte Genehmigung zur Farce.

Die Staatsgewalt war weit davon entfernt, den Mandelas ein Wiedersehen zu erleichtern; im Gegenteil, man versuchte es mit allen Mitteln zu verhindern. Im Oktober veranstaltete die Polizei in dem kleinen Mandela-Haus auch wieder einmal eine Razzia und stieß dabei auf den ebenfalls wieder unter Bann stehenden Peter Magubane, Winnies Schwester und ihren Schwager. Man erhob gegen Winnie erneut Anklage wegen Verletzung der Bannaufgaben, verhaftete außerdem noch ihre jüngere Schwester Nonyaniso, weil sie sich »illegal« in Johannesburg aufhielt, und gab ihr 72 Stunden, um die Stadt in Richtung Transkei zu verlassen. Ihr jüngerer Bruder schließlich wurde angeklagt, weil er keinen Paß besaß.

Da sie sich nun um ihre und um die Verteidigung ihrer Verwandten kümmern mußte, wurde Winnie von ihrer Sorge um den Besuch bei Nelson abgelenkt, doch in dem ganzen Hin und Her hatte dann ihr zweites Gesuch für die Reise nach Kapstadt Erfolg, und sie machte sich zu ihm auf den Weg.

Nach zwei Jahren hatten sie 30 Minuten Zeit, um die riesige Zahl häuslicher Probleme zu besprechen, die sich angehäuft hatten, und um sich wegen Tembis untragbarem Verlust gegenseitig Trost zuzusprechen. Nelson hatte sich auf den Besuch gut vorbereitet und alle Punkte, die besprochen werden mußten, vorher fein säuberlich zu Papier gebracht. Tat er das nicht, darüber war er sich im klaren, würde er durch die Gefühle, die das Wiedersehen wachrief, derart abgelenkt sein, daß wichtige Angelegenheiten unerwähnt blieben, und dann würde er wochen- und monatelang unter den gegenseitigen Schuldzuweisungen leiden, warum dieses oder jenes nicht angesprochen worden war.

Winnie durfte Johannesburg nur für einen Tag verlassen und mußte deshalb gleich nach dem Besuch zum Flughafen hetzen, um ihren Rückflug zu bekommen. Die Aufregung und Anspannung des Besuches erwiesen sich als zuviel für sie, und sie hatte in jener Nacht in Johannesburg einen leichten Herzanfall.

Nelson drückte seine Gefühle über die Haft seiner Frau in einem Brief aus: »Wie trivial die gegenwärtige Anklage auch sein mag, jeder einzelne Deiner Fälle ist mehr als ein gewöhnlicher Gerichtsprozeß, wobei Glück bei Deinem Freispruch kaum eine Rolle gespielt hat. Nur die Treue und das Geschick befreundeter Berufskollegen haben Dich dort herausgebracht. Wie der letzte Urteilsspruch auch immer ausfallen wird, ich bin davon überzeugt, daß sie ihr Bestes tun werden. Obwohl ich mich immer ganz tapfer gebe, werde ich mich doch nie daran gewöhnen, daß Du im Kittchen bist. Es gibt nur wenig, was mein ganzes Leben so sehr durcheinanderbringt wie diese besondere Art von Bedrängnis, die uns anscheinend noch für längere Zeit verfolgen soll. Die für uns beide wirklich qualvolle Erfahrung zwischen Mai 1969 und September 1970 und die sechs Monate, die Du in

Kroonstad verbracht hast, werde ich niemals vergessen. Daß Du jemand gebeten hast, bei Dir zu wohnen (falls Du es getan hast), war eine notwendige Vorsichtsmaßnahme Deinerseits und sollte auf keinen Fall gegenüber irgend jemandem einen Akt der Herausforderung darstellen.

Das war ein vollkommen vernünftiges Vorgehen, das keinerlei Alarm auslösen sollte. Ich gehe davon aus, daß Du mich über den Zeitpunkt der Anhörung und darüber, was letztendlich dabei herauskommt, informieren wirst. In der Zwischenzeit werde ich an Dich denken, wie Du auf der Anklagebank Platz nehmen und den erwarteten und unerwarteten Winkelzügen in der Beweisführung der Staatsanwaltschaft folgen wirst. Ich stehe fest hinter Dir und weiß nur zu gut, daß Du das alles wegen Deiner Liebe und Treue zu den Kindern und zu mir und auch zu unseren großen Familien auf Dich nimmst. Es ist eine immer stärker wachsende Liebe und Treue, die mich mit jedem Tag mehr berührt, an dem Du zu mir kommst.

Als Du in Haft warst, habe ich unseren Töchtern geschrieben und ihnen gesagt, sie sollen wegen Deiner Abwesenheit von zu Hause nicht beunruhigt sein. Ich aber mache mir Sorgen um Dich und Deine Gesundheit. Ich verbringe schlaflose Nächte und denke an die Kinder allein zu Hause. Ich weiß nichts über die Angelegenheiten der Familie, wer die Miete und die Telefonrechnung bezahlt, wer für die Kinder sorgt. Du hast Deine Arbeit verloren, Deine Verwandten sterben Dir weg, Du darfst keine Prüfungsarbeiten schreiben, nachdem Du soviel Geld dafür bezahlt hast, und wir beide wissen nicht, wann wir uns wiedersehen.

Die Töchter haben mich besucht und mir versichert, Du seist wohlauf.« (7. 3. 81)

Hoffnung?

Briefe, Besuche, Polizeischikanen, Verhaftungen, gerichtliche Ladungen – dies alles wurde nun im Leben der Mandelas zur Alltäglichkeit. Ende der 60er Jahre und nach fünf Jahren im Gefängnis hatte Nelson fünfmal Besuch bekommen, davon einmal von Makgatho, als er 16 geworden war. Zur gleichen Zeit war Winnie zweimal mit Bann belegt und fast zwei Jahre lang eingesperrt worden, und man hatte sie öfter verhaftet und vor Gericht gezerrt, als ihr erlaubt worden war, ihren Mann zu besuchen. Die Polizeirazzien im kleinen Haus der Mandelas nahmen an Häufigkeit zu. 1976 war Winnie wieder für sechs Monate, ohne Prozeß, inhaftiert, und darauf folgte ihre Verbannung nach Brandfort.

Anfangs war sie nur das Opfer der unstillbaren Rachegeleüste gewesen, die der Staat Nelson gegenüber hegte, doch als sie sich dagegen auflehnte und jeden Angriff in einen Vorteil für sich und eine Schmach für ihre Gegner verwandelte, fing sie an, aufgrund ihrer eigenen Person verfolgt zu werden und sich im Laufe der Zeit selbst Respekt zu verschaffen.

Für Winnie war der Bannspruch nicht nur ein Bannspruch, sondern eine staatliche Strategie für dauernde Schikanen. Die Polizei überwachte sie schärfer als andere Gebannte und entwickelte ihr gegenüber eine persönliche Rachsucht. Man wollte sie hinter Gittern sehen und fühlte sich persönlich beleidigt, wenn die Gerichte ihre Urteile zur Bewährung aussetzten. Besonders das Appellationsgericht war der Polizei ein Dorn im Auge. »Diesmal wanderst du für lange Zeit ins Gefängnis. Diesmal werden dir deine Freunde in Bloemfontein (Sitz des Appellationsgerichts) nicht helfen können«,

triumphierte Wachtmeister van Niekerk, als er sie im Mai 1972 Ecke Jeppe und Troye Street festnahm, weil sie angeblich mit einer anderen unter Bann stehenden Person, Peter Magubane, Kontakt aufgenommen und damit ihre Bannaufgaben verletzt hatte.

Als sich die 70er Jahre ihrem Ende zuneigten, verblaßte der Ruhm des ANC, und er verschwand fast völlig aus dem vernehmbaren Bewußtsein des Landes. Eine neue Generation von Schwarzen wuchs zur Black Consciousness (»Schwarzes Bewußtsein«) heran und trat der weißen Tyrannei mit rauheinigem Zorn entgegen. Winnie wurde in diese neue Stimmung hineingezogen, als die Jugendlichen sie heimlich besuchten und um Rat fragten. Die Jahre 1975/76 gewährten ihr eine kurze Atempause, da man ihren Bann nicht erneuerte. Sie wurde Gründungsmitglied der Federation of Black Women (Verband schwarzer Frauen) und der Black Parents Association (Bund schwarzer Eltern).

Bei ihrer Rede vor einer Versammlung in Durban im April 1976 kommentierte sie die diskriminierenden Reaktionen der Medien auf Bannsprüche gegen Weiße und Schwarze:

»Als man kürzlich acht führende Personen aus der NUSAS (Nationale Union der Südafrikanischen Studenten) unter Bann stellte, erschütterte der Sturm der weißen Entrüstung das Land in seinen Grundfesten. Kaum eine Woche später passierte acht SASO (Südafrikanische Studentenorganisation)-Führern dasselbe. Doch diesmal gab es nur für ein paar Tage einen gedämpften Aufschrei. So sieht die Heuchelei des weißen Mannes aus.«

Der Aufstand der Kinder von Soweto gegen die Zwangseinführung des Afrikaans, der Mord an Steve Biko, der Exodus junger Soweto-Bewohner, die das Land verließen, um sich dem ANC anzuschließen – all dies führte dazu, daß die schwarze Politik sich verjüngte. Der ANC und Mandela und in

ihrem Gefolge eine radikalisierte Kirche unter der Führung von Bischof Tutu zogen weltweit Aufmerksamkeit auf sich.

Man begann, Mandela international zu feiern. Indien machte den Anfang und verlieh ihm 1979 mit dem Nehru-Preis die höchste zivile Auszeichnung des Landes. Studenten der Universität London nominierten ihn 1980 für die Rektoratswahlen als Gegenkandidaten von Prinzessin Anne. 1981 ersuchte eine Delegation des Kongresses der Vereinigten Staaten unter Führung von Harold Wolpe darum, Mandela besuchen zu dürfen. In Frankreich überbrachten die Abgesandten von sechs Organisationen, darunter der Sozialistischen Partei Francis Mitterrands, der südafrikanischen Botschaft eine Petition mit 17000 Unterschriften, die seine Freilassung forderte. Bis zum Jahre 1983 waren massenhaft Auszeichnungen und Ehrungen von Universitäten und Hochschulen sowie von Friedens- und Menschenrechtsorganisationen aus vielen Teilen Europas und den Vereinigten Staaten gekommen. Glasgow machte ihn zum Ehrenbürger, und die Studentenvereinigung der Londoner Universität ernannte ihn zum Mitglied auf Lebenszeit. Man begann auch, Parkanlagen und Straßen nach ihm zu benennen: die First Avenue im Nordosten Londons wurde zur Nelson Mandela Avenue, die Selous Street in Camden heißt nun Mandela Street, eine Parkanlage in Hull nannte man Mandela Park, und der Tagungsraum der britischen Technikergewerkschaft erhielt den Namen Mandela Room.

Winnie teilte diese Ehrungen nicht nur mit ihm, man zeichnete sie nun auch selbst aus. Das Volk von Grenada lud sie zum ersten Jahrestag seiner Unabhängigkeit ein, die Stadt Rom bat sie zur Teilnahme an einer Konferenz, die Universität Haverford trug ihr die Ehrendoktorwürde an, und die britische Technikergewerkschaft sandte einen Scheck über 1000 Pfund

als kleinen Ausgleich für die Flugkosten, die ihre Besuche bei Nelson verursachten.

Der internationale Druck auf die afrikanische Regierung, Reformen durchzuführen und Mandela endlich freizulassen, wurde Mitte der 80er Jahre immer mehr koordiniert und verschärfte sich auch. Zu guter Letzt begann der Westen doch noch, und zwar ganz plötzlich und aus einer Ecke, aus der man es nie erwartet hätte, durch die Banken nämlich, auf Südafrika wirtschaftlichen Druck auszuüben. Trotz Mrs. Thatchers Vorliebe für die Nationalisten stellte die Commonwealth-Konferenz ein beeindruckendes Team, die Eminent Persons Group (Gruppe herausragender Persönlichkeiten), zusammen, die auf einen friedlichen Übergang zu einer neuen südafrikanischen Gesellschaft hinwirken sollte. Sie flogen nach Südafrika, belegten ganze Hoteletagen mit Beschlag und berieten sich mit radikalen Gruppen. Jedem, mit dem sie sprachen, gaben sie ein Gefühl von Wichtigkeit, nur als sie Nelson im Gefängnis besuchten, verlief die Sache anders, denn hier hatten sie das Gefühl, durch ihn zu wachsen, und sie verließen ihn begeistert und neu motiviert.

Die Eminent Persons Group stärkte die Hoffnungen der Schwarzen, und es hatte den Anschein, als sei die Regierung bereit, Mandela freizulassen und über eine neue Verfassung zu sprechen.

Man begann bereits, Vorbereitungen für seinen Empfang zu treffen. Doch statt dessen kam es zu einem Zusammenstoß zwischen schwarzen Kräften, und es entstand eine neue Art von Gewalt, in der die Schwarzen sich gegenseitig vernichteten.

Die Mitte des Jahres 1988 rückte heran. Mandela feierte seinen 70. Geburtstag, und die Welt feierte mit ihm. Hunderttausende von Botschaften erreichten ihn aus der ganzen Welt. Papst Johannes Paul II. gab seiner Bewunderung

und seiner Achtung für Südafrikas vornehmsten Gefangenen Ausdruck. Der westdeutsche Kanzler Helmut Kohl drohte der südafrikanischen Regierung: »Zeigen Sie Ihre Bereitschaft, mit Nelson Mandela und den anderen bisher geächteten politischen Kräften in ihrem Lande zu sprechen. Nur dann kann der nationale Dialog, den Sie des öfteren verlangt haben, Wirklichkeit werden.« Der kommunistische Führer Polens, Wojciech Jaruzelski, lobte Mandelas heroischen Kampf. Der französische Staatspräsident François Mitterrand pries ihn, weil er sein Leben den Idealen der Gerechtigkeit, Würde und Freiheit gewidmet habe. Die skandinavischen Länder erklärten, die Zeit sei hoffentlich nicht mehr fern, wo Mandela seinen Geburtstag »in Freiheit, in einem von allen Fesseln der Apartheid befreiten Südafrika« feiern könne, und die Außenminister der Europäischen Gemeinschaft verlangten die bedingungslose und sofortige Freilassung Mandelas und der anderen politischen Gefangenen. Der Weltkirchenrat mahnte, die weitere Inhaftierung Mandelas sei ein Beweis »für die von der südafrikanischen Regierung verfolgte Politik der Unterdrückung und ihrer Unnachgiebigkeit gegenüber den gerechten Forderungen der Schwarzen. Mike Tyson, der amtierende Boxweltmeister im Schwergewicht, schickte Mandela die Boxhandschuhe, die er beim Titelkampf getragen hatte. Allein aus Holland kamen 170000 Briefe und Geburtstagskarten.

London richtete das größte Konzert aus, das diese Stadt jemals gesehen hatte, und ebnete so den Weg für Konzerte in aller Welt. Ein junger Musikfan in London stellte, ganz gebannt von dieser schier unglaublichen Ansammlung der bekanntesten Musiker aus aller Welt, die Frage: »Und wann singt Mandela...?«

In der Tat, wann?

***Briefe
aus dem
Gefängnis***

Heimweh, Wünsche, Träume

Einmal im Gefängnis, mußten die Häftlinge sich an den dort üblichen sinnlosen Zeitplan gewöhnen und den Tag mit jener körperlichen Arbeit ausfüllen, die ihnen dankenswerterweise nicht viel Zeit dazu ließ, über ihre mißliche Lage nachzudenken, und durch die ihnen auch der Schmerz über die verlorenen sozialen Kontakte nicht dauernd bewußt wurde. Nachts fielen ihre Körper durch die bloße Erschöpfung in einen bleiernen Schlaf, und der immer gleiche Ablauf wiederholte sich im Auf- und Untergehen der Sonne, die sie niemals sahen, und in der Zu- und Abnahme des Mondes, der zu einer blassen Erinnerung an ihre frühere Existenz wurde.

Die Briefe und Besuche zweimal im Jahr (was sich dann allmählich steigerte, bis man 1981 bei zwei Briefen und zwei Besuchen im Monat angelangt war) wurden zu ihrer Lebenslinie. Die Anzahl der Worte, die man, mündlich wie schriftlich, wechseln konnte, war knapp bemessen, denn jedes Wort, das durch die Trennscheibe gesprochen oder auf liniertes Kanzleipapier geschrieben wurde, unterlag strengster Zensur und wurde von den Gefangenen als Hilfe für den Zensor deutlich geschrieben bzw. klar und deutlich ausgesprochen. Sie gewöhnten sich daran, eng und fein säuberlich zu schreiben, und sowohl sie als auch die Empfänger ihrer Mitteilungen wurden zu Meistern in der Kunst der Doppeldeutigkeit.

Briefe erreichten auf ihrem Weg vom oder zum Gefängnis keineswegs immer ihren Bestimmungsort, und Besuchstermine konnten der weiten Entfernung oder finanzieller Probleme

wegen oder, wie im Falle von Winnie, weil sie entweder unter Bann stand und ihre Schritte von der Staatsgewalt kontrolliert wurden oder im Gefängnis saß, nicht immer wahrgenommen werden.

Wie man auf Briefe und Besuche wartete, welche Freude es war, wenn sich die Erwartungen erfüllten, die Mutlosigkeit, die auf Enttäuschungen folgte, wie man die Briefe zählte und Briefe und Besuche wie einen Schatz aufhob – all das bringen die folgenden Auszüge aus Nelsons Briefen an seine Familie zum Ausdruck.

An Winnie:

»Ich habe es mit leidlichem Erfolg geschafft, mir eine Maske zuzulegen, hinter der ich mich nach der Familie sehne, und mich zu beherrschen und niemals loszurennen, wenn die Post kommt, bevor nicht jemand meinen Namen aufruft. Ich sehne mich auch nie offen nach Besuch, obwohl der Drang dazu manchmal übermächtig werden will. Auch während ich diesen Brief schreibe, kämpfe ich darum, meine Gefühle zurückzudrängen.

Seit Du inhaftiert wurdest, habe ich nur einen Brief bekommen, den mit Datum vom 22. August. Ich weiß überhaupt nichts über die familiären Dinge, wie Mietzahlungen, Telefonrechnungen, wie für die Kinder gesorgt wird und was das kostet, ob Du einen Job bekommen wirst, wenn Du rauskommst. Solange ich nichts von Dir höre, werde ich mir weiter Sorgen machen und mich wie ein Verdurstender in der Wüste fühlen.

Ich erinnere mich an die (Wüste) Karoo, die ich mehrmals durchquert habe. Auch in Botswana, auf meinem Weg von und nach Afrika, sah ich die Wüste wieder – endlose Sandlöcher

und nicht ein Tropfen Wasser. Ich habe keinen Brief von Dir bekommen und fühle mich nun ausgedörrt wie der Wüstensand. Briefe von Dir und von der Familie sind wie Sommerregen und Frühling, die mich aufleben lassen und mir das Dasein verschönern.

Immer wenn ich Dir schreibe, spüre ich tief in mir drin diese Wärme, die mich alle Probleme vergessen läßt. Ich bin dann ganz von Liebe erfüllt.« (26. 10. 76)

»Ich bin traurig, daß ich Dir Briefe schreibe, und Du bekommst sie nie.« (26. 5. 78)

»Du Hexe! Du kennst viele Arten, mit denen Du mich an Dich binden kannst. Doch diese ist neu. Ich hab' von Dir jetzt länger als einen Monat nichts gehört. Dein letzter Brief war vom 17. 8. der kam am 30. 8. hier an. Vielleicht hast Du ja aber auch geschrieben, wie Du es in der Vergangenheit getan hast, und wir haben bloß die üblichen Engpässe, die in unserem Briefwechsel in dem Moment auftreten, wo Du unter großem Druck stehst.« (1. 10. 75)

»Du hast mich mit den schönsten Hoffnungen zurückgelassen, als Du mir bei Deinem Besuch im Januar versprachst, Zeni werde kommen, und Du seist dann wieder im März dran. Aber da war mir inzwischen klargeworden, daß Du Dir den Besuch nicht leisten konntest, weil sie Dich gerade aus dem Gefängnis entlassen hatten. Und doch sehnt mein Herz sich so nach Dir.« (27. 3. 77)

»Im letzten Jahr habe ich es insgesamt auf 15 Besuche und 43 Briefe gebracht. 15 davon waren von Dir. Außerdem bekam ich 7 Geburtstagskarten, und die von Helen war in Briefform gehalten. Ich erhielt 5 Besuche mehr als 1977, doch obwohl

die Briefe zahlreicher waren als im Vorjahr, habe ich meinen Rekord von 50 aus dem Jahre 1975 nicht erreicht. Diese wundervollen Besuche und herrlichen Briefe machen die Atmosphäre um mich herum relativ angenehm und lassen mich zuversichtlicher in die Zukunft schauen.« (21. 1. 79)

An Zindzi:

»Daß Du über meine kurzen Briefe enttäuscht bist, ist nur allzu verständlich, denn das deckt sich mit meinen eigenen Empfindungen, wenn ich von denen, die ich so sehr liebe, nur ein paar schäbige Zeilen oder überhaupt nichts erhalte.« (4. 9. 77)

»In diesem Jahr bist Du sechsmal hier gewesen, und ich habe von Dir neun Briefe bekommen, von denen jeder mehr Liebe und gute Wünsche enthält. Außer mehreren Telegrammen, die Du geschickt hast, kamen auch noch Geburtstags- und Weihnachtskarten. All das glättet ein wenig die Falten, die das Alter mit sich bringt, macht die müden Knochen munter und läßt das Blut schneller zirkulieren.« (27. 1. 80)

An Zeni:

»Im letzten Jahr habe ich 15 Besuche erhalten, über die ich mich sehr gefreut habe. Dieses Jahr habe ich nicht geglaubt, daß ich überhaupt 10 bekommen würde, da Du im Februar und März auf Veranlassung der SAP (Südafrikanische Polizei) nicht erschienst, und Zindzi am 5. 4. nicht kommen konnte, weil sie krank war. Jetzt, wo Du und Zindzi aber diesen Monat runterkommt, gehe ich davon aus, daß ich eine Gesamtzahl

von 14 erreiche, was genausoviel ist wie letztes Jahr. Im Dezember habe ich keine Briefe gekriegt, nur vier Weihnachtskarten. Der Dezember ist in dieser Hinsicht immer mein schlimmster Monat. 1977 erhielt ich nur zwei und 1978 drei, wahrlich eine schlechte Ausbeute im Vergleich zu dem, was ich normalerweise bekomme. Das ganze Jahr über waren es jedoch nicht weniger als 67, davon 16 von Euch, über die ich mich alle sehr gefreut habe. Ich bin richtig glücklich und versuche immer, meine Freude zu verbergen. Nicht alle von uns haben soviel Glück. Doch Ihr müßt wissen, Ihr habt mich jetzt sehr verwöhnt, und ein verzogenes Kind ist bekanntlich schwer zu bändigen.« (3. 2. 80)

An Makie:

»Mal so nebenbei, weißt Du eigentlich, wieviele Briefe ich von Dir dieses Jahr bekommen habe? Du magst es glauben oder nicht, 12 Stück waren es, gegenüber ganzen 13, die ich insgesamt zwischen 1967 und 1978 von Dir erhielt. Das ist schon jetzt ein feines Ergebnis für 1979. Ich hoffe, Du machst so weiter.« (2. 9. 79)

»Es überrascht mich schon, das möchte ich doch einmal erwähnen, daß Du so wichtigen Dingen wie Geburtstagen und Weihnachtskarten keinerlei Bedeutung beimißt. Du hast mir nicht nur nie eine geschickt, sondern niemals auch nur die Höflichkeit besessen, Dich bei mir für die zahlreichen Geburtstags- und Weihnachtsgrüße zu bedanken, die ich Dir in den letzten acht bis zehn Jahren geschickt habe. Jedes Jahr bekomme ich die schönsten GrüÙe von vielen Leuten, die mir alles Gute wünschen, und das sind Botschaften, die ich zu schätzen weiß. Aber ich habe immer das Gefühl, da fehlt

etwas, eine Nachricht von Dir und Makgatho. Trotzdem, Dein Brief hat das alles wettgemacht. Er hat den Frühling in mein Herz ziehen lassen, und ich bin richtig stolz auf Dich. Ich warte schon sehnsüchtig darauf, Dich im Januar zu sehen. Alles Liebe der Welt und eine Million Küsse. Dein Dich liebender Tata.« (31. 12. 78)

»Ich denke an Mum und all die Kinder, an den Stolz und die Freude, die ihr mir bereitet. Nobutho, der wunderbare Mantu, ist bei uns, dessen Liebe und Treue, dessen Besuche, Briefe, Geburtstags- und Weihnachtskarten ein wesentlicher Teil der Anstrengungen der Familie sind, mir dabei zu helfen, daß ich in den letzten zwei Jahrzehnten viele der Herausforderungen bestehen konnte.« (1.3.81)

Fotografien

Wenn man von Freunden und Verwandten getrennt ist und nur wenige ausgewählte Leute treffen darf, und auch das nicht so häufig und kontinuierlich wie in normalen sozialen Beziehungen, dann erhalten Fotografien eine sehr große Bedeutung. In den folgenden Briefen bittet Nelson um Fotografien und kommentiert sie. Dabei erstaunt ihn vor allem, wie die Enkelkinder gewachsen sind. Sie besuchen Nelson als Säuglinge auf den Armen ihrer Mütter oder als Krabbelkinder, und dann bekommt er sie 14 Jahre lang nicht zu sehen. Durch die Fotografien bleibt er auf dem laufenden.

»Ich brenne auch darauf, Zazi noch vor dem 16. 6. zu sehen, wenn sie zwei wird. Danach kann sie mich nicht mehr besuchen, bis sie 16 geworden ist, es sei denn, sie kommt mich vorher hier abholen.« (15.4.76)

Die Erlaubnis, ihn abzuholen, erhielt keiner.

An Zeni:

»Ich habe die drei Bilder bekommen, die Du mir durch Mum geschickt hast, und obwohl ich vor Heimweh ganz krank werde, wenn ich sehe, wie gesund Du ausschaust, freut es mich doch sehr, Dich so über das ganze Gesicht lächeln zu sehen und zu wissen, daß Du mit engen Freunden der Familie zusammensitzt. Das Bild von Zazi hat mich sofort an Dich erinnert, wie Du aussahst, kurz nachdem Du mit Mutter im Februar '59 aus der Baragwanath-Entbindungsstation zurückgekommen bist. Du hast immer fest geschlafen, selbst wenn sie Dich gebadet, abgetrocknet, mit Olivenöl eingerieben, Deine Haut mit Johnsons Babypuder ganz weiß gemacht oder Deinem kleinen Bäuchlein Lebertran eingeflößt hat. Familienfotos, Briefe und Besuche halten in mir die Erinnerung an die glücklichen Tage wach, als wir zusammenwaren, und sie machen auch das Leben süß und erfüllen mein Herz mit Hoffnung und Erwartung. Hab' dafür vielen tausend Dank, mein Liebling. Zindzi hat mir erzählt, Zazi habe Waterford ohne Deine Erlaubnis besucht. Die Schüler da müssen viel Spaß gehabt haben.« (30. 10. 77)

An Winnie:

»Die Auswahl von Fotos, die Du hiergelassen hast, gab mir wie gewöhnlich das falsche, aber schmeichelhafte Gefühl, ich befände mich in Freiheit und sei von Euch, den Mitgliedern der Familie und lebenslangen Freunden umgeben. Ich habe seitdem viel Zeit damit verbracht, die Fotos zu bewundern, und jedesmal fühlte ich mich dabei wirklich fürchterlich, wie jemand, der eine mehr als zwei Jahrzehnte dauernde Schwerstarbeit anfangt und nicht zu Ende bringt. Der Anblick

von Zeni und Muzi und von Zuhle und den Schwestern hat mich besonders erfreut. Sie sehen wie ein glückliches Paar aus, und die Kinder scheinen gut heranzuwachsen. Zeni und Muzi sind selbst dann eindrucksvoll, wenn sie das Unmögliche zu tun versuchen, das heißt, wenn sie sie nicht als Eltern, sondern als vollkommen neutrale Beobachter anschauen. Ich habe niemals geglaubt, daß unsere Tochter eine so feine, ruhige und würdevolle Dame werden würde, wie sie zu sein scheint. Alle Bilder von ihr und die Art, wie sie sich während der Besuche verhält, bestätigen diesen Eindruck. Ihre und Muzis Zuneigung zu Dir sind eine Quelle des Trosts und der Freude, und ich hoffe ernsthaft, ihr Verhältnis zu Lashongiwe ist genau dasselbe. Ist das eigentlich Nomsa, die da vor Nr. 8115 neben Dir steht? Ich nehme an, die junge Dame vor Dir ist Zindzi, obwohl sie etwas größer wirkt, als ich vermuten würde. Auch Mary konnte ich erkennen. Sie sieht fast noch genauso aus wie damals, als ich sie in London sah.« (31. 3. 83)

An Makie:

»Ich habe Dich lange nicht gesehen und vermisse Dich sehr und sehne mich auch nach Nobuhle und Dumani. Ndindi hat mir ein Gruppenfoto geschickt, aber da ist Nobuhle nicht drauf. Wo war sie, als das Foto gemacht wurde? Mandla und Dumani sahen beide hübsch aus, obwohl Mandla ein wenig ernst dreinblickte. Die Damen Ndindi und Nandi waren natürlich die Stars. Ich war überrascht zu sehen, wie schnell sie gewachsen sind. Alles, alles Liebe und tausend Küsse.« (26. 11. 78)

An Winnie:

»So nahe bei Mantu siehst Du ganz wie eine Heilige aus und wirkst richtig erlöst. Ich habe vergeblich versucht zu erkennen, welches Buch und welches Kapitel Du in der aufgeschlagenen Bibel liest. Doch der jeweilige Ausdruck auf Deinem Gesicht scheint nahezulegen, daß Du auf den Seiten nicht bloß eine Ansammlung von heiligen Worten, sondern auch Gott selbst erblickst.« (31. 3. 83)

»Auch jetzt, da ich Dir diese Zeilen schreibe, steht Dein wundervolles Foto immer noch nur zwei Fuß von mir entfernt, oberhalb meiner linken Schulter. Ich staube es jeden Morgen sorgfältig ab, denn das gibt mir das wunderbare Gefühl, als liebteste ich Dich wie in den alten Tagen. Ich berühre sogar Deine Nase mit der meinen, um wieder den elektrischen Schlag zu bekommen, der mich immer durchfuhr, wenn ich das tat. Nolitha steht auf dem Tisch mir direkt gegenüber. Wie könnte die Stimmung jemals getrübt sein, wenn zwei so zauberhafte Damen mir ihre liebevolle Aufmerksamkeit schenken?« (15. 4. 76)

Wer war diese andere Dame in seinem Leben? Winnie zog er damit auf, Zindzi jedoch vertraute er es an:

»Hat Dir Mum übrigens jemals etwas von Nolitha erzählt, der anderen Dame in meiner Zelle, die von den Andamanen-Inseln stammt. Sie leistet Dir, Zeni, Ndindi und Nandi, Mandla, Makie und Mum Gesellschaft. Darüber fallen Mums Kommentare überraschend sparsam aus. Sie betrachtet die Pygmäenschönheit als eine Art Rivalin und vermutet wohl kaum, daß ich ihr Bild aus dem Nationalen Geographielexikon herausgeschnitten habe. Wenn ich Mums Briefe lese, lache ich

darüber immer von Herzen, unterdrücke es jedoch, wenn ich mit ihr von Angesicht zu Angesicht spreche und feststelle, wie sie mit sich kämpft, um ihren Ärger zu verbergen. Wenn ich zurückkomme, werde ich das Bild wohl Zeni schicken müssen, weil ich genau weiß, daß unser gutes altes Stück am Tor mit dem Nudelholz auf mich warten wird.«

»Wären Eure Besuche, wundervollen Briefe und Eure Liebe nicht gewesen, ich wäre schon vor vielen Jahren kaputtgegangen. Ich mach jetzt eine Pause und trink ein wenig Kaffee, und danach staub ich die Fotos auf meinem Bücherregal ab. Mit dem von Zeni, das außen steht, fang ich an, dann Zindzis und zuletzt Dein's, mein Liebling Mum. Das lindert meine Sehnsucht nach Dir immer ein wenig.« (6. 5. 79)

Probleme

Für die Menschen draußen ging ein Held ins Gefängnis, nur vergaßen sie dabei im allgemeinen, daß dieser Held Angehörige hatte und Verantwortung trug. In der Einsamkeit seiner Zelle machte Nelson sich Sorgen um das Überleben seiner Familie. Er hatte eine Mutter, eine Frau und fünf Kinder zurückgelassen, für die er verantwortlich war, doch hörte sein Verantwortungsgefühl bei ihnen keineswegs auf, es erstreckte sich auch auf seine Schwestern und deren Kinder und auf die Kinder von Verwandten, die ihn unterstützt hatten.

Der Staat war mit Hilfe seiner Polizei darauf aus, die Mandelas als Familie zu vernichten, darüber konnte es überhaupt keinen Zweifel geben, und er tat dies, indem er ihre finanzielle Grundlage, wie schwach sie auch immer sein mochte, zu zerstören suchte. Winnie wurde nicht nur als Sozialarbeiterin entlassen, man jagte sie auch noch aus ihrem

Bürojob an einem Privatlehrinstitut mit der Begründung hinaus, gemäß den Auflagen ihres Banns dürfe sie sich auf dem Gelände einer Bildungseinrichtung nicht aufhalten. Als deren einziger Lebensunterhalt war Winnies Gehalt für die Familie von größter Wichtigkeit. Sie nahm erst einen Job als Verkäuferin und dann als Sekretärin an, wobei sie halb soviel wie als Sozialarbeiterin verdiente. Als sie dann eine gutbezahlte Tätigkeit als Kreditüberwacherin fand, wurde sie inhaftiert. Unter solchen Umständen kam dem Wohlwollen anderer entscheidende Bedeutung zu, doch in den 60er und 70er Jahren war so etwas nur äußerst spärlich vorhanden. Erst in den 80ern, als der Name Mandela internationale Berühmtheit erlangte, fing er an, solch ein ›Wohlwollen‹ in sich selbst zu tragen.

Mandelas Einkerkerung im Jahre 1962 machte wohl vor Ort Schlagzeilen, jedoch nicht international, und als sich die 60er Jahre ihrem Ende zuneigten, verblaßte auch die Erinnerung an ihn, und Winnie war größtenteils auf sich allein angewiesen. Ohne die Hilfe enger Freunde und Bewunderer aus dem In- und Ausland wäre die Notlage der Familie noch schlimmer gewesen. Erst in den letzten Jahren sind die Mandelas durch internationale Auszeichnungen, Filmrechte und Buchtantiemen zu einem leidlichen Wohlstand gelangt.

In guten wie in schlechten Jahren hat Nelson sich letzten Endes immer an Winnie gewandt, um das Geld zu bekommen, das er benötigte, und sie hat sich dabei jederzeit als bemerkenswert findig erwiesen.

»Die 200 Rand, die Mum mir im April geschickt hat, sind aufgebraucht. Die Sachen sind teuer, und ich hab auch auf den Putz gehauen und mir wichtige Literatur gekauft, was ein tiefes Loch in meine Kasse gefressen hat. Weder Du noch Mum

arbeiten. Wenn Du meinst, es sei klug, dann bitte vielleicht Benji, daß er mir wenigstens 250 Rand schickt.« (9. 9. 79)

»Diese teuren Flugreisen müssen die Familie ja richtiggehend ausgesaugt haben. Und ich hatte gehofft, es würde sich von Ende dieses Monats an alles ein wenig bessern, wenn Mum ihre erste Lohntüte kriegt, nachdem sie so lange von Arbeitslosenunterstützung gelebt hat.« (15. 4. 76)

»Ngutyana, dies ist ein besonderer Brief, und ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du die Sache als dringlich behandeln würdest. Kannst Du mir für meinen persönlichen Bedarf umgehend telegrafisch 300 Rand anweisen? Ich habe nicht nur meine Mittel aufgebraucht, sondern sogar das Konto überzogen. So wie es jetzt aussieht, habe ich noch nicht einmal das Geld für meine Weihnachtsbestellungen. Kannst Du das irgendwie aufbringen? Ich war auch ängstlich darauf bedacht, mich für Rechtskunde so früh wie möglich einzuschreiben, und ich hoffe, Du stößt bei der ganzen Sache nicht auf irgendwelche Schwierigkeiten.« (1. 12. 80)

»Ich habe zur Kenntnis genommen, daß Du letztens ein Vorstellungsgespräch bei Sigma Motors hattest, doch weiß ich nicht genügend darüber, um Dir einen Rat zu geben. Über Deine finanzielle Lage bin ich genauso im unklaren wie seinerzeit am 15. 5. 77, als man Dich in diese abgelegene Landgemeinde deportiert hat. Ich halte es jedoch für gefährlich und unklug, in diesen hektischen Zeiten an irgendeinen neuen Ort zu ziehen, außer zurück nach Johannesburg.« (1. 6. 80)

Nelsons Hauptsorge hat im Gefängnis anscheinend immer der Erziehung gegolten, und zwar sowohl der seiner Kinder als

auch der Kinder von jenen, bei denen er es akzeptiert hat, daß sie Ansprüche gegen ihn hatten. Manchmal haben ihn die Forderungen irritiert, doch immer fühlte er sich verantwortlich, und die Irritationen waren eher Ausdruck seiner eigenen Hilflosigkeit, als daß sie auf der Tatsache der Forderungen an sich beruhten. Gegenüber Zanyiwe klagte er:

»Die Kinder können nicht einsehen, daß es in meiner jetzigen Position nicht in meiner Macht steht, ihnen zu helfen. Xoliswa (eine Nichte) hat mir wieder geschrieben und mir mitgeteilt, sie habe die Universität der Transkei wegen des schlechten Unterrichts dort verlassen. Sie arbeitet jetzt im Justizministerium und hat den Wunsch, Professorin der politischen Wissenschaften zu werden. Und ich soll nun dafür sorgen, daß sie im Ausland studieren kann. Chrissie (eine Nichte) schrieb mir ebenfalls und äußerte einen ähnlichen Wunsch. Sie ist jetzt 25 und möchte mit ihrem Mann George nach Europa oder Amerika übersiedeln. Sie hat mir zwei Fotos geschickt. Nächste Woche werde ich an Mr. Fletcher schreiben, um herauszufinden, wie es Leaby (Nelsons Schwester) geht. Ich würde gern etwas für die Erziehung von Phathuswa, Leabys Tochter, tun. Zu diesem Zweck sollte ich wohl am besten Alan Paton schreiben, damit er sich um ein Stipendium für sie kümmert, aber ich bin nicht sicher, ob er noch die alte Anschrift hat. Angesichts der Unterstützung, die er Rennie zuteil werden ließ, wäre es besser, ihn auch zusätzlich noch mit dieser Aufgabe zu betrauen, um den Eindruck zu vermeiden, man mache von vielen Leuten und Ämtern Gebrauch, die einander unbekannt sind.« (27. 5. 79)

»Gestern habe ich auch einen Brief von Nandi (Enkelin) bekommen, die mir vom Inyanga-Gymnasium in Engcobo schreibt. Sie erklärt, man habe ihren Aufnahmeantrag für St. Philomena abgewiesen. Wie sie schreibt, will sie nächstes Jahr das Inanda-Seminar besuchen und geht davon aus, daß ich ihre

Schulgebühren bezahle. Sie erinnert mich an mein Zahlungsversprechen und fügt hinzu:

›Aber Du zahlst nichts. Ich bezahle die Schulgebühren von meinem eigenen Festbetrag.‹ Die Geburtstagskarte, die ich ihr nach St. Johns geschickt habe, ist zurückgekommen. Im übrigen schreibt sie noch: ›Gegenwärtig bin ich auch mit dem Taschengeld am Ende. Vielleicht könntest Du Großmutter in Brandfort bitten, mir etwas zu schicken.‹ Es ist schon eine kolossale Last, die ich Dir aufbürde, und ich wundere mich wirklich, daß Du noch keinen Buckel hast. Da ist es für mich nur allzu verständlich, wenn mein Liebling dann ab und an ein etwas schrilles Temperament gleich einer Penelope an den Tag legt, deren Keuschheit man in Frage gestellt hat.« (15.4.77)

Doch auch wenn er sich bei Winnie dafür entschuldigte, daß er ihr so etwas aufbürdete; falls sie seiner Bitte gegenüber Zweifel anmeldete, konnten seine Zeilen sehr wohl auch die Form einer Rüge annehmen.

›Du brauchst von niemandem Ratschläge, wie knapp oder wie großzügig Du für Xoliswas Auslandsstudium sorgen sollst. Sie ist ebenso sehr unser Kind wie jedes andere. Die Gefälligkeit ihres Vaters ist für uns eine Schuld, die wir zurückzahlen müssen.« (27. 5. 79)

›Schenke bitte auch Dans Situation Deine Aufmerksamkeit, daran liegt mir sehr. Insbesondere was die Poesie angeht, besitzt er außergewöhnliches literarisches Talent, und das würde durch einen universitären Hintergrund noch gefördert werden. Denke bitte daran, diese Jungen lieben Dich, und es ist Deine Pflicht, ihnen all die Unterstützung zu geben, die sie brauchen. Wegen der Mittel für Nonto wie für Dan könntest Du Dich mit Mpilo beraten. Nontos wegen bin ich fast ein

wenig verzweifelt, und ich weiß, Du wirst bei Dan nicht zögern, falls er das noch durchführen will, was er mir versprochen hat.

Christina wird es in Deutschland möglicherweise sehr viel besser ergehen. Ich möchte ihre Adresse haben, damit ich ihr vielleicht auch weiter ein wenig von Nutzen sein kann. Ich muß dauernd daran denken, daß einige von den Kindern einfach deshalb nicht in der Lage sein könnten, sich ihren Lebensraum zu erfüllen, weil ich nicht da bin, um ihnen bei der Lösung ihrer zahlreichen Probleme zu helfen. Ich werde Tante Judie bitten, mir ihre Adresse zu schicken, falls sie sie hat.« (9. 9. 79)

Winnie

Winnie ist für Nelson ständige Gefährtin in seiner Zelle und sein Hauptkontakt zur Außenwelt. Über diese ganzen Jahre der Trennung hinweg sind sich die voneinander Getrennten ganz intensiv nähergekommen. Diese Beziehung, die gehässigem Klatsch und jeder Art von staatlicher Verfolgung widerstanden hat, ist in keiner Weise getrübt. Sie lebt mit ihm in seiner Zelle, in seinen Träumen und ist in den Fotografien, die er jeden Morgen liebevoll abstaubt, immer gegenwärtig.

Wie es unter den Tembu und Pondo üblich ist, nennt er sie wie ein Sohn Mum (die Mutter seiner Kinder) oder auch Dadewethu bzw. sister (Schwester), Nobandla (der Name, den ihr die Mandela-Sippe gegeben hat), Zaniwe und Mangutyana (Hinweis auf ihren Stamm). Ihr Liebeswerben ist über die Entfernung weitergegangen, und in der Gegenwart von Fremden erhält sich ihre verliebte Plauderei ihre Vertraulichkeit durch die Kosesprache, die sie untereinander sprechen.

Dadurch, daß sie sich mit äußerster Sorgfalt zurechtmacht und für die Gelegenheit extra Schmuckstücke anlegt oder ein besonderes Kleid oder einen Kaftan anzieht, hat Winnie über die Jahre hin jeden Besuch für ihn zu einem Ereignis gemacht, das er genießt und an das er sich erinnert.

Und so wird jeder Besuch in dem darauffolgenden Brief noch einmal gefeiert.

»Du hast am 17.11. wirklich wunderschön ausgesehen, ganz so wie die Frau, die ich geheiratet habe. Dein Gesicht hatte richtig Farbe. Die cholerische Erscheinung und der gläserne Blick, wenn Du unter dem Druck einer übertriebenen Diät stehst, waren verschwunden. Wie gewöhnlich habe ich Dich weiter mit Mum angeredet, doch mein Körper sagte mir dauernd, daß mir da auf der anderen Seite der Plattform eine Frau gegenüber sitzt. Ich hätte am liebsten gesungen, und sei es nur, um Hallelujah zu sagen!« (22. 11. 79)

»In dem, was Du während Deines letzten Besuchs anhattest, hast Du wirklich unglaublich attraktiv ausgesehen, besonders am Sonntag. Es war kaum ein Hinweis darauf zu entdecken, daß Zeni und Zindzi Dir Deine Jugend und einen Teil Deiner körperlichen Schönheit weggesaugt hätten.« (31.3. 83)

»Dein Besuch letzten Monat kam ziemlich unerwartet, und vielleicht ist das einer der Gründe, weshalb ich ihn so genossen habe. In meinem Alter hätte ich erwartet, mit dem Sturm und Drang der Jugend sei es vorbei. Doch das scheint nicht so zu sein. Dein bloßer Anblick, ja nur der Gedanke an Dich, zündet tausend Feuer in mir.

Obwohl Du am 19. 2. vergnügt wirktest, sahst Du doch ein wenig kränklich aus, und die kleinen Wasserlachen in Deinen Augen ertränkten die Liebe und Zuneigung, die sie sonst

immer ausstrahlen. Doch das Wissen um das, was ich in den letzten 20 Jahren genossen habe, ließ mich jene Liebe fühlen, auch wenn sie körperlich durch die Krankheit verleugnet wurde.

Am 29. 10. sahst Du in Deinem grünen Kleid sogar noch mehr wie eine Königin aus und warst auch noch begehrenswerter, und ich mußte daran denken, was Du für ein Glück hattest, daß ich Dich weder erreichen noch Dir meine Gefühle mitteilen konnte. Manchmal fühle ich mich wie jemand, der hinter der Außenlinie des Lebens steht, wie jemand, der dieses Leben selbst verfehlt hat. Mit Dir zusammen zur Arbeit fahren, Dich im Laufe des Tages anrufen, Deine Hand berühren oder Dich an mich drücken, wenn Du im Haus hin- und herläufst, die köstlichen Mahlzeiten und die unvergeßlichen Stunden in unserem Schlafzimmer, dann ist das Leben süß wie Honig. Das alles werde ich niemals vergessen.« (21. 1.79)

»Du weißt das vielleicht nicht, aber zu den besten Augenblicken in den alten Tagen zählte, wenn ich hörte, wie junge Burschen Dadewethu Komplimente machten, Burschen, die auch in dem Ränkenetz gefangen waren, das Mum um sie zu spinnen versuchte.« (2. 9. 79)

»Ich liebe Dich zu jeder Zeit, in den lausigen und kalten Wintertagen und wenn der Sommer mit all seiner Schönheit, dem Sonnenschein und der Wärme zurückkehrt. Die Freude, die ich empfinde, wenn Du Dich ausschüttetest vor Lachen, ist grenzenlos. Unsere Mum, die durch soviel auf Trab gehalten wird und, egal was passiert, doch ein lächelndes Gesicht zeigt – so muß ich immer an Dich denken.« (10. 2. 80)

»Am 30. 8. hatte ich den Besucherraum gerade verlassen und mußte auf meinem Weg in die Zelle weiter an Dich denken. Ich sagte mir, da geht Msuthu wie ein Vogel, den man in der Hand zurückbringt in den Busch, den wilden Dschungel und die große weite Welt. Ich vermisse Dich, Mhlope, und ich liebe Dich! Mit aller Hingabe, Dalindyebo.« (1. 10. 75)

»In den letzten Tagen habe ich oft an Dich als Dadewethu und als Mum, an die Kameradin ebenso wie an die Ratgeberin denken müssen. Du weißt vielleicht nicht, wie oft ich mir vorstelle und in der Tat all das ausmale, was Dich körperlich und geistig ausmacht – die Form Deiner Stirn, die Schultern, die Gliedmaßen, Deine täglich wiederholten liebevollen Anmerkungen dazu und wie Du Dich gegenüber den zahlreichen Unzulänglichkeiten, die eine andere Frau frustriert hätten, immer halbwegs blind gestellt hast.

Manchmal ist es einfach wunderbar, so ganz allein dazusitzen und an die Augenblicke zu denken, die ich früher mit Dir verbracht habe, mein Liebling. Ich erinnere mich sogar noch an den Tag, als Dein Bauch von Zindzi ganz geschwollen war, und Du Dich damit abmühtest, Dir die Zehennägel zu schneiden, und diese Erinnerung ruft in mir jetzt ein Gefühl der Scham wach, denn ich hätte das für Dich tun können. Ob mir das damals bewußt war oder nicht, meine Haltung war jedenfalls: Ich habe mein Teil getan, ein zweiter Balg ist unterwegs, und mit den Schwierigkeiten, denen Du Dich jetzt aufgrund Deines körperlichen Zustands gegenüberstehst, mußt Du schon allein fertigwerden.« (15. 4. 76)

»Durch Deine Liebe und Zuneigung stehe ich bei Dir in einer Schuld, die ich Dir niemals zurückzahlen kann. Sie ist so gewaltig, daß ich sie nicht ausgleichen könnte, selbst wenn ich ein Jahrhundert lang regelmäßig Raten dafür zahlte. Das

einzig, was ich sagen kann, ist, Mum ist *Nangamso* (›Ewigkeit‹)!« (21. 7. 79)

»Die Zärtlichkeit und Vertrautheit, die zwischen einem Mann und seiner Mum besteht, ist die zwischen einem Dad und der besonderen Freundin, die Du bist. Dieses besondere Verhältnis bringt etwas mit sich, das unauflöslich ist.« (21. 1. 79)

»Deine zärtlichen Briefe und Deine Botschaften zu Weihnachten, zum Geburtstag und zum Hochzeitstag kommen immer im rechten Moment und lassen mir die Hoffnung, im folgenden Monat einen ebenso anregenden Brief zu bekommen. Wenn man 14 Jahre lang von demselben Menschen Nachricht erhält, sollte sich eigentlich jene Gewöhnung eingestellt haben, durch die die Frische und die Freude auf das Neue genommen wird. Doch kaum ist Dein Brief da, blühe ich sofort auf und fühle mich frei wie ein Vogel, der noch hoch über den Adlern schwebt. Obwohl ich wußte, daß Du in der Lage bist, die Dinge einfach und deutlich beim Namen zu nennen, fühlte ich mich doch sogleich von der wunderbaren Art und Weise angezogen, mit der Du unsere gemeinsamen 18 Jahre zusammengefaßt hast. Diese Botschaft hat mich, wie gewöhnlich, zugleich schockiert und erregt.« (19. 7. 76)

»In Zeiten wie diesen vermisse ich Dich mehr als jemals zuvor. Ich bin in mehrfacher Hinsicht ziemlich verzweifelt. Viele Male zuvor habe ich Dir schon von den einfachen Dingen des Lebens erzählt, die ich in den letzten 16 Jahren am meisten vermißt habe: mit Dir zusammen in Jeppe oder Chancellor Street, bei Boxturnieren, Musikfestivals, Filmveranstaltungen, bei Nqanqu, auf dem Lande, die unvergeßlichen Tage in Nr. 8115 und der schönste aller

Augenblicke – wenn man die Tür des Schlafzimmers hinter sich schließt.« (19. 11.79)

»Deine Briefe sind für mich mehr als ein Lebenselixier, und jedesmal wenn ich von Dir höre, fühle ich mich anders, selbst wenn Du Dir den Mantel von Nogqwashu überwirfst und mich von allen Seiten piesackst. Solche Nadelstiche sind ein Teil unseres Lebens, unserer gegenseitigen Liebe und unseres Glücks geworden. Durch sie bekomme ich in etwa eine Vorstellung von den Verwüstungen und dem Schaden, den uns das harte Leben zufügt, das wir führen müssen. Bei solchen Gelegenheiten konzentriere ich mich immer auf die GrüÙe oder auf die allerletzten Worte im letzten Abschnitt.« (31. 3. 83)

An Zindzi – sich an Winnies Eifersucht erinnernd:

»An einem Sonnabend nach ein Uhr mittags, vielleicht einen Monat, bevor Mum und ich geheiratet haben, kam sie mit Freunden vorbei. Ich plauderte gerade mit der Sekretärin eines ausländischen Staatsmannes, mit dem ich verabredet war. Ebenso wie Mum war sie von umwerfender Schönheit und etwa im gleichen Alter wie sie, und obwohl sie sich nie begegnet waren, war Mum auf einmal überraschend feindselig. Ich war damals in allerbesten körperlicher Verfassung und ging regelmäßig zum Boxtraining. Trotz allem und obwohl Zuschauer anwesend waren, nahm sie mich beim Schlafittchen und zog mich nach draußen. Die Dame habe ich nie wieder gesehen.

Ein anderes Mal, Zeni wurde da noch gestillt, saßen wir gerade beim Abendbrot, als ein Kamerad vorbeikam und mich bat, eine von Mums Freundinnen dahin zu fahren, wo damals noch Sophiatown war. Die Ngutyana zog sich auf einmal ins

Schlafzimmer zurück und bebte buchstäblich vor Zorn. Ich küßte und streichelte sie sanft zwischen den Schultern, und sie beruhigte sich. Ich schäme mich fast, es zu sagen, mein Liebling, aber trotz der rauhen Behandlung, die sie mir in jenen Tagen zuteil werden ließ, legte sich Mums Zorn doch bald wieder. Heute ist sie eine hochherzige und tolerante Hirtin, die aus mir einen Mann gemacht hat.« (4. 9. 77)

Jahrestage

Die Mandelas feiern Geburtstage, wann immer das möglich ist, und Hochzeitstage fast ausnahmslos im Gefängnis, während der offiziellen Besuche. Zusätzlich gedenkt man dieser Anlässe mit Karten und Briefen. Im folgenden Auszug erinnert Nelson sich an einen Hochzeitstag:

»An den 14. Juni erinnere ich mich voller Wehmut. Wie wir trotz der schwierigen Zeiten zum Altar gegangen sind, der Hochverratsprozeß, wie ich Johannesburg nicht verlassen durfte, die Schulden, die wir anhäufte, wie wir die Verbindlichkeiten nicht ablösen konnten, wie Du Dich bei Gelegenheiten im Hintergrund halten mußtest, bei denen es Dein gutes Recht gewesen wäre, das Scheinwerferlicht mit mir zu teilen. All diese Dinge erschüttern mich wie nichts anderes zuvor. Das war unser Kreuz, das wir, so hoffe ich, einigermaßen brav getragen haben. Ich habe an diesem Tag viel an Dich gedacht. Jedesmal, wenn ich das tue, glühe ich richtiggehend und sehne mich danach, Dich zu umarmen und die elektrischen Schläge, die Deine Haut der meinen mitteilt, Deine Mitte und Deinen Herzschlag zu spüren. In drei Jahren feiern wir unsere Silberhochzeit – wo und wie wird das sein? Bis wir uns wiedersehen.« (29. 6. 80)

Seine Gedanken verweilen bei Zeiten, die vergangen, Verwandten, die gestorben, und bei Dingen, die er hätte tun sollen, jedoch nicht getan hat.

»Liebe Schwester, heute sind wir seit 19 Jahren zusammen. In dieser Zeit ist vieles geschehen. Von denen, die auf unserer Hochzeit waren, sind C. K. Nozipho, Phyllis, Ishawaza, Ntwasa und Makhulu von uns gegangen. Und ebenso Ma, die Dich als Braut in unserem Heim willkommen hieß, und Tembi, den Du geliebt hast, als sei er Dein eigenes Kind. Mögen sie alle in Frieden ruhen.

Am 21. September (Winnies Geburtstag) habe ich Deiner mit einem wahren Fest gedacht. Ich habe vier Löffel Milchpulver, drei Löffel Milo und zwei Löffel braunen Zucker in einen Krug getan und das ganze mit heißem Wasser aufgegossen. Das war ein phantastisches Gebräu, das eines Königs würdig gewesen wäre.« (1. 10. 75)

»Ich wünschte, ich könnte mit Dir auf eine lange, lange Reise gehen wie damals am 12. 6. 58, mit dem einen Unterschied, daß ich es diesmal vorziehen würde, wenn wir alleine wären. Ich bin so lange von Dir fort gewesen, daß ich Dich bei meiner Rückkehr als allererstes aus dieser erstickenden Atmosphäre wegbringen und mit Dir ganz behutsam spazierenfahren würde, damit Du Gelegenheit hast, frische und saubere Luft zu atmen, die schönen Seiten Südafrikas zu sehen, das grüne Gras und die Bäume, die bunten wildwachsenden Blumen, glitzernden Flüsse und die in der Savanne grasenden Tiere, und mit den einfachen Leuten sprechen kannst, die wir am Wege treffen. Den ersten Halt machen wir dort, wo Ma Rhadeba und C. K. (Winnies Eltern) ruhen. Ich hoffe, man hat sie nebeneinander gebettet. Dann hätte ich Gelegenheit, denen Achtung zu erweisen, die mir ermöglicht haben, so glücklich

und frei zu sein, wie ich jetzt bin. Vielleicht würden die Geschichten, die ich Dir schon all die Jahre erzählen wollte, dort beginnen. Die Atmosphäre dort würde vermutlich Dein Gehör schärfen und mich davon abhalten, mich nur auf die schmackhaften, erbaulichen und aufbauenden Aspekte zu konzentrieren. Danach würden wir uns woanders hinbegeben und bei Mbhakanyiswa und Nosekeni weitermachen, wo wir uns in ähnlicher Umgebung befänden. Ich glaube, dann wären wir richtig erfrischt und gestärkt, wenn wir uns auf den Heimweg nach Nr. 8115 machen.« (29. 6. 76)

Sehnsucht

Nelsons Briefe spiegeln das Ausmaß dessen wider, das wegen der Zensurbestimmungen, die einem Gefangenen seine Gedanken vorschreiben oder sie verbieten, ungesagt bleibt. Was er unbeschränkt zum Ausdruck hätte bringen können, ist Reue und Bedauern. Hinsichtlich der Position, die er seinem Land und dessen Freiheit und der Freiheit seines Volkes gegenüber eingenommen hat, findet sich davon in keinem einzigen seiner Briefe auch nur die geringste Spur.

Bedauern drückt er aus über die Zeit, die er mit seiner Familie hätte verbringen können, aber nicht verbracht hat. Dem liegt das Bewußtsein zugrunde, welchen Preis die Kinder dafür zu zahlen hatten, daß der Vater sich der Familie entzog und sein Leben ganz seinem Volk widmete, und welchen Preis die junge Frau zahlte, deren Mann sie verließ, um seinem Lande zu dienen. Er ist sich auch über den Schmerz der Familie im klaren, wenn er zu Zeiten nicht da war, in denen sie ihn als ihren Vertrauten dringend brauchten.

»Ich führe ein Leben, bei dem ich kaum genug Zeit habe, auch nur zu denken.« (15. 4. 76)

»Unsere unter Mühsal großgezogenen Töchter sind heute erwachsene Frauen. Unsere Erstgeborene hat ihr eigenes Haus und hat eine Familie gegründet.

Wir haben uns unsere Wünsche nicht so erfüllen können, wie wir es vorhatten, beispielsweise einen kleinen Jungen zu haben.

Ich hatte gehofft, ich könnte Dir eine Zuflucht bieten, und sei sie auch noch so klein, damit wir einen Platz hätten, an dem wir uns ausruhen können und unser Auskommen haben, bevor die schlimmen, dürren Tage kommen. Ich bin gefallen und konnte es nicht mehr tun, bin wie jemand, der sich Luftschlösser baut.« (26. 6. 77)

»Meine Verhaftung am 5. 12. 56 wegen Hochverrats und die langwierigen Verhandlungen, die darauf folgten, haben die Lage verschlechtert. Die Welt um mich herum fiel buchstäblich in sich zusammen, mein Einkommen schwand ganz, und vielen Verpflichtungen konnte ich nicht mehr nachkommen. Allein daß Ngutyana in mein Leben trat, brachte in meine persönlichen Angelegenheiten ein wenig Ordnung. Aber selbst für sie war das Chaos schon zu groß geworden, als daß sie mir die Stabilität und das leichte Leben hätte zurückbringen können, das mir gerade zu fehlen begann, als mich das Mißgeschick ereilte.

All diese Dinge kommen dauernd hoch, wenn meine Gedanken zu den Tagen in der Goldenen Stadt zurückwandern. Aber diese Suche des Geistes verflüchtigt sich, wenn ich an Mum und all die Kinder, den Stolz und die Freude, die ihr mir bereitet, denke. Nobutho, der wunderbare Mantu ist bei uns, dessen Liebe und Treue, dessen Besuche, Briefe, Geburtstags-

und Weihnachtskarten ein wesentlicher Teil der Anstrengungen der Familie sind, mir dabei zu helfen, daß ich in den letzten zwei Jahrzehnten viele der Herausforderungen bestehen konnte.« (1. 3. 81)

Das Bedauern und die Ängste quälen ihn meistens in seinen Träumen, die die Form von lebhaften, oft grauenvollen Alpträumen annehmen. Manchmal jedoch sind es auch angenehme Sublimierungen.

»Ich habe Pläne, Wünsche und Hoffnungen. Ich träume und baue mir Luftschlösser. Aber man muß realistisch sein. Wir sind bloße Individuen in einer Gesellschaft, die mit ihren Konventionen, Normen, Moralvorstellungen, Idealen und Verhaltensweisen von mächtigen Institutionen geleitet wird.« (1.9. 75)

»Ich weiß nicht, wie ich diese Träume deuten soll. Doch sie weisen zumindest daraufhin, daß ich in meinem Innern viel weniger aus Stahl bin, als ich angenommen habe, und daß die Entfernung und zwei Jahrzehnte der Trennung diesen Stahl in mir wegen der Angst um die Familie nicht härter gemacht haben.« (28. 6. 80)

»Ich hatte einen langen Traum, als seien wir die ganze Nacht unterwegs. Es ging los in den Bergen, über den Oranje-Fluß. Wir gingen auf grünem Gras neben einem klaren Bach und hielten uns an der Hand, wie wir es taten, bevor Zeni und Zindzi geboren wurden. Wir waren in Brandfort und fuhren nach Kroonstad, wo wir eine Menge Freunde trafen. Alle Ngutyanas und Dhლოს und unsere Verwandten waren da.« (23. 4. 78)

»Im letzten Monat versetzten die Träume mich und Dich vor das Selborne-Kino in Alexandra. Jemand nahm uns in seinem Wagen mit, und wir gingen dann zum King's-Kino. Wir erreichten es jedoch nie, weil Du Dich mir in den Weg stelltest und mich mit leidenschaftlichen Küssen bedrängtest. Das sind bloß Träume, aber die habe ich gern.« (27. 5. 79)

»Die Welt ist wirklich rund und scheint mit denen, die wir lieben, zu beginnen und zu enden. In dieser Hinsicht war der 23. 6. eine jener unvergeßlichen Nächte, in denen das Unterbewußtsein die Tür zu einer romantischen Welt mit all den wundervollen Erlebnissen aufstieß, die ich entbehrt habe. Eine Frau saß auf dem Boden und hatte die Beine ausgestreckt, so wie unsere Mütter sich immer in den alten Zeiten entspannten. An die Worte kann ich mich zwar nicht erinnern, doch sie sang mit einer goldenen Stimme, und ihr Gesicht glühte von all der Zuneigung und dem Feuer, das eine Frau einem Mann schenken kann. Sie bewegte heftig die Arme hin und her. Diese Frau war niemand anders als unser Liebling Mum. Diese Augenblicke werden immer häufiger und machen das Leben trotz allem anderen lebenswert. Ich liebe Dich.« (1.7. 79)

»Ich träume fortwährend von denen, die ich liebe! In der Nacht vom 21.9. fuhren Du und ich im Olds gerade um die Ecke Eloff und Market Street, als Du raussprangst und Haferschleim ausspiest. Er war alt und hart und oben verkrustet. Bei jedem Brocken zittertest Du am ganzen Körper und klagtest über einen stechenden Schmerz in der rechten Schulter. Ich preßte Dich fest an mich, ohne die neugierige Menge und den zum Stillstand kommenden Verkehr zu beachten. Als ich aufwachte, war ich noch ganz durcheinander, freute mich

jedoch sogleich, als ich entdeckte, daß alles bloß ein Traum gewesen war.« (26. 6. 79)

»Ich träumte, ich wäre mit den jungen Männern meines Krals zusammen. Sie gaben mir Kräuter, um mich gegen Dich zu stärken, und sagten, ich solle mit Dir kämpfen, damit Du wegliefst. Du schriest mich an, ich solle die Blätter wegwerfen, sie seien schlechte Medizin. Ein großes Publikum hörte unserem Gespräch zu. Ich warf die Blätter fort.« (16. 7. 78)

»Am 20. 6. wachte ich auf und sah, wie Ngutyana und ihr Mann von Brandfort in Richtung Johannesburg fuhren. Sie begegneten zwei Gruppen von verfeindeten Jungen, die sich zu beiden Seiten eines großen Flusses gegenüberstanden und zum Kampf rüsteten. Aus Sicherheitsgründen trennten wir uns, doch ich behielt Dich über die Distanz im Auge. Der Blick den Abhang hinunter auf den Fluß war atemberaubend. Als ich auf einmal feststellte, daß Du weg warst, bekam ich es mit der Angst und rannte durch das Tal, um nachzusehen. Da badetest Du unbekümmert mit zwei Mädchen im Fluß. Doch als ich dort ankam, bemerkte ich, daß es sich bei allen dreien um fremde Jungen handelte und Du nirgends zu finden warst. Erneut stieg Panik in mir hoch, und nachdem ich die ganze Gegend abgesucht hatte, fand ich Dich auf der zu Transvaal gehörenden Seite des Flusses, wo Du flach auf dem Boden lagst und von hohem Fieber geschüttelt wurdest. Ein Beamter aus Bloemfontein war an Dir vorbeigegangen und hatte sich geweigert, einen Arzt für Dich zu holen. Als ich erwachte, war ich ganz aufgewühlt. Einen ähnlichen Traum hatte ich in der Nacht vom 26. 6. Ich spielte mit drei Freunden gerade Domino, als ich Dich auf einer Lichtung mit riesigen Pinien und dichtem Unterholz liegen sah. Diesmal brachte ein Krankenpfleger heißes Wasser, Instrumente zum Desinfizieren und Wattetupfer, um Dich zu behandeln. Erst da wurde mir

klar, wie krank Du warst. Ich lief zu Dir hin und umarmte Dich. Später gelangten wir zu einer Stadt, in der ich jahrelang von Dir getrennt gelebt hatte. Es tat mir so wohl, Dir dort alles zu zeigen.« (29. 6. 80)

»Meine Träume erzählen immer dieselbe Geschichte und erinnern mich dauernd daran, daß ich mich dem Zauber nicht entziehen kann, der mich vor 22 Jahren gefangengenommen hat. Gestern nacht zerrten Zeni und Zindzi mich zu einem Second-Hand-Laden in der Eloff Street zwischen Commissioner und Main Street, um Einrichtungsgegenstände zu kaufen, die wir ganz dringend brauchten.

Als ich am 25. 2. morgens erwachte, habe ich Dich und die Kinder wie immer sehr vermißt.« (14. 4. 76)

1980 litt Nelson unter Bluthochdruck. Die Ärzte waren der Meinung, das käme von familiären Sorgen, »was ich natürlich verächtlich abtat. Wie um diese Vermutung zu unterstreichen, hatte ich in der Nacht, als ich aus Kapstadt zurückkam, einen meiner immer wiederkehrenden Träume. Ich kam spät nach Hause zurück, tatsächlich war es schon fast Morgen, rannte durch das Haus und traf auf Dich, als Du krank und niedergeschlagen durch die Hoftür stolpertest. Ich nahm Dich eine Zeitlang in die Arme, fühlte mich schuldig und war nicht fähig, Dir gerade ins Gesicht zu sehen. Zindzi war in dem Traum noch ein Baby von etwa 18 Monaten, und ich war konsterniert, als ich entdeckte, daß sie eine Rasierklinge verschluckt hatte. Es war eine solche Erleichterung, als sie sie endlich ausspuckte. Am folgenden Tag träumte ich von Dir und den Mädchen. Diesmal bat Zindzi mich, sie zu küssen. Als ich es tat, beschwerte sie sich, dem Kuß fehle es an Wärme. Auch Zeni bestand auf einem Kuß und schien damit zufrieden.« (1.6. 80)

Bildung

Nelson war auf Bildung immer ganz versessen. Beide Mandelas haben, während sie im Gefängnis saßen, weiter studiert und Examina geschrieben. Wenn es nichts zu tun gab, konnte man sich dem Studium widmen. Nelson liest im Gefängnis alles, was er in die Finger bekommen kann. War er anfangs von allen Neuigkeiten abgeschnitten und mußte sich die Fetzen von der Welt da draußen heimlich über Zeitungen ergattern, die die Wärter achtlos herumliegen ließen, so gelang ihm später der Aufstieg zu einer beschränkten Anzahl von Zeitungen und zum Radio und schließlich auch zum Fernsehen.

Nelson hat ein Interesse für Archäologie, Mythologie, Philosophie und Religion entwickelt und interessiert sich außerdem brennend für Gesellschafts- und Kulturformen. Er hat über die UNISA und die Londoner Fernuniversität für Rechtswissenschaften formell Jura und Volkswirtschaft studiert. In den folgenden Briefen spricht er über seine und Winnies Studien.

»Mein Studium hält mich ganz schön auf Trab. Ich muß 200 Punkte zusammenbekommen, damit ich Ende des Jahres das Examen in Betriebswirtschaft schreiben kann. Mit fünf Aufgaben habe ich bisher 142 Punkte erreicht und kämpfe jetzt also um 58 Punkte.

Ich fühle mich schuldig, daß ich hier so ohne jede Mühe meinem Studium nachgehe, während Du eine schwere Last auf Deinen Schultern trägst.

Mein liebes Mädchen! Nun bist Du also endlich wieder bei der UNISA gelandet. Welche Fächer hast Du, und erinnerst Du Dich eigentlich noch, daß Du an derselben Uni warst, als wir uns vor 18 Jahren trafen? Ich hoffe, der Kursus macht Dir

Spaß. Doch denke daran, ich erwarte, daß Du den hohen Anforderungen gerecht wirst, zu denen Du fähig bist. Richtig schockiert war ich jedoch, als ich hören mußte, daß Du in den Abendstunden zur öffentlichen Bücherei fährst. Wie kannst Du Dich so in Gefahr begeben? Hast Du vergessen, wir leben in Soweto und nicht im Stadtzentrum, wo Du bei Nacht sicher wärst. Du bist im letzten Jahrzehnt das Ziel feiger Anschläge auf Dein Leben gewesen, bei denen man versucht hat, Dich aus dem Haus zu zerren. Dein Leben und das der Kinder ist wichtiger als jedes Zeugnis!« (15. 4. 76)

»Es wäre eine furchtbare Zurücksetzung, wenn die Entscheidung des Universitätsverwalters hinsichtlich Deines Grades in Sozialwissenschaften für den Aufenthalt im Freistaat Gültigkeit erhält. Du kannst gute Gründe für eine besondere Behandlung anführen, da Du in Sozialwissenschaften ein Diplom hast, das von Provinzverwaltungen ebenso wie von vielen Wohlfahrtsorganisationen und der Industrie anerkannt ist. Du könntest ihn darauf hinweisen, welche verschiedenen Arten von Sozialarbeit Du gemacht hast, seit Du 1955 im Baragwanath und bei der Jugendwohlfahrtsgesellschaft Deine Eignung unter Beweis stelltest.« (1.7. 79)

»Hinsichtlich Deiner Studienprobleme muß ich Dir sagen, ich fühle mich einfach enttäuscht, ja sogar angeekelt, denn ich weiß, die Sozialarbeit ist Dir in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn Du den akademischen Grad kriegen würdest, wäre das ein so schöner Ausgleich für all die Nackenschläge, die Du in den letzten 22 Jahren einstecken mußt.« (1.6. 80)

»Das Verwaltungsamt für Strafanstalten hat angekündigt, daß das Studienangebot, auch für Doktoranden, weitergeführt wird. Die Häftlinge könnten mit ihren jeweiligen Kursen individuell

beginnen. Bis jetzt habe ich allerdings noch keinerlei Information darüber, ob das Jurastudium an der Londoner Universität genehmigt wird... Falls ich das fortführen darf, werde ich Rechtsphilosophie, internationales Recht, afrikanisches Recht und Handels- oder Familienrecht in Angriff nehmen. Ich fürchte nur, die Preise für die Bücher werden unerschwinglich hoch sein. Wahrscheinlich werde ich mich auch für Lektionen in Wolsely oder Cambridge einschreiben und den Law Quarterly Review und den Modern Law Review (juristische Fachzeitschriften) abonnieren. Alles in allem werde ich dafür nicht weniger als 350 Rand benötigen. Falls es abgelehnt wird, mache ich bei der UNISA mit dem Universitätsabschluß für Handel weiter.« (1.6. 80)

Gesundheit

Der Wunsch, diese herausragende Persönlichkeit tot und aus dem Gedächtnis des Landes ausradiert zu sehen, hat dazu geführt, daß man bei verschiedenen Gelegenheiten Gerüchte verbreitet hat, Nelson läge tatsächlich im Sterben, sei vergreist oder leide an Krebs. Jedesmal hat die Familie diese Gerüchte zurückgewiesen und erklärt, er sei munter wie ein Fisch im Wasser. Nelson achtet sehr auf sich und befindet sich bei sehr guter Gesundheit.

»Am 2. 9. bin ich nach Kapstadt gefahren, um meinen Zeh röntgen zu lassen. Ich war an der Küste auf einen Felsen gefallen und hatte ihn mir dabei verletzt. Er ist seitdem immer geschwollen gewesen. Zum Glück ist es kein Bruch. Der Blutdruck ist unter Kontrolle.« (1. 10. 75)

»Mhlophe, sowohl körperlich als auch geistig fühle ich mich hervorragend. Ich bin den ganzen Tag über aktiv, genieße die körperliche ebenso wie die geistige Arbeit und wandere in den frühen Morgenstunden herum, wie ich das in den 50er Jahren mit Gerry Moloi zusammen zu tun pflegte. Ich habe einen gesunden Appetit und schlafe gut. Vor allem aber rinnt durch meine Adern eine solche Kraft und ein solch unbändiger Optimismus, weil ich weiß, Du liebst mich, und alle guten Wünsche zahlloser Familienmitglieder sind mit mir. Ich möchte weder krank sein, noch kränkeln. Nur zweimal in meinem ganzen Leben bin ich bisher im Krankenhaus gewesen, und das auch nur für zwei Tage, einmal 1937 wegen geringfügiger Magenbeschwerden, und das andere Mal 1945, um mir die Mandeln herausnehmen zu lassen. Im Groote-Schuur-Hospital war ich überhaupt noch nie und habe es das letzte Mal im Jahre 1961 von der Straße aus gesehen. Ein gelegentliches Unwohlsein ist nur natürlich, und in dieser Hinsicht habe ich mein Teil an Unpäßlichkeiten geringfügiger Natur schon abbekommen, aber ich kann mich nicht erinnern, in den letzten 15 Jahren an einer ernsteren Krankheit gelitten zu haben. Während dieser Zeit wurde das ganze Land mehrmals von Epidemien heimgesucht, doch ich bin nicht ein einziges Mal zu Boden gegangen. Das soll kein prahlerisches *Kgaitsechi* sein, sondern nur eine Feststellung der Tatsachen für den, der die sensationslüsternen, aber vollkommen unbegründeten Presseberichte über den Zusammenbruch meiner Gesundheit kennt. An dem Tag, an dem ich jenen böartigen Reporter erwische, werde ich ihn im Ring stellen und ihn in seiner eigenen Ecke niederschlagen. Ich weiß nicht, wie das morgen aussehen wird, doch im Augenblick bin ich gut in Fahrt!« (24. 5. 76)

»Erinnerst Du Dich noch an den 20. Dezember vor vielen Jahren, als Du mich mit einem tiefen Schnitt über dem linken Auge und mit bandagiertem Kopf gefunden hast? Ich habe Dich selten so außer Fassung gesehen wie damals. Der schmerzliche Ausdruck auf Deinem Gesicht verfolgt mich bis auf den heutigen Tag. Ich habe Dir darüber alles erzählt, doch eines Tages wird Dir unser Neffe Zwangendaba noch eine kleine Einzelheit mitteilen, die ich damals weggelassen habe... Meine Augen sind soweit ganz in Ordnung, Ngutyana, und ich bin bei guter Gesundheit.« (18. 7. 76)

»Am 16. 8. bin ich beim Orthopäden gewesen, um meine Ferse untersuchen zu lassen, die mir ab und zu Kummer macht. Bei seinem nächsten Besuch auf der Insel werde ich mit Dr. Edelstein weiter darüber sprechen.« (27. 2. 79)

»In meinem letzten Brief habe ich Dir ja bereits einen medizinischen Bericht gegeben. Ich muß Dir aber noch einmal versichern, ich bin munter und wohlauf.« (1.7. 79)

»Am 19. 11. ist der Gips abgenommen worden. Der Schnitt sieht gut aus, und nach Meinung des Orthopäden wird der Heilungsprozeß ohne Komplikationen verlaufen. Ich habe bereits damit begonnen, den Fuß zu gebrauchen.« (25. 11. 79)

»Am 9. 5. habe ich in Kapstadt einen Augenarzt aufgesucht. Ein bösartiger Virus hatte meinem Auge seit dem 28. 3. schwer zu schaffen gemacht, doch die arme Kreatur hatte keine Vorstellung davon, wie stark mein Lebenswille ist. Ich habe ihn vernichtet, und die Infektion ist weg.

Der Arzt hat mich wegen derselben Beschwerden auch am 7. 4. 76 behandelt und sagt, meine Sehkraft sei ausgezeichnet, obwohl sich beim Test herausstellte, daß sich das Auge ein

ganz kleines bißchen verändert hat. Eine neue Lesebrille hatte ich 1972 bekommen. Er meinte, die Veränderung sei so gering, daß er mir keine neue Brille empfehlen würde, es sei denn, ich wolle ein modisches Gestell, gab mir aber trotzdem für alle Fälle ein Rezept mit. Ich fühlte mich irgendwie erleichtert, als Du und Zindzi am 3. 3. nicht aufgetaucht seid. Am 28. 2. hatte ich mir nämlich das linke Auge mit dem Tennisschläger verletzt, und es war bis zum 31.3. geschwollen und schwarz umrändert. Ich muß Dir auch sagen, daß mir die linke Ferse seit einiger Zeit zu schaffen macht. Sie schmerzt beim Laufen und hat so meine Bewegungsfreiheit erheblich eingeschränkt. Mit bloßem Auge würde man meinen, da stimmt etwas mit dem Knochenaufbau nicht. Letzten Monat haben Röntgenaufnahmen davon gezeigt, daß Dein Manne in jeder Ferse einen überzähligen Zehenknochen hat. Da, wo es wehtut, sieht man eine Narbe, wahrscheinlich von einer längst vergessenen Verletzung. Am 17. 5. habe ich eine Kortisonspritze bekommen, und wir hoffen, daß die Schmerzen dadurch zumindest gedämpft werden.« (27. 5. 79)

»Die Ferse verheilt gut, und ich laufe in Slippers und ohne Spazierstock herum. Vielleicht fange ich irgendwann im Februar wieder mit leichten Übungen an. Ich bin es nicht gewohnt, daß sich Teile meines Körpers ablösen oder nachlassen, als sei ich bereits 62 Jahre alt. Du weißt sehr gut, ich bin erst 45, und kaum jemand dürfte den Mut haben, das anzuzweifeln, wenn ich die Übungen wieder aufnehme.« (12/79)

»Am 23. 5. habe ich in Kapstadt einen Radiologen aufgesucht, der meine rechte Ferse geröntgt hat. Die Aufnahmen habe ich bisher noch nicht gesehen, doch er erklärte, zwischen der rechten und der linken Ferse bestände kaum ein Unterschied.

Am selben Morgen wurde auch ein Kardiogramm gemacht. Beim Herzspezialisten war ich zuletzt am 3. 5. 77 gewesen, weil da der Blutdruck etwas hoch war. Bis in die frühen Morgenstunden des 30. 4. war er stabil geblieben, dann hatte es Anzeichen dafür gegeben, daß er zu hoch war. Am späten Abend des 1.5. maß ein Angestellter vom Gefängnishospital den Druck. Er pumpete das Gerät auf und hörte sorgfältig hin, als er den Druck abließ. Dann rief er plötzlich, ›Was?‹, pumpete schnell noch einmal auf und blickte mich ganz besorgt an. Die Nadel schoß hoch, und er lauschte wieder auf den Herzschlag. Diesmal ließ er das noch um meinen Arm gewickelte Gerät im Stich und telefonierte nach dem Doktor. Der Arzt und die Schwester waren recht gelassen und entspannt, und durch ihre offensichtliche Ruhe fühlte ich mich gleich besser. Sie bestätigten aber, er sei beunruhigend hoch. Eine Aldomat am Tag hatte ihn bis zum nächsten Morgen schon erkennbar gesenkt, und als er am 3. 5. wieder normal war, hörte ich mit dem Aldomat auf. Was ihn zuerst so hochgebracht hatte, weiß ich nicht. Der Facharzt meinte, das könne von familiären Sorgen kommen, was ich natürlich verächtlich abtat. Wie um diese Vermutung zu unterstreichen, hatte ich in der Nacht, in der ich aus Kapstadt zurückkam, einen meiner immer wiederkehrenden Träume.« (1.6. 80)

»Mein Liebling, ich habe ja nicht die geringste Ahnung davon gehabt, daß Du und Zeni gegen bestimmte Nahrungsmittel allergisch seid, und mehrere Ärzte versucht haben, den Grund dafür herauszufinden. Ich hoffe, Ihr beide nehmt Dr. Variawas Angebot an und werdet im Coronation zu medizinischen Tests aufgenommen. Es ist normalerweise sehr schwierig, herauszufinden, woran Deine Allergie liegt, und je eher sie damit anfangen, desto besser. Wie äußert sich die Allergie eigentlich? Vor allem darfst Du Dir aber wegen der

gesundheitlichen Störung nicht allzuviel Sorgen machen. Bedenke bitte, daß man, auch wenn man regelmäßig Sport treibt, und insbesondere, wenn man dabei viel umherläuft, lange braucht, um physische und psychische Störungen in den Griff zu kriegen.« (5. 3. 78)

»Wenn Du mir mitteilen kannst, daß Deine Verletzung auskuriert ist und es sich auch mit dem Herzen gebessert hat, werde ich hochofrenet sein. Meinen Klagen hinsichtlich Deiner äußeren Erscheinung hast Du ja kaum Beachtung geschenkt. Doch ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen und bekomme jedesmal von neuem einen Schock, wenn wir uns sehen. Ich finde, Du siehst überhaupt nicht gut aus, auch wenn Du behauptest, es gehe Dir gut. Ich weiß nicht, wie ich mich genau ausdrücken soll, Mbuthu, aber Du wirkst matt und erschöpft, und das ist nicht gut. Ich weiß, Du wirst jetzt sagen, Du willst nicht auf der Bühne auftreten und würdest es vorziehen, wenn die Leute Dich so akzeptieren, wie Du bist. Doch Du warst sonst immer so frisch und voller Leben.

Wie hätte es mich mit Freude und Stolz erfüllt, wenn ich erfahren hätte, daß meine Sorge über Dein Aussehen in den letzten 13 Jahren Dich dazu aufgerüttelt hätte, dagegen etwas zu unternehmen. Meine Besorgnis wäre verschwunden. Ich habe schließlich ein Gewissen, und jedesmal, wenn ich an Dir sichtbare Zeichen des Leids feststelle, quält mich ein Gefühl der Schuld und der Scham. Natürlich siehst Du für mich trotzdem wundervoll aus, auch wenn Du den Eindruck machst, als seien Deine Lungen durch den Mangel an *Impanduka* (Heilkräutern) mehr als angegriffen. Wenn Du möchtest, daß ich beruhigt bin, dann solltest Du wissen, daß Du mir eines Tages schreiben und mir mitteilen mußt, Du befandest Dich wieder in alter Form und hättest mindestens fünf Kilogramm zugelegt.« (1. 10. 79)

Söhne, Töchter, Freunde

Tembi

Zum Zeitpunkt von Nelsons Einkerkering war Tembi als einziges von seinen Kindern alt genug, um ihn besuchen zu dürfen. Er tat dies nie, und während Mitglieder seiner Familie dies ganz verschieden interpretiert haben, lautet Winnies Erklärung wie folgt:

»Als Nelson in den Untergrund ging, war er sehr auf Tembi angewiesen. Die anderen Kinder waren zu jung, um die Sache zu verstehen. Tembi lebte nahezu im Untergrund mit seinem Vater. Da er bereits in haftfähigem Alter war, wies Nelson ihn an, sich so wenig wie möglich hervorzutun und seine Besuche in Lilliesleaf selbst seiner Mutter nicht zu offenbaren. Ich persönlich habe ihn nach dort mitgenommen, um die Wochenenden mit Nelson zu verbringen, und manchen gefährlichen Auftrag führte er mit mir zusammen aus. Durch die Tatsache, daß er seinem Vater sehr nahestand und mit in die Sache verwickelt war, war er gezwungen, nach außen hin eine Fassade der Distanz und Zurückhaltung aufrechtzuerhalten, und die bewahrte er sogar in Gegenwart seines Bruders, seiner Schwester und seiner Mutter. Ich war verblüfft, wie vollkommen er dies, so jung wie er war, durchhalten konnte. Er vergötterte seinen Vater und setzte sich voll und ganz für seine Rolle im *Umkhonto* ein. Ich wiederum verehrte Tembi.

Als er bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam, schrieb Nelson mir, als ich für 18 Monate in der verdammten Zelle in

Einzelhaft saß. Er erinnerte mich daran, wie Tembi ihn auf Lilliesleaf besucht und dabei die viel zu große Anzugjacke des Vaters getragen hatte. Er hatte zu Nelson gesagt: ›Tata, ich stehe jetzt an Deiner Stelle, und ich werde versuchen, so wie Du zu sein und für die Familie zu sorgen.«

Tembi hatte die Scheidung der Eltern am meisten getroffen. Er war damals alt genug, um zu verstehen, was das bedeutete, und bekam dadurch einen seelischen Schock. Er litt auch wegen der extremen Positionen, die seine Eltern einnahmen...«

Auf der Schule in Swaziland verliebte sich Tembi in Thoko, und sie kehrte nach Hause zurück, als sie die Schule vorzeitig beenden mußte, weil sie schwanger wurde. Er folgte ihr nach Retreat in Kapstadt, wo ihre Mutter ein Einzelhandelsgeschäft hatte. Thoko half im Laden, und Tembi hatte einen guten Bürojob. Sie bekamen zwei Töchter, zuerst Ndileka, dann Nandi. Ndileka war drei Jahre und Nandi erst sechs Monate alt, als Tembi starb. Thoko überlebte den Unfall und wohnte weiterhin bei ihrer Mutter.

Die Enkelinnen zogen später zu Eveline in die Transkei und gingen dort zur Oberschule. Sie sind inzwischen erwachsene Frauen und haben Nelson zwei Urenkelkinder geschenkt. Für Nandi, die jüngere der beiden Enkelinnen, hat Nelson ein Stipendium besorgt, und sie studiert augenblicklich in Kapstadt und besucht *Tatomkhulu*, ihren Großvater, so regelmäßig, wie ihr dafür die Genehmigung erteilt wird. Ndileka arbeitet als Krankenschwester.

Nelsons Gedanken kehren oft zu Tembi zurück, und so schrieb er, als Zindzi ihn wissen ließ, sie mache den Führerschein:

»Ich finde es gut, daß Du Fahrstunden nimmst, und hoffe, Du wirst einmal eine genauso vorsichtige Fahrerin wie Mum. Tembi konnte den riesigen Oldsmobile bereits mit zehn fahren.

Doch wenn Du Deinen Führerschein bekommst, dann hast Du es besser gemacht als Mum und ich. Wir waren 26 bzw. 23, als wir unseren kriegten. Viel Glück, mein Liebling!« (4. 9. 77)

Makgatho

Makgatho berichtet:

»Ich machte meinen ersten Besuch auf Robben Island, als ich 16 Jahre und 9 Monate alt war. Das war im Juni 1967, und ich ging damals in Orlando zur Schule. Ich hatte Tata seit seiner ersten Verhaftung im Jahre 1962 nicht mehr gesehen. Beim Rivonia-Prozeß waren wir nicht anwesend, denn wir gingen damals in Swaziland zur Schule. Swaziland verließ ich erst 1964.

Das einzige, was ich in dieser Zeit von Tata hörte, erfuhr ich aus den Zeitungen. Ich konnte ihm nicht schreiben, und Tata konnte mir nicht schreiben. Als ich nach Orlando zurückkehrte, besuchte ich Mum Winnie, und sie erzählte mir, was es von Tata Neues gab. Bei Mum Winnie ging ich gerne vorbei. Ich legte Platten auf und nutzte den Tag, den ich dort war, um mich zu entspannen.

Mum Winnie sorgte dafür, daß ich Tata besuchen konnte. Sie kam für die Fahrtkosten auf und brachte mich zum Bahnhof. In Kapstadt holte Tembi mich ab. Er war 1965 da hingezogen, war bereits verheiratet, und es schien ihm gutzugehen. Ich wußte, er liebte Tata. Vielleicht war er nach Kapstadt gegangen, weil Tata dort war. Ich nahm das Schiff und stieg hinunter in den Frachtraum. Wir waren vier Leute, die da rüberfuhren, und wir besuchten auf der Insel alle Verwandte.

Der Besuch bei Tata war schön, doch die Zeit war zu kurz. Tata sagte mir, ich solle ein wenig zurücktreten, damit er mich anschauen könne. Er meinte, ich sei ordentlich gewachsen und

sehe gut aus. Er stellte Fragen wegen der Schule und sagte, ich solle mich für Fort Hare bewerben. Dann erzählte er mir von seiner Zeit in Fort Hare. Wir redeten viel, und er lächelte oft. Die dreißig Minuten gingen einfach zu schnell vorbei.

Danach habe ich Tata immer zweimal im Jahr besucht. Der SACC (Südafrikanischer Kirchenrat) bezahlte für uns die Fahrtkosten. 1968,69 und 70 besuchte ich ihn je zweimal. Dann machte ich einen Besuch im Jahr, bis 1978. Zuletzt habe ich ihn 1983 gesehen.«

Makgatho gibt keine Erklärung darüber, warum seine Besuche bis 1983 unregelmäßig wurden und dann ganz aufhörten. »Ich bin einfach faul geworden«, meint er. Die Besuche bei seinem Vater nahm er erst 1987 wieder auf. Es gab da vielleicht tieferliegende Gründe als einfach nur Faulheit. Im wesentlichen lag es wohl daran, daß er die Ermahnungen des Vaters, wieder zur Schule zu gehen, nicht ertragen konnte. Über seinen Bildungsweg sagt Kgatho:

»Ich schrieb an der St. Christopher School die Abschlusarbeiten für die neunte Klasse und bestand sie auch, kehrte aber nicht zurück, um das Abitur zu machen. Man warf mich von der Schule, weil wir einen Streik organisiert hatten. Ich blieb drei Jahre bei Mr. M. B. Yengwa in Manzini und begann dann mit der Schule in Orlando. Mama bezahlte das. Sie erhielt Unterstützung vom Institut für Rassenbeziehungen.

Ich schrieb die Abiturprüfung mit und bekam ein Abgangszeugnis. Ich bewarb mich für Fort Hare, hatte aber keine Universitätszulassung. Die dafür erforderliche Zusatzprüfung bestand ich nicht.«

Nelson vertraute auf die intellektuellen Fähigkeiten seines Sohnes und war der Ansicht, er solle auf die Schule zurückkehren. Einem Freund schrieb er im November 1974:

»Meinem Sohn Kgatho, der jetzt 24 ist, fehlen zwei Fächer zum Abitur. Bis zur Mittleren Reife, die er mit Auszeichnung

bestand, machte er sich sehr gut, obwohl er die Prüfungen mehrere Monate später schrieb, nachdem man ihn vom Internat wegen Organisation eines Schülerstreiks (so lautete der Vorwurf) verwiesen hatte. Seitdem hat er all seinen Scharfsinn eingeübt und über Privatunterricht zweimal ohne Erfolg das Abitur zu machen versucht. Das wahre Problem ist, daß er sich in seinem Alter und aufgrund meiner Abwesenheit schwer damit tut, der Anziehungskraft des Stadtlebens zu widerstehen. Ich habe versucht, ihn aufs Internat zurückzubringen – nach Clarksbury oder St. Johns, beide in der Transkei –, wo er die ganze Zeit über weit weg von diesen Einflüssen lernen könnte... Er hat starke Argumente, auf die er sich stützen kann: einen angenehmen Job, den er verlieren könnte, wenn er meinen Vorschlag annimmt, und außerdem ist er verlobt. Ich bin jedoch der Ansicht, er könnte sich die Zeit nehmen und ein Jahr lang lernen, um wenigstens das Abitur nachzuholen. Danach, habe ich ihm gesagt, würde ich weitere Pläne erörtern. Wenn man ihn beispielsweise nach Durban einladen und an Orten wie Ngoye, Westville oder dem M. L. Sultan College herumführen könnte, damit er einmal aus erster Hand sehen kann, was junge Leute anderswo machen, dann würde dadurch vielleicht sein Ehrgeiz geweckt, und es könnte ihn veranlassen, an sich selbst wirklich ernsthaft höhere Anforderungen zu stellen.« (1. 11. 74)

Doch statt wieder zur Schule zu gehen, heiratete Makgatho und wurde Vater eines Sohnes. Nelson stand der Heirat zunächst skeptisch gegenüber, hatte seine Schwiegertochter Rennie jedoch bald gern. Sie hielt zu ihm engere Verbindung als sein Sohn und brachte sein erstes Enkelkind, Mandla, auf Besuch mit. Er blickte auf das Baby, das er nicht anfassen konnte, und als er an dem breiten gesunden Gesicht erkannte, daß die Mandela-Linie weitergeführt wurde, war er beruhigt.

Rennie tat dann schließlich das, was Kgatho nicht tun wollte. Sie äußerte den Wunsch, wieder zur Schule zu gehen. Nelson besprach die Sache mit Alan Paton, und der sorgte dafür, daß Rennie sich am Inanda-Seminar einschreiben konnte. Die Zahlung der Gebühren übernahmen Paton, Peter Brown und Ismail Meer. Nelsons Ehrgeiz für seinen Sohn hielt unvermindert an. Seiner ältesten Tochter Makie schrieb er deswegen:

»Dadurch, daß Rennie auf eigenen Wunsch hin zur Schule geht, wird Makgatho klarwerden, daß er das einzige schwarze Schaf in der Familie ist. Schreib ihm weiter und dräng ihn, er solle an die Zukunft denken und wieder zum College gehen.«
(31. 12. 78)

1979 schien es so, als zeigten seine Bitten, Kgatho solle wieder zur Schule gehen, ein wenig Wirkung. Nelson schrieb:

»Über Makgathos Versprechen, wieder zur Schule zu gehen, möchte ich mich nicht weiter äußern. Das hat er schon die letzten neun Jahre gesagt. Wenn er wirklich auf einer Schule anfängt, werde ich alles tun, was in meiner Macht steht, um ihm zu helfen, aber mit Sicherheit nicht früher.«

Doch Makgatho hatte kein Abitur und konnte deshalb nicht zur Hochschule zugelassen werden. Er war äußerst deprimiert und tief enttäuscht, daß er seinen Vater nicht zufriedenstellen konnte. Nelson hörte, sein Sohn komme seinen Verpflichtungen nicht nach und trinke ein wenig zuviel. Makie war der Ansicht, es wäre besser für ihn, wenn er bei seiner Mutter in der Transkei lebte, und warf ihrem Vater vor, er halte ihn davon ab, das zu tun. Nelson antwortete darauf:

»In einem früheren Brief hast Du auf Makgathos Verhalten hingewiesen und mir vorgeworfen, ich hätte ihn dazu veranlaßt, nicht in die Transkei zu gehen. Die Wahrheit ist jedoch, daß er mir, was die Bildung angeht, genauso viel

Sorgen bereitet hat wie Du. Es gibt nichts, was ich in den letzten acht Jahren nicht versucht hätte, um ihn auf die Schule zurückzubringen. Doch alle meine Bemühungen waren vergeblich, und selbst daß Rennie 1975 zur Morris Isaacson School gegangen und jetzt in Inanda ist, ist nur Mum Winnies Anstrengungen zu verdanken, die darauf versessen ist, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, damit die Kinder ihre Ziele erreichen können. Wir versuchen auch jetzt noch alles und geben die Hoffnung nicht auf, doch sowohl Mum Winnie als auch ich sind weit weg von ihm, und es ist keineswegs einfach, ihn nur durch Telefongespräche oder Briefe zu überzeugen.«

Das Problem ging jedoch weit über Makgathos Widerspenstigkeit und seine Weigerung, wieder zur Schule zu gehen, hinaus. Seine Ehe ging in die Brüche. Die Familie machte Rennie dafür verantwortlich, Nelson verhielt sich neutral. An Zindzi schrieb er: »Ich habe zu dieser Auseinandersetzung vor allem deshalb keine Stellung bezogen, weil ich Kgathos Version nicht kenne. Auch wenn das Unmögliche geschehen und Kgatho schreiben sollte, werde ich zu einer einvernehmlichen Lösung neigen. Dabei werde ich an beide Parteien ebenso wie an Mandla denken, der sicher mehr als jeder andere darunter zu leiden hat, wenn seine Eltern sich trennen. Stell Dir nur einmal vor, mein Liebling, wie wir reagieren würden, wenn jemand Mum wegen meiner Fehler zwänge, ihre Sachen zu packen und sich ein neues Heim zu suchen. Du bist das Produkt der Liebe und Zuneigung Deiner Eltern, und Dein ganzes Leben lang hat diese Liebe und Gewißheit Dir Stärke und Hoffnung gegeben. Diese Liebe und dieses Zuhause zu zerstören, das wäre, als setze man die Wurzeln einer wundervollen Rose dem Frost aus.«

Dachte Nelson dabei an Tembi? An die Kälte, die sich ihm ins Herz gesenkt hatte, als sein Vater sich von seiner Mutter trennte?

Kgatho und Rennie ließen sich scheiden, und Kgatho heiratete wieder und bekam noch einen Sohn. Kaiser Matanzima brachte ihn schließlich dazu, mit Frau und Sohn nach Cofimvaba zu Eveline zu ziehen, und stolz verkündete Kaiser: › Wer nichts an die Angel steckt, der fangt nichts.‹

In Umtata präsentierte er den verlorenen Madibasohn den AmaTembu und flog mit ihm nach Port St. Johns zu seiner Hauptfrau, die sich um Kgatho und Tembi gekümmert hatte, als sie für ein Jahr bei ihr wohnten und in der Transkei zur Schule gingen. Kgatho trat in das Geschäft seiner Mutter ein, und heute führen sie in Cofimvaba recht erfolgreich das Mandela-Handelshaus.

Makaziwe

Makie, wie sie von der Familie liebevoll genannt wird, ist Evelines jüngstes Kind und die älteste von Nelsons drei Töchtern. Als ihr Vater zum erstenmal verurteilt wurde, war sie acht Jahre alt. Sie erinnert sich lebhaft daran, wie sie ihn zusammen mit Mum Winnie in Rivonia auf Lilliesleaf besucht hat und mit Tata auf dem Land lange Spaziergänge machte. Von der Verhaftung des Vaters erfuhr sie in der Schule in Swaziland. Sie war ganz in Tränen aufgelöst und völlig verwirrt, da sie nicht ganz verstand, was das alles zu bedeuten hatte. Ihren Vater sah sie nicht vor 1970 wieder, als sie bereits eine junge Frau war. Vater und Tochter entdeckten einander wieder.

Für Nelson war Makie ein freimütiger offener Mensch, der sich niemals zurückhielt und nie ein Blatt vor den Mund nahm. Sie besaß eine unabhängige Einstellung schwarzen politischen Gruppierungen gegenüber, doch bekam er dies nur indirekt mit und las es zwischen den Zeilen. Wie Kgatho hatte Makie sich

als Kind zu Winnie hingezogen gefühlt, doch als sie älter wurde, wirkte sich die Trennung der beiden Familien und die Verbitterung ihrer Mutter auf sie aus. Diese Bitterkeit nahm sie unbewußt in sich auf, denn dem äußeren Anschein nach kritisierte sie ihre Mutter deswegen.

Makie machte als erstes von Nelsons Kindern das Abitur, worüber er hocheifrig war, gab dann aber zu seiner tiefen Enttäuschung bekannt, sie werde heiraten. Er versuchte, sie davon abzubringen und davon zu überzeugen, daß sie auf die Universität gehen und alle Gedanken an Heirat bis zum Diplom beiseiteschieben sollte. Doch dazu war Makie nicht zu bewegen. Sie heiratete und bekam kurz hintereinander zwei Kinder. Wie Nelson befürchtet hatte, ging die Ehe schief – das Paar trennte sich. Er tröstete seine Tochter und ermutigte sie, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen.

»Mein Liebling, Mum Winnie hat mir von ihrem Besuch bei Dir in Port St. Johns im letzten November erzählt, doch da sie mir jede Aufregung ersparen will (familiäre Neuigkeiten, die mich beunruhigen könnten, teilt sie mir so gut wie überhaupt nicht mit), meinte sie, Du würdest mir wegen einer wichtigen häuslichen Angelegenheit schreiben. Ich vermutete, mit Deiner Ehe liefe nicht alles glatt, und muß gestehen, seit Du mir von Deinen Problemen mit Camagu erzählt hast, habe ich immer befürchtet, daß es einmal so enden würde. Aber Du mußt jetzt realistisch denken und umgehend handeln. Wenn Du davon überzeugt bist, daß Deine Ehe in Scherben liegt und daß es keine Hoffnung gibt, sie zu kitten, dann mußt Du sofort die Scheidung einreichen und alles, was Camagu betrifft, vergessen. Auf gar keinen Fall solltest Du eine Ehe aufrechterhalten, die gescheitert ist. Du bist noch jung und hast noch eine glänzende Zukunft vor Dir, wenn Du von jetzt an alles sorgfältig planst und wirklich entschlossen bist voranzukommen. Jetzt ist nicht die Zeit dafür, Dich wegen

Deines Fehlers, daß Du nicht auf unseren Rat gehört und Deine Ausbildung auf der Uni vervollständigt hast, selbst zu bemitleiden. Diesen Fehler haben schon viele Kinder vor Dir gemacht. Wesentlich ist, was Du von nun an tun kannst.« (8. 6. 78)

»Du scheinst wegen Deiner Ehe unentschlossen zu sein. Für eine rechtschaffene und selbstbewußte junge Frau, die ihr Eheleben ernst genommen hat, ist das nur natürlich. Ich bewundere es, wenn jemand mit einem Problem dieser Art vorsichtig umgeht. Du solltest jedoch wissen, was Du willst, und entschieden handeln. Wenn Du glaubst, die Sache ist noch zu retten, dann sag es und versuch es noch einmal. Bist Du aber überzeugt, daß Deine Ehe kaputt ist, dann mußt Du sie unverzüglich auflösen. Es sollte Dein Ziel sein, ein Leben in Freiheit und Würde zu führen. Vor allem solltest Du Dir einen Anwalt nehmen, am besten Mr. Fikile Bam, der in Umtata und Engcobo praktiziert. Bekommst Du ihn nicht, kannst Du Dich an Mr. Nkentane wenden, der ebenfalls in Engcobo sitzt. Noch schwerer ist für mich zu verstehen, daß Du es zuläßt, daß Camagu seiner Unterhaltspflicht für die Kinder nicht nachkommt. Wenn Du einen Rechtsanwalt aufsuchst, wirst Du gegen ihn sehr leicht sowohl einen Unterhaltszahlungsbefehl als auch eine Verfügung bekommen, die ihn zur Zahlung eines Teils Deiner Prozeßkosten zwingt.

Ich war auch sehr froh, als ich hörte, daß Du jetzt als Fakturistin arbeitest. Zwar weiß ich nicht, wie hoch Dein Einkommen ist, doch Du hast zumindest etwas, um Dich über Wasser zu halten. Noch mehr hat mich gefreut, daß Du meinst, Du hättest jetzt begriffen, daß ein Leben ohne Beruf nutzlos ist, und ich habe auch Deinen Entschluß zur Kenntnis genommen, Krankenpflege einfach deshalb zu machen, weil Du dann studieren und gleichzeitig ein bißchen Geld verdienen

kannst. Unter diesen Umständen ist Deine Entscheidung ganz vernünftig. Letzten Endes wirst Du etwas erreicht haben, und die Kinder sitzen auch nicht auf dem Trockenen.

Du solltest immer daran denken, in welchem Dilemma Du Dich gegenwärtig befinden könntest. Es wäre nur natürlich, wenn Du die Ehe zu retten versuchst, weil Du hoffst, Camagu werde sich ändern und wieder derselbe Schatz sein, der Dich früher so geliebt und geachtet hat. Doch Du könntest einer falschen Hoffnung aufsitzen, die Dir zu einem Zeitpunkt eine weitere Enttäuschung zufügt, wo Du zu alt für einen Neuanfang bist. Für die Kinder wird die Scheidung natürlich ein Schock sein, und sie werden sich damit herumquälen, ohne die Sicherheit eines Zuhauses aufwachsen zu müssen, in dem beide Elternteile zusammenleben. Es wird für ihre Zukunft natürlich von Bedeutung sein, welche Entscheidung Du jetzt triffst. Doch wenn Du Dich weiterbildest und einen unabhängigen Beruf etwa als Ärztin, Anwältin oder Sozialarbeiterin ergreifst, wirst Du sie dadurch in jedem Fall dazu veranlassen, sich noch höhere Ziele zu setzen als Du. Antworte mir bitte sobald wie möglich und laß mich wissen, wozu Du Dich entschieden hast.« (26. 11.78)

»Ich möchte Dir noch einmal sagen, daß mir der Zusammenbruch Deiner Ehe und die harten Erfahrungen, die Du machen mußtest, sehr leid tun. Solch eine Wendung ist für eine Frau immer ein Unglück. Mitglieder der Familie und enge Freunde, daran muß ich Dich einfach erinnern, mein Liebling, hatten eine hohe Meinung von Dir, als Du noch ein Mädchen warst. Wegen Deines Verhaltens innerhalb und außerhalb der Schule, Deiner Ernsthaftigkeit und natürlichen Intelligenz setzten sie große Erwartungen in Dich. Ich selbst hatte einmal gehofft, der Beruf Deiner Wahl würde diesen Qualitäten entsprechen, und ich möchte Dich dringend auffordern, sie zu

entwickeln. Eine Scheidung kann eine Frau zerstören, starke Charaktere jedoch haben das nicht nur überlebt, sondern sind weiter vorwärts gegangen und haben sich im Leben ausgezeichnet. Ich möchte glauben, daß Du solch eine starke Persönlichkeit bist und daß diese Erfahrung Dich keineswegs entmutigt, sondern im Gegenteil reicher macht. Die Herausforderung ist da, mein Liebling, bitte stelle Dich ihr. Wir lieben Dich und vertrauen Dir und sind sicher, auf Dich wartet eine wundervolle Zukunft.«

Nelson war überzeugt, daß seine Tochter sich ihre Ziele nicht hoch genug steckte, und er drängte sie, ehrgeiziger zu sein.

»Ich muß Dich bitten, sehr sorgfältig über Deine Zukunft nachzudenken und etwas höher hinauszuwollen, als Du es jetzt tust. Dies ist Deine zweite Chance, Makie, und vielleicht gibt es keine dritte.

Es war für mich eine Enttäuschung, hören zu müssen, daß Dein Ehrgeiz nicht weiter reicht, als Krankenschwester zu werden. Ich möchte vorschlagen, Du gibst Deine Absicht, Dich zur Krankenschwester ausbilden zu lassen, auf und bewirbst Dich sofort um die Zulassung für Fort Hare. Mum Winnie wird alles versuchen, um für die Bezahlung Deiner Gebühren und für Deine Kleidung und vielleicht sogar ein kleines Taschengeld während Deines Studiums zu sorgen, und Deine Mum kann Dir wegen der Zahlungen in der Scheidungssache helfen. Wie Du weißt, hat Mum Winnie ihren Job in Johannesburg verloren, als man sie in den Oranjefreistaat schickte. Sie hat also selbst zu kämpfen. Doch sie liebt Dich, und ich bin sicher, sie wird ihr Bestes geben. Es ist wahrhaftig nicht gerade einfach, Liebling, so vertrauliche Probleme durch Briefe zu erörtern, und deshalb hoffe ich, Du kannst mich bald einmal besuchen.« (8. 6. 78)

»Ich habe Dir bereits gesagt, und ich wiederhole es noch einmal, wir sind in der Lage, dafür zu sorgen, daß Du zur Universität gehst und in der Zeit ein Taschengeld bekommst. Heutzutage ist eine Universitätsausbildung entscheidend, selbst wenn Dein Ehrgeiz nur dahin geht, bloß Krankenschwester zu werden. Strebsamere Mädchen erwerben erst einen akademischen Grad und werden dann Krankenschwester und steigen so schneller in verantwortungsvollere und einflußreichere Positionen auf. Denen ohne wirklichen Ehrgeiz und Antrieb bleibt für den Rest ihres Lebens die harte Arbeit in untergeordneten Positionen. Es überrascht mich wirklich, daß Du trotz Deiner grausamen Erfahrungen nicht an mehr denken kannst, als eine gewöhnliche Krankenschwester zu sein. Deine Mutter war zumindest in der Lage, diese Position vor 34 Jahren zu erlangen, was damals eine ziemliche Leistung war. Später hat sie noch einen Geburtshilfekursus gemacht. Willst Du mir etwa erzählen, Du glaubst, nicht mehr erreichen zu können als Deine Mutter vor drei Jahrzehnten? Wenn Du das tust, dann läßt Du eine einmalige Gelegenheit aus, die andere, die weniger befähigt sind als Du, sich niemals nehmen ließen. Du brauchst nichts anderes zu tun, als mir oder Mum zu sagen, daß Du Dich entschieden hast, im Januar auf die Uni zu gehen. Um das übrige kümmern wir uns schon. Denke immer daran, Makie, Du bist erst 24, und die ganze Welt liegt Dir zu Füßen. Überleg es Dir genau und beeil Dich dabei. Verpaß nicht diese Gelegenheit, nächstes Jahr auf die Universität zu gehen.« (6. 11. 78)

Makie entschloß sich, zum College zu gehen. Daß ihre Mutter den Krankenschwesternberuf aufgegeben und sich als Ladenbesitzerin in Cofimvaba niedergelassen hatte, trug zur Abschwächung der finanziellen Probleme erheblich bei. Kaiser Matanzima war dabei behilflich gewesen, diese Veränderung in Evelines Stellung zustandezubringen.

Matanzima war Teil der Familie. Politisch standen er und Rolihlahla in entgegengesetzten Lagern, doch die Blutsbande waren stark. Wie Evelines eigene Ansichten über die Transkei auch immer gewesen sein mochten, Matanzima hatte sie jedenfalls davon überzeugt, die Krankenpflege aufzugeben und Ladenbesitzerin zu werden. Er beriet sie hinsichtlich der Immobilien, die jetzt auf dem Markt zu haben waren. Da die Regierung in Pretoria ängstlich darauf bedacht war, daß das erste unabhängige Homeland auch ja vernünftig funktionierte, und die Weißen großzügig abfand, wurden ›weiße‹ Immobilien an die Afrikaner zu fast jedem Preis verkauft, den sie aufbringen konnten. Matanzima hatte Eveline die Hauptstraße von Cofimvaba hinuntergefahren und ihr alle Objekte gezeigt, die zum Verkauf standen. Sie erinnerte sich an den Ort noch aus der Zeit, als sie ein Kind gewesen war und sie hergekommen waren, um bei den europäischen Ladenbesitzern einzukaufen. Damals war alles für Weiße reserviert gewesen. Weiße Reisende hatten auf der Veranda des einzigen Hotels gesessen und Bier getrunken, und das Betreten der Teestuben war Schwarzen nur durch Seiteneingänge erlaubt. Jetzt war die ganze Stadt schwarz geworden. Eveline hatte den Laden genommen, den Matanzima ihr empfohlen hatte, und 1978 lief er schon so gut, daß sie in der Lage war, sich um Makies Kinder zu kümmern, damit ihre Tochter ihrem Studium nachgehen konnte.

Nelson war übergelukkig, als Makie sich in Fort Hare immatrikulierte, und schrieb:

»Makie, mein Liebling, vielen Dank für Deinen Brief vom 15.2. und für Dein Telegramm, das ich am 2. 3. bekommen habe. Es lautet: ›In Fort Hare mit geborgtem Geld eingeschrieben. Gebühren noch nicht bezahlt.

Vorlesungsbeginn 1. März. Mache B. A.< (Abschluß der philosophischen Fakultät). Eine Woche später erhielt ich einen Brief von der Firma Nkentane (Makies Arbeitgeber), die mir mitteilt, daß Du wieder zur Schule gehst. Ich bin wirklich glücklich, daß Du schließlich doch auf der Uni gelandet bist, und wünsche Dir für Dein Studium viel, viel Glück. Du warst jetzt sieben Jahre aus der Schule raus und bist vielleicht ein wenig eingerostet, doch ich bin sicher, Du wirst bald Deine alte Form wiederfinden und die Sache gut machen. Wenn Du von Anfang an hart und nach einem festen Zeitplan arbeitest, von dem Du nicht abweichen solltest, kannst Du mit Auszeichnung bestehen.« (11. 3. 78)

Und an Winnie:

»Makie meint, sie sei der glücklichste Mensch und könne nicht glauben, daß sie diejenige ist, die man für Fort Hare zugelassen hat. ›Nach Fort Hare bin ich durch Mum Winnies Manöver gekommen‹, um es einmal mit ihren eigenen Worten zu sagen, aber ich war doch geschockt, als ich hörte, daß die Gebühren 707 Rand betragen. Ich habe Granny in Johannesburg gebeten, Amina und ihren Mann zu fragen, ob sie sich nicht an der Zahlung der Gebühren beteiligen können. Angesichts des hohen Betrags, einschließlich des Taschengelds, das sie braucht, und der Länge des Kursus bin ich wohl gezwungen, sie zu bitten, sie möge auch Benji konsultieren.« (19. 11.78)

Zwischen den beiden Familien, die Nelson gegründet hatte, gab es Spannungen, und es war für ihn immer sehr schmerzhaft, daß die, die er liebte, einander nicht liebten oder doch nicht so sehr, wie sie eigentlich sollten. Makie beklagte sich über unzureichende Unterstützung, ihre Beschwerden

ließen Winnie in einem schlechten Licht erscheinen, und Nelson verteidigte seine Frau.

»Du hast in Deinem Brief auch andere wichtige Familienprobleme aufgeworfen, die über einen Briefwechsel nicht richtig erörtert werden können. Deshalb werde ich mich in diesem Stadium nicht dazu äußern. Vielleicht können wir uns ein wenig darüber unterhalten, wenn und falls Du mich besuchst. Für den Augenblick möchte ich Dich einzig und allein daran erinnern, daß Mum Nobandla Dich und Kgatho ebenso sehr liebt wie Zeni und Zindzi. Sie hat versucht, Dich, Kgatho und unseren von uns gegangenen Tembi auf dem Internat zu halten. Mum Winnie wird alles in ihrer Macht Stehende tun, das möchte ich Dir versichern, um für Deine Unterrichts- und Wohnheimgebühren aufzukommen. Wenn Du mit Deinem Studium vorankommen willst, solltest Du Vollzeit-Studentin sein und an der Uni bleiben. Mum Winnie ist am zweiten Weihnachtstag hier gewesen, und wir haben über die Angelegenheit ausführlich gesprochen. Setz Dich bitte sofort mit ihr in Verbindung und teile ihr alle Einzelheiten mit, das heißt, bei welcher Uni Du Dich um Zulassung beworben, welchen Kurs Du gewählt hast, die Unterrichts- und Wohnheimgebühren, Zug- oder Buskosten, wenn von und zur Uni welche anfallen, und die Kosten für die Universitätsuniform.« (31. 12. 78)

Nelson erklärte ihr, er würde es gern sehen, wenn sie Medizin studierte, blieb in seinen Erwartungen jedoch Realist.

»Dieser Beruf ist heute noch wichtiger geworden und wäre als Ziel für Dich wirklich lohnend. Doch wir müssen realistisch denken, Du bist jetzt 24 und hast eine Reihe wertvoller Schuljahre verloren. Du solltest zunächst einmal bestrebt sein, ein paar ganz bestimmte akademische Qualifikationen zu

erwerben und dann eine Tätigkeit auszuüben, in der Du gut versorgt und unabhängig bist. Sicher wäre es eine gute Idee, den Abschluß in Naturwissenschaften zu machen, um dann später Ärztin zu werden. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß Du Dich jetzt vielleicht in Mathe und Physik zu eingerostet fühlen könntest. In dem Fall wäre es besser, einen anderen Kurs zu wählen. (...) Um Dich auf eine erfolgreiche Studienlaufbahn vorzubereiten, solltest Du bestimmte Vorkehrungen treffen. Du mußt Deine Kenntnisse auffrischen, indem Du regelmäßig Bücher und Zeitschriften liest. Versuch, einen Roman zu lesen, und sei es nur für eine Stunde am Tag, und außerdem vielleicht den *Daily Despatch*, wenn es den in Fort Hare oder am Transkei University College gibt. Du kannst auch die *Sunday Times* abonnieren, wenn sie an der Uni nicht erhältlich ist. Egal, wieviel Du sonst auch zu tun haben magst, mach Dir zur Gewohnheit, zumindest den Leitartikel sorgfältig zu lesen und ihn voll und ganz zu verstehen. Wenn Du das gewissenhaft tust, dann wirst Du überrascht sein, was für eine schnelle Auffassungsgabe Du entwickelst.

Ebenso solltest Du Dich regelmäßig körperlich ertüchtigen, insbesondere Streckenläufe machen. Das bietet den Vorteil, daß es alle Teile des Körpers beansprucht und Du Dich dadurch wohlfühlst. Solche Aktivitäten schärfen das Interesse an Deinen Studien und erhöhen auch Dein Leistungsniveau in der Klasse. Bitte denke über meine Vorschläge unvoreingenommen nach.« (31. 12.78)

»Du solltest auch ein paar schnelle Spiele wie Tennis oder Basketball lernen, damit Deine Gedanken mal von den Büchern wegkommen. Das wird sich für Dich als außerordentlich hilfreich erweisen. Durch die körperliche Bewegung wirst Du Dich wohlfühlen, und Dein Verstand wird geschärft. Außerdem solltest Du wenigstens zwei Zeitungen

pro Tag lesen, vor allem Leitartikel und Features. Der Sinn einer Unilaufbahn liegt nicht nur darin, Bücher zu studieren und Examina zu bestehen. Über das, was in der Welt vorgeht, sollte man mehr als das übliche Wissen haben. Dies kannst Du dadurch ergänzen, daß Du einen gut unterrichteten Freund hast, mit dem Du über die Neuigkeiten sprichst.

Darüber hinaus solltest Du Deine häuslichen Probleme und religiösen Ansichten nicht mit anderen diskutieren, selbst wenn es Deine vertrauten Freunde sind. Behalte so etwas ganz für Dich. So wirst Du an Deiner Zeit auf der Uni viel Freude haben und später mit Stolz darauf zurückblicken.« (11. 3. 79)

»Ich teile Deine Ansicht, daß man sehr davon profitiert, wenn man Leute aus verschiedenen Lebensbereichen trifft, und daß Gespräche mit Menschen aus solch verschiedener Umgebung dazu dienen können, den Horizont zu erweitern. Ich hoffe, Du machst von solchen Kontakten regen Gebrauch, und wenn Du dabei ein wenig die Phantasie spielen läßt, wirst Du Deine gesamte Lebensauffassung beträchtlich bereichern.

Was den Aufbau Deiner Bibliothek angeht, würde ich vorschlagen, Du bestellst Buchkataloge, aus denen Du Deine Lieblingstitel auswählen kannst, bei folgenden Agenturen:

The Ravan Press, No. 409-416 Dun well House, 35 Jorissen Street, Braamfontein, Johannesburg, 2001, und The South African Institute of Race Relations SAIRR (Südafrikanisches Institut für Rassenbeziehungen), P.O. Box 97, Johannesburg, 2000.

Ravan Press gibt vor allem Belletristik und Sachbücher von schwarzen und anderen fortschrittlichen Autoren heraus, die man normalerweise über andere Verlage im Lande nicht bekommt. Das SAIRR veröffentlicht eine Jahresübersicht, die hier bei uns eine der besten Informationsquellen ist, und ich würde Dir raten, jedes Jahr ein Exemplar davon zu bestellen.

Das ist wirklich eine Fundgrube. Sorgsam ausgewählte Bücher von Ravan Press werden Dir das gute Gefühl geben, daß Du über Dein Land, Dein Volk und über Dich selbst liest. Ich weiß nicht, ob Du jemals Tante Helen und Tante Amina um Rat gefragt hast, wie ich Dir vorgeschlagen hatte. Sie sind hierin sehr erfahren und haben ein umfangreiches Wissen und könnten für Dich in dieser Beziehung sehr wertvoll sein.

Was das Cowley House angeht, so solltest Du wissen, daß dieses Haus vom Südafrikanischen Kirchenrat erworben wurde, um Unterkünfte für die Besucher der politischen Gefangenen auf Robben Island bereitzustellen. Die ständigen Mitarbeiter dort sind alle Angestellte des SACC. Das Internationale Rote Kreuz, P.O. Box 29001, Sunnyside, 0132 (Telefon: 211597) Pretoria, gewährt Unterstützung, indem es die Reisekosten nach Kapstadt und zurück zahlt. Ich freue mich schon darauf, Dich und Abazukulu zu sehen und hoffe, Ihr werdet diesmal Eure Besuche mit denen der Familie aus Brandfort koordinieren. Niemand kann Dir jemals das Recht absprechen, Pollsmoor zu besuchen, doch Du mußt Dir darüber klar sein, welche Ungelegenheiten es bereiten kann, wenn Du die Familie in Brandfort nicht über Deinen beabsichtigten Besuch informierst.« (31. 1. 83)

»Es war mir eine Freude zu hören, daß Du wieder zurück auf dem College bist und jetzt fleißig die übrigen Arbeiten schreibst. Nicht so glücklich war ich jedoch darüber, daß Du Statistik aufgegeben hast, weil Du das Fach etwas schwierig fandst. Vielleicht kommst Du ja nächstes Jahr damit besser zurecht.« (2. 9. 79)

»Dein Brief erreichte mich am 20. 2. glücklicherweise gerade an dem Tag, als die Familie mir einen Besuch machte. So habe ich direkt Deine Sorgen wegen der Immatrikulationsgebühr

aussprechen können, und ich hoffe ernsthaft, dieses Jahr bleiben Dir die Probleme, die Du im letzten Jahr durchmachen mußtest, erspart. Es ist wirklich schade, daß Du mir vorher nicht mitgeteilt hast, daß Du Dich in den Ferien in Johannesburg aufhältst; ich hätte sonst dafür sorgen können, daß Du Dich mit Freunden triffst und die Probleme direkt mit ihnen besprichst. Doch hoffen wir das Beste. Ich freue mich schon darauf, Dich wiederzusehen, möchte jedoch vorschlagen, daß Du rechtzeitig den Antrag stellst, besonders wenn Du vorhast, im Juni herunterzukommen, denn es kommen jetzt mehr Besucher auf die Insel, und Du kannst nie sicher sein, einen bestimmten Termin zu kriegen, wenn Du ihn nicht mehrere Monate im voraus beantragst. Du könntest den Antrag für zwei Tage hintereinander – Sonnabend und Sonntag – stellen. Ich muß Dich auch daran erinnern, daß Ndindi (Tembis Tochter) am 20. 2. sechzehn geworden ist und jetzt das Recht hat, mich zu besuchen. Mein Vorschlag wäre, Du bleibst bei unserer Kusine Grace Matsha, Sandile Street 5, in Langa, einem Township, das viel näher zur Stadt liegt. Kapstadt ist ein rauhes Pflaster geworden, und es wird notwendig sein, daß Dich jemand zum Hafen begleitet und von dort wieder abholt. Nebenbei bemerkt, habe ich gehört, Du seist während der Unruhen in Fort Hare letztes Jahr ernstlich verletzt worden, und zwar so, daß Du ins Krankenhaus mußtest. Kannst Du mir bitte Einzelheiten darüber mitteilen, ob das stimmt. Den Kindern habe ich Weihnachts- und Geburtstagskarten nach Cofimvaba geschickt, und ich hoffe, sie haben sie alle bekommen. Makgatho und Tante Judy haben mich letztes Jahr im August besucht, und später habe ich von ihm auch eine Weihnachtskarte bekommen. Leider konnte ich ihm nicht zum Geburtstag gratulieren. Schreib mir doch bitte, wo er sich aufhält. Ich vermisse Dich schrecklich und freue mich schon darauf, Dich zu sehen, vielleicht im nächsten Juni.

Inzwischen wünsche ich Dir alles, alles Liebe und schicke Dir abertausend Küsse. Dein Dich liebender Tata.« (20. 2. 79)

»Du könntest für mich möglicherweise ein paar Nachforschungen erledigen, aber nur wenn Du die Zeit erübrigen kannst, vielleicht wenn Du das Studium mal so richtig satt hast. Obwohl ich dort 1942 mein Diplom machte, verließ ich das College schon Ende 1940. In dem Jahr nahm ich an den nationalen Unimeisterschaften teil, die in Lovedale stattfanden. Für den Lauf über eine Meile traten Mr. Mokgokong und ich für das College an. Es war damals üblich, von der Leichtathletikmannschaft ein Foto zu machen, das dann im großen Speisesaal aufgehängt wurde. Ich bin jedoch nicht sicher, ob die Mannschaft aus jenem Jahr überhaupt fotografiert wurde. Im November 1940 wurde ich auch zum Vizepräsidenten des Leichtathletikverbandes für 1941 gewählt, kehrte aber nicht zurück, um das zu Ende zu bringen. Kannst Du diese Dinge wohl nachprüfen und mich darüber unterrichten?« (2. 9. 79)

Nelson war sehr erfreut, als er erfuhr, seine Tochter zeige wieder Interesse für das andere Geschlecht. An allen Freunden seiner Tochter war er lebhaft interessiert und nahm in dieser Frage eine sehr liberale Haltung ein.

»Als ich hörte, Du hast jetzt einen Freund, der mit Dir ausgeht, war ich sehr überrascht, und ich bin auch sehr froh, daß Du ihm die wahren Verhältnisse nicht verheimlicht hast. Ich habe volles Vertrauen in Deine Redlichkeit und weiß, Du wirst Dich immer so korrekt verhalten, wie es Dir nur möglich ist. Es war richtig von Dir und zeichnet Dich aus, daß Du ihm die Wahrheit gesagt hast. Doch Du mußt mir noch mehr Einzelheiten mitteilen, z. B. seinen Vor- und Nachnamen, was

seine Eltern machen, welche Fächer er belegt hat und wie alt er ist.« (2. 9. 79)

»Ich war hochofren, als ich den Brief mit Deinen Prüfungsergebnissen erhielt. Zwei Zweien in vier Fächern sind schon nicht schlecht, und Deine bisherigen Leistungen versprechen für kommenden November sogar noch bessere Ergebnisse. Erst einmal meine herzlichsten Glückwünsche. Du wirst also dieses Jahr Soziologie Kurs 3, Sozialarbeit Kurs 3 und Philosophie Kurs 1 machen. Wird dies eigentlich Dein letztes Jahr sein, oder stehen noch Kurse aus? Wie ich auch mitbekommen habe, hast Du in Deinen Dezemberferien ein Praktikum bei der Jugendwohlfahrt in Johannesburg gemacht und dabei das Van-Ryn-Heim in Benoni ebenso besucht wie einige Heime in Soweto. Mir war überhaupt nicht bekannt, daß es Van Ryn's immer noch gibt. Ich bin in den 50er Jahren mehrmals dort gewesen, um jugendliche Klienten zu beraten, und seine bloße Erwähnung in Deinem Brief rief in mir schöne Erinnerungen wach.« (1. 3. 81)

In einem anderen Brief schrieb er:

»Es wäre mein sehnlichster Wunsch, daß Du nach Abschluß Deines Studiums in Fort Hare einen höheren akademischen Grad im Ausland erwirbst. Auch wenn es noch zu früh ist, um den Plan zu erörtern, so sollte er doch einen festen Platz in Deinem Gedächtnis haben, sobald Du mit Deiner Unilaufbahn anfängst. Ich habe zur Zeit in England ebenso wie in den USA ein paar gute Freunde, die über nützliche Kontakte verfügen.«

Makie machte in Fort Hare ihr Diplom und nahm eine Stelle als Sozialarbeiterin an. Rolihlahla war damit nicht zufrieden. Am 31. 1. 83 schrieb er ihr:

»Ich muß darauf hinweisen, wie enttäuscht ich bin, daß Du dieses Jahr nicht studieren wirst. Ich habe die ganze Angelegenheit mit Dir so sorgfältig erörtert, wie ich nur konnte, und es tut mir leid, feststellen zu müssen, daß Du Dich trotz all meiner Anstrengungen und entgegen all Deinen Versprechen dazu entschlossen hast, Dich mit dem Status einer ausgebeuteten und armseligen Sozialarbeiterin von niederer akademischer Qualifikation zufriedenzugeben, der es betrüblicherweise an dem Ehrgeiz und Antrieb fehlt, der die ernsthaftere Jugend von heute motiviert. Viele Deiner Kameraden aus den 50er Jahren erwerben jetzt ihre höheren akademischen Grade und machen auf Universitäten im Ausland den Magister oder gar ihren Doktor, während Du weiter in Deinem hinterwäldlerischen Getto bleibst und unfähig bist, den Leuten eine vernünftige Unterstützung zuteil werden zu lassen, denen Du so gerne helfen würdest. Du hast mir auch wieder nicht mitgeteilt, ob Du jemals, wie ich Dich gebeten hatte, zu Tante Fatima Kontakt aufgenommen oder Dich bei Tante Helen oder Tante Amina für all die Unterstützung bedankt hast, die sie Dir gegeben haben. Laß mich das bitte wissen.« (31. 1. 83)

Nelsons Drängen stieß nicht auf taube Ohren. Makie setzte sich mit ›Tante Fatima‹ in Verbindung, zog zu ihr und Onkel Ismail nach Durban und schrieb sich an der Universität von Natal ein. Sie machte ihren ›Honours Degree‹ in Soziologie und bekam ein Fulbright-Stipendium in den USA. Sie hat wieder geheiratet und lebt nun mit ihrem Mann und drei Kindern in Massachusetts, um dort zu promovieren.

Zeni und Zindzi

Zeni und Zindzi wurden in den Jahren geboren, die für die Mandelas am schwierigsten waren, auf dem Höhepunkt von Nelsons politischen Aktivitäten, im Zeitraum von 1959/60. Zeni war eine Frühgeburt. Ihre Mutter mußte am 4. Februar um 1.30 Uhr früh ins Krankenhaus geschafft werden. Nelson war bei der Geburt nicht anwesend, erschien aber einige Stunden später. Als Zindzi ein Jahr darauf zur Welt kam, hielt Nelson sich außerhalb von Johannesburg auf und bekam sie erst nach Tagen zu Gesicht, inmitten einer Polizeirazzia, die über sein Haus hinwegging. Zindzi erinnerte sich deshalb später: »Ich hatte das Gefühl, als werde ich mehr oder weniger von der Polizei großgezogen.« Winnie hatte damals eine Vollzeitbeschäftigung als Sozialarbeiterin bei der Jugendwohlfahrt und mußte nach Zindzis Geburt bald wieder anfangen zu arbeiten. Als die Kinder im Krabbelalter waren, hatte man beide Elternteile bereits unter Bann gestellt und ihren Vater inhaftiert. Keines der Mädchen erinnerte sich an den Vater, und sie begegneten ihm eigentlich zum erstenmal, als sie 16 wurden. Das war für sie ein ebenso merkwürdiges wie bezauberndes Erlebnis.

Als sie noch im Vorschulalter waren und Winnies Leben in Gefahr war, nahm Ama Naidoo, dessen Schwiegervater eng mit Gandhi zusammengearbeitet hatte und dessen Sohn Indres später auf Robben Island eine lange Freiheitsstrafe verbüßen sollte, während die Tochter Shanthi lieber ins Gefängnis ging, als für die Staatsanwaltschaft gegen Winnie auszusagen, die Mädchen zu sich und meldete sie auf der Mischlingsschule in der Rockie Street an. Sie waren dort glücklich und kamen gut voran. »Doch«, berichtet Winnie, »van Tonder, der die Indergemeinschaft terrorisierte und die Volksgruppengebiete mit aller Macht rassisch rein erhalten wollte, warf alle

afrikanischen Kinder aus den Inderregionen hinaus. Vielleicht entnervte sich van Tonder durch seinen Terror irgendwann selbst, denn ich habe gehört, er versuchte schließlich Buße zu tun, indem er eine Inderin heiratete und zum Islam übertrat.«

Kurz vor Ende ihres ersten Schuljahres wurden die Mädchen gezwungen, die Schule zu verlassen. Winnie meldete sie dann bei der Klosterschule ›Our Lady of Sorrows‹ im Swaziland an, wo sie später, als Sir Robert und Lady Birley ihre schulische Erziehung übernahmen, auf die berühmte Waterford-Schule wechselten.

Als Zeni neun und Zindzi sieben Jahre alt waren, saß ihre Mutter Winnie für anderthalb Jahre im Gefängnis, und sie hatten sich damals eng an Peter Magubane und ihre Tante Nonyaniso angeschlossen. Die wurden jedoch ebenfalls verhaftet, so daß niemand mehr bei ihnen zu Hause war, und deshalb waren sie gezwungen, die Schulferien bei Freunden zu verbringen.

Das Leben in Internaten und bei Freunden der Familie während der Schulferien war nun das Los der beiden Kinder. Sie waren über diese Vorkehrungen selten glücklich, beschwerten sich oft oder waren das Ziel der Klagen ihrer »Wohltäter«. In dieser Umgebung wuchsen sie zu jungen Mädchen heran.

1974, Zindzi war damals 13 und Zeni 15, wurde Winnie zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Zeni, von der Presse überredet, etwas zu sagen, wurde mit den Worten zitiert: »Wir haben geweint, doch wir haben versucht, unseren Kummer nicht zu zeigen. Mummy hat schwere Zeiten durchgemacht. Sie ist uns immer eine wundervolle Mutter gewesen. Jetzt sind wir alt genug, Sorge und Leid mit ihr zu teilen. Wir haben viele Freunde.«

Wenn ihre Mutter nicht im Gefängnis saß, war sie wiederholt das Opfer von Verhaftungen. Fortwährend drang die Polizei

ins Haus ein, das auch den dauernden Angriffen reaktionärer Fanatiker ausgesetzt war. Die häusliche Atmosphäre war so schlecht, daß Zindzi sich 1973 an den UNO-Sonderausschuß für Apartheid wandte, damit dieser die Südafrikanische Regierung zwänge, für ihre Sicherheit zu sorgen.

»Die Familie und Mummys Freunde fürchten, daß eine Atmosphäre geschaffen wird, in der Mum etwas Schreckliches zustoßen soll. Wie Sie wissen, ist meine Mutter das Opfer zahlreicher Angriffe gewesen, und wir glauben, daß diese Angriffe politisch motiviert sind.« (Januar 1973)

Zindzi wohnt bei ihrer Mutter und hat einige der schrecklichsten Augenblicke mit ihr zusammen erlebt. Die Bindung zwischen Mutter und Tochter ist besonders eng. Die beiden kleinen Kinder Zindzis, der Junge heißt Gadafi (nach dem libyschen Staatspräsidenten), leben ebenfalls bei Winnie.

Nachdem Kgopotse Tiro von der Südafrikanischen Studentenorganisation 1974 durch eine Paketbombe umgekommen war, befürchtete man, die Mandela-Mädchen, die damals auf der Waterford-Schule waren, wären die nächsten auf der Liste. Sie lebten in ständiger Angst; auch ihr Haus in Orlando war schon angegriffen worden.

Da Vater und Mutter im Gefängnis saßen, durchlitten die Mädchen ein Gefühl extremer Unsicherheit. Sie mußten sich auf Freunde und ihren Schutzengel Dr. Nthato Motlana verlassen, der sie zur Schule nach Swaziland brachte. Nelson war sich ihrer zweifachen Entbehungen und auch der Tatsache bewußt, daß er nahezu ihr ganzes Leben lang nicht da sein würde, und machte sich deshalb um seine jüngeren Töchter noch mehr Sorgen als um seine älteren Kinder, die wenigstens ihre Mutter hatten. Ebenso war ihm klar, daß ihre Erwartungen, die sie in Waterford entwickelten, wo sie dem

Einfluß reicher Kinder ausgesetzt waren, seine Mittel überstiegen. So schrieb er 1974 an einen Freund:

»Den Briefen der Mädchen nach zu urteilen, sind Reisen nach Europa und Amerika an ihrer Schule jetzt der letzte Schrei. Wenn ich auf Dinge dieser Art zu sprechen komme, bin ich ab und zu geneigt, sie daran zu erinnern, daß sie meine Kinder sind und diese Tatsache ihnen unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen könnte. Die harte Wirklichkeit stimmt jedoch nicht allzu oft mit den Hoffnungen der Menschen überein, insbesondere wenn es sich dabei um Kinder handelt.«

Zeni

Zeni ist eine offene und anmutige junge Frau, die sich, seit sie 1977 Prinz Thumbumuzi, einen Sohn König Sobhuzas, heiratete, gut in die königliche Familie der Swazis eingewöhnt hat. Durch die Heirat wurde ihr Besuch des Gymnasiums unterbrochen. Zunächst begrüßten weder Nelson noch Winnie die Heirat, da sie glaubten, Zeni sei noch viel zu jung, und vor allem, weil sie der Ansicht waren, sie solle zuerst die Oberschule zu Ende machen und zumindest den ersten akademischen Grad erwerben, bevor sie eine Familie gründete. Diese Enttäuschung kam in einem Brief an Zindzi zum Ausdruck:

»Du hättest sehen sollen, wie bedauernswert Deine Mutter wirkte, als Zeni kam, um mir von Muzi zu erzählen. Diesen entsetzlichen Anblick möchte ich nicht noch einmal erleben. Du bist der letzte Strohalm, an den Mum sich nun klammert, und ihr Glück liegt jetzt vor allem in Deinen Händen. Allererste Priorität, ich wiederhole, allererste Priorität hat für Dich das Studium.« (4. 9. 77)

Zeni bekam kurz hintereinander drei Kinder. Nelsons Briefe an sie sprechen die Befürchtung aus, sie könne sich so sehr in der angenehmen Häuslichkeit einrichten, daß sie alle Gelegenheiten, ihre eigenen individuellen Eigenschaften zu entwickeln, verschmähen würde.

Er drängt sie immer wieder, ihr Abitur nachzuholen und zur Universität zu gehen, gibt ihr Ratschläge hinsichtlich ihrer Figur und wie sie das mit den Kindern richtig planen soll. Im allgemeinen ist er stolz auf sie und glücklich, daß es mit ihrer Ehe so gut läuft. Seine Briefe enthalten die Freude über die Enkelkinder, die sie ihm schenkt, ebenso wie den Tadel, daß sie ihm nicht regelmäßig genug schreibt, oder sein permanentes Drängen, sie solle ihr Studium wieder aufnehmen. Sowohl für Zeni als auch für ihren Mann besorgte er Stipendien; heute studiert das Paar in den Vereinigten Staaten.

»*Mavelengekacingi* ist ein schöner, gut ausgedachter Name. Mum und ich würden ihn gern einmal auf der Geburtsurkunde stehen sehen. Sollte der Eintrag versäumt werden, würde das Deine Anverwandten tief verletzen, und das solltest Du und Muzi um jeden Preis vermeiden. Denk darüber bitte sorgfältig nach, Liebling, und laß uns wissen, wie Du Dich entschieden hast. Wir werden solange nicht glücklich sein, wie Du uns nicht versicherst, daß Du den Namen akzeptiert und die Geburtsurkunde dadurch entsprechend ergänzt hast, daß er dem von Zaziwe hinzugefügt wurde.« (30. 10. 77)

An Winnie:

»Auch wegen der Vorkehrungen für Zenis Niederkunft habe ich mir Sorgen gemacht und war erleichtert, als Du mir mitteiltest, Zuzeka Zanele sei nun angekommen. Ich habe Zeni

geschrieben, um ihr zu gratulieren und die neue Mzimkulu willkommen zu heißen.« (1. 7. 79)

An Zeni:

»Du sollst wissen, daß ich die alte Hoffnung, die uns beide schon seit 1977 beschäftigt – Deine Ausbildung – immer noch nicht aufgegeben habe. Ich hoffe, Du gehst in die USA, sobald Zazi alt genug ist, um die Flasche zu bekommen. Wegen all dieser Verzögerungen werde ich richtig unruhig. Das ist jetzt das dritte Jahr, daß Du von der Schule weg bist, und Mum und ich werden furchtbar enttäuscht sein, wenn Du aus irgendeinem Grund nicht vor dem nächsten Juni in die USA gehst. Ich habe sie bereits gebeten, einige unserer Freunde dort zu kontaktieren, damit sie Vorkehrungen treffen, falls Du ohne Muzi rübergehen muß. Es wäre wirklich tragisch, falls Mum das vergessen hätte.«

An Winnie:

»Zenis Mangel an Ehrgeiz und Geschick überrascht mich. Sie verspielt ihre ganze Zukunft. Ohne richtige akademische Qualifikationen können Muzi und sie sich keiner Position, die sie jetzt innehaben, wirklich sicher sein. Wie die anderen Völker Afrikas haben die Swazis den Wert der Bildung erkannt. Sie versuchen, ihren Kindern mit den Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, die besten Möglichkeiten zu eröffnen. Sie mag heute geborgen und glücklich scheinen, doch bald wird die Zeit bei ihr ihre Spuren hinterlassen, und die Zuneigung, die jetzt so stark scheint, kann sich mit der Zeit abnutzen oder gar ganz nachlassen. Zeni mangelt es an

Vorstellungskraft und Voraussicht, wenn sie sich auf die Position einer Außenseiterin reduzieren läßt, der es in ganz entscheidender Hinsicht an etwas fehlt. Bei dem Vorschlag, die beiden sollten zumindest privat studieren, zögere ich, weil ich glaube, daß sie dafür nicht die Antriebskraft haben. Möglicherweise würden sie nur die Gelegenheit beim Schopf packen und sich unseren Rat als eine Art Verteidigung gegen alle Vorschläge, die Du noch bringen könntest, zunutze zu machen. Meine anderen Befürchtungen hinsichtlich ihrer Weigerung, ins Ausland zu gehen, kennst Du ja. Das kann eher eintreten, als wir vermuten. Ich hoffe, Zindzi wird meiner Bitte nachkommen und mit unserer Schwester über die ganze Sache einmal vertraulich plaudern.« (26. 9. 79)

An Zeni:

»Ich hoffe, mein Telegramm, mit dem ich Dir zur Ankunft von Zuzeka Zanele gratuliert habe, hat Dich rechtzeitig erreicht. Aus jedem Satz und jedem Wort in diesem Brief spricht mein Stolz und meine Freude, daß ich jetzt zweifacher Großpapa bin. Ich freue mich schon darauf, Zuzi zu sehen, sobald sie gefahrlos hier herunterfliegen und die Wasser des Atlantik überqueren kann. Ich hoffe, Zuzi liebt das Baby als seine Schwester und künftige Spielkameradin, die ihr das Leben auf vielerlei Art schwermachen wird.

Mums Telegramm kam hier an, als ich gerade schreiben und vorschlagen wollte, diesmal solle die Ehre der Namengebung für das Baby den Swazis vorbehalten bleiben. Sie könnten leicht gekränkt sein, wenn wir sie in solch einer Frage übergehen. Daß das Baby ein Mädchen ist, wirkt hier vielleicht als ausgleichendes Element. Wäre es ein Junge, hätten sie wahrscheinlich auf ihrem Vorrecht bestanden. Vielleicht hast

Du ja nächstes Mal mehr Glück als Mum, und Dein drittes Kind wird ein Junge. Die Sicherheit und Aufregung, die die Geburt eines Sohnes mit sich bringen wird, kann ich mir lebhaft ausmalen. Manchmal vermute ich, der Ausdruck der Sorge und Unsicherheit bei Mum läge zum einen an meiner Abwesenheit von zu Hause und zum anderen an den Ereignissen, die uns überraschten, bevor wir einen Sohn bekommen konnten. Der Gedanke an Dich und an Zindzi, verheiratet und weit weg, daß Ihr sie ganz allein laßt und niemand sich im Alter um sie kümmert, nagt an ihrer Seele. Doch ich hoffe, Du läßt Dich von dem dringenden Wunsch, einen Sohn zu bekommen, nicht verrückt machen. Sei Dingen gegenüber, die außerhalb Deiner Kontrolle liegen, ganz entspannt und erlaube ihnen nicht, sich in Dein Glück einzumischen. Die Geburt Deines nächsten Kindes mußt Du ein bißchen besser planen, so daß sie in die Ferien fällt. Haben die Swazis das Baby schon gesehen?« (26. 3. 79)

An Winnie:

»Nomadabi scheint in der Tat reifer zu werden, und das Gespräch mit ihr vor 14 Tagen hat mir wirklich Spaß gemacht. Ich wünschte, ich könnte mit ihr über eine ganze Reihe von Punkten vertraulich reden. In ihrem letzten Brief schreibt sie mir, sie und Muzi planten, eine Geschichte des Hauses Diamini zu schreiben und ein ausgewogenes Bild des Königshauses zu präsentieren. Ein solcher Wunsch von ihrer Seite ist natürlich verständlich. Das Königshaus der Swazis ist eine der berühmtesten Familien im südlichen Afrika, und die Popularität des Schwiegervaters setzt diesem Ruhm das Glanzlicht auf. Doch wenn sie ein solches Projekt unbedingt in Angriff nehmen wollen, dann müssen sie sich darauf

akademisch und auch auf andere Weise gründlich vorbereiten. Auch wenn ich die Sache mit ihr nicht erörtert habe, so ist es im Lichte moderner Denkansätze doch eine äußerst sensible Angelegenheit, die mit Vorsicht behandelt sein will. Ich würde es ganz sicher vorziehen, wenn Nomadabi sich mit einem weniger kontroversen Thema auf den Buchmarkt begäbe.« (29. 7. 79)

»Die Nachricht von Zenis Operation hat mich tief beunruhigt. Mhlope, ich weiß nicht, wie ich Zeni überzeugen soll, damit sie sich endlich ans Schreiben gewöhnt. Alles, was Du mir über die Operation erzählt hast, sind Einzelheiten, die ich direkt von ihr hätte erfahren sollen, und ihr Schweigen empfinde ich als genauso beunruhigend. Ist dieses Schweigen nun durch ihre Krankheit bedingt oder nicht, nicht einmal das weiß ich. Ich versuche mein Bestes, um mich daran zu gewöhnen, wie unregelmäßig sie das mit der Korrespondenz handhabt. Ihre Gleichgültigkeit steht in so krassem Gegensatz zu Deiner und zu Zindzis Pünktlichkeit, und ich werde wohl ein Leben lang dafür brauchen, um zu akzeptieren, daß ich mich in dieser Hinsicht von einem Lieblingskind mit weniger zufriedengeben muß.« (1. 6. 80)

An Zeni:

»Hast Du Fatima und Ayesha (Dr. Ayesha Arnold, bei der die Familie viele Jahre lang wohnte, wenn sie sich in Kapstadt aufhielt) nun ein paar Nationaltrachten aus dem Swaziland geschickt, wie ich es einst vorgeschlagen hatte? Den Erhalt Deiner Geburtstagskarte hast Du noch nicht bestätigt. Nur wenigen Kindern fällt es leicht, ihren Eltern zu schreiben, und wenn sie es versäumen, so ist das keine wirklich ernste

Angelegenheit. Doch einen lieben Menschen zeichnet es in der Tat aus, daß er sich auch den kleinen Dingen widmet und kleine Liebenswürdigkeiten zu schätzen weiß.« (1. 8. 78)

An Winnie:

»Ich war ganz bestürzt, als Du mich wissen liebest, Zeni und Muzi seien immer noch nicht weg. Sie hat jetzt drei Jahre vergeudet, was auf lange Sicht zu weiteren Komplikationen führen kann. Ich hoffe, Du beredest die Sache mit ihr und sie fährt bald los, nachdem sie entbunden hat. Ob Muzi sie nun begleitet oder nicht.« (27. 2. 79)

An Zeni:

»Obwohl Mum mir erzählt hat, Du hättest regelmäßig geschrieben, habe ich doch seit April von Dir überhaupt keine Briefe bekommen, und nichts, absolut nichts kann die Leere in mir wettmachen, die durch mein Sehnen nach Dir und Deinen Briefen hervorgerufen wird. Ich bin sicher, ich sehe Dich bald, doch die Monate, die vergangen sind, seit wir uns das letzte Mal getroffen haben, erscheinen mir wie ein ganzes Leben. Mein einziger Trost ist, daß Mum, wie sie mir berichtet, mit Dir in Verbindung steht, und sei es auch nur durchs Telefon. Ich möchte doch bloß wissen, wie Du Deine freie Zeit verbringst, was Du so liest und ob Dir Zeit bleibt, Dich sportlich zu betätigen. Was Du auch immer tust, mein Liebling, vernachlässige nicht Deine Gesundheit. Beide, Deine Mum wie Dein Dad, sind von Natur aus schwergewichtig, und das hat sowohl Vor- als auch Nachteile. Ein großer Mensch kann recht beeindruckend sein, wenn er/sie eine athletische

Figur besitzt, jedoch auch abstoßend, wenn er zuviel Gewicht mit sich herumschleppt. Am besten hältst Du Dich dadurch in Form, daß Du regelmäßig Sport treibst und für einen bestimmten Klub sagen wir mal Hockey, Basketball oder Tennis spielst, doch natürlich nur, wenn Deine Verwandten dagegen keine Einwände haben.« (30. 10. 77)

An Winnie:

»Ich habe Zeni die beiden Bände *Krieg und Frieden* von Tolstoi und eine Schachtel Konfekt geschickt. Davor bekam sie von mir zum 21. Geburtstag eine Glückwunschkarte mit einem wunderschönen Pferdekopf auf der Vorderseite. Heute habe ich ihr noch einen Brief geschrieben, ihr nach ihrer Operation gute Genesung gewünscht und sie noch einmal darauf hingewiesen, wie wichtig sportliche Betätigung, besonders regelmäßige Läufe sind, wodurch sich ihr Atemmechanismus sicherlich verbessern würde. Solche Übungen haben auch bei mir dazu beigetragen, daß die Nebenhöhlen frei wurden... Sie muß endlich aufhören, Nasentropfen zu nehmen.« (10. 2. 80)

Zindzi

Während Zeni sich einem glücklichen Eheleben widmete und auch den Wunsch des Vaters nach einem Studium erfüllte, ist Zindzi bei der Mutter geblieben und steht ihr sehr nahe. Als Nelson sie zum erstenmal wiedersah, seit er sie als Kleinkind verlassen hatte, schrieb er einem Freund:

»Am 27. Dezember habe ich mit Zeni und Zindzi eine wunderschöne Zeit verbracht. Zeni habe ich zum dritten und die Jüngste zum ersten Mal seit 1962 wiedergesehen. Sie hat eine Menge Feuer in sich, und ich hoffe, sie setzt das einmal voll um.« (1.1. 76)

Zindzi ist bei weitem das bekannteste von den vier lebenden Kindern Nelsons und diejenige, die sich am meisten Gehör verschafft hat. Sie besitzt eine Reihe ungewöhnlicher Talente und hat bereits mit 15 einen Gedichtband veröffentlicht. Dies war jedoch das einzige Mal, daß sie die Flamme, die in ihr lodert, mit der Außenwelt geteilt hat. Zu viele Probleme sind seit der Zeit auf sie eingestürmt, sowohl ihre eigenen als auch die ihrer Mutter, mit der sie sich zutiefst identifiziert. Es kann kaum bezweifelt werden, daß sie unter den schweren Prüfungen ihrer Eltern am meisten gelitten hat, und die der Familie zugefügten Traumata haben bei ihr ihre Spuren hinterlassen. Sie hat mit dem Schreiben aufgehört und meint: »Die Quelle ist versiegt.« Da die beiden älteren Töchter Nelsons in den Vereinigten Staaten studieren, ist sie es, die zum Vater den engsten Kontakt hält, wenn man von Winnie einmal absieht. Stets begleitet sie die Mutter bei ihren Besuchen und macht außerdem noch ihre eigenen. In dem Jahr, das sie an der Universität Kapstadt verbrachte, sah sie Nelson recht häufig.

Während die Beziehung zu seinen beiden älteren Töchtern eher, patriarchalische Züge trägt, ist Nelson für Zindzi mehr Vertrauter und Freund als Vater.

»Mein Liebling, der 23. Dezember rückt heran! Wie wirst Du Deinen 17. Geburtstag so weit weg von zu Hause und damit von dort feiern, wo Du 16 Jahre Deines Lebens verbracht hast, so weit weg von Verwandten und Freunden, von denen, die

Dich lieben und die Dir wunderschöne Geschenke gebracht und Dich sogar zu sich eingeladen oder Dich ausgeführt hätten? Und wie zeigt die arme Mum unserer Letztgeborenen ihre Liebe an einem fremden Ort, wo sie über kein Einkommen verfügt und sich zahlreichen Problemen gegenüber sieht? Zum erstenmal in Deinem Leben wirst Du am 23. Dezember ohne Deine geliebte Schwester Zeni auskommen müssen, und auch Dein Bruder Makgatho, Rennie und Mandla werden weit weg sein. Kann man unter solchen Umständen überhaupt noch von Geburtstag sprechen?« (30. 10. 77)

»Ich erinnere mich noch daran, wie wir uns am 21. 10. 79 gesehen haben. Du machtest wirklich Eindruck in Deinen Hosen, und jede Faser Deiner Kleidung schien geradezu nach Aufmerksamkeit zu schreien, als sollten alle um Dich herum gezwungen werden, davon Notiz zu nehmen, daß diese junge Dame hinter der Trennscheibe Mantu ist. Der Eindruck, den Dein Besuch am 23. 12. gemacht hat, ist mir ebenfalls noch frisch im Gedächtnis. Es ist wahrlich eine bemerkenswerte Geste, wenn eine junge Dame ihren 19. Geburtstag damit verbringt, über die schmutzigen Gewässer des Atlantiks hin- und herzufahren. Deine Besuche dämpfen die Wehmut, die unweigerlich hochkommt, wenn ich daran denke, wie Du und ich zu Hause und in den Verstecken, in denen ich zu leben pflegte, miteinander gespielt haben. Wie gewöhnlich hast Du mich in einer unglaublichen Stimmung zurückgelassen. Die Erinnerung an diesen Besuch werde ich immer als Schatz im Gedächtnis bewahren.«

Zindzis schriftstellerische Fähigkeiten bereiteten Nelson große Freude.

»Sehr erfreut war ich auch, als ich erfuhr, daß Du Kolumnistin bei *True Love* (einer Frauenzeitschrift) bist und bereits Deinen ersten Scheck erhalten hast. Das ist in Deinem Alter keine geringe Leistung, und es ist sehr nett von J. B. daß er Dir eine so reizvolle Chance gibt. Schreiben ist eine sehr angesehene Tätigkeit, die einen mitten ins Zentrum dieser Welt stellt, und um oben zu bleiben, muß man wirklich hart arbeiten und sich die Wahl guter und origineller Themen, Einfachheit im Ausdruck und den Gebrauch des nicht zu ersetzenden Wortes als höchstes Ziel setzen. Was das betrifft, so hast Du viele fähige Freunde, die Dir helfen können. Benjie ist einer von ihnen. Deinem Gedicht nach zu urteilen, das sehr vielversprechend ist, hast Du auf diesem Gebiet das Zeug zum Profi.« (4. 9. 77)

Was er sagte, erwies sich als richtig, denn zwei Jahre später veröffentlichte sie ihren ersten Gedichtband, der in den USA bereits 1975 erschien, als sie 15 war. Nelson wollte das Werk unbedingt sehen, doch man gestattete es ihm eine Zeitlang nicht. In der Zwischenzeit las er deshalb Rezensionen der Anthologie.

An Winnie:

»Zindzis Anthologie habe ich nicht erhalten, doch ich durfte Dr. Patons Artikel darüber in *Fair Lady* (31. 1. 79) lesen, mir aber keine Notizen machen. Es ist eine starke Rezension, und sie ist von jemand geschrieben worden, dessen Absicht nicht in erster Linie darin bestand, Zindzi den Lesern jenes Magazins vorzustellen, sondern sie dazu anzuspornen, »die Freude groß und die Sorgen klein zu machen«. Dafür verdient er ganz sicher unseren Dank.« (29. 7. 79)

An Zindzi:

»Immer noch bemühe ich mich verzweifelt darum, Deine Anthologie zu bekommen. Wie ich Dir bereits erzählt habe, durfte ich in Dr. Alan Patons Rezension über Deine Dichtkunst lesen, mir jedoch keine Notizen machen. Ich glaube, Du hast Deine Themen gut gewählt, und Deine Sprache ist so einfach und knapp, daß ich den schwarzen Vogel, der die Wand anschimpft, sich von Dir abwendet und würdevoll in einem ungünstigen Winkel wegfliegt, noch ebenso vor mir sehe wie die schwarze Schönheit, ›die mich daran erinnert, wer ich bin‹, oder die beiden Hände, die man unmöglich zugleich in einer Tasche haben kann, weil ›das zu unbequem wäre‹. Hoffnung und Erwartung wallen auf, wenn Du ausrufst, ›Komm schon morgen, ich erwarte Dich voller Sehnsucht...‹ Dennoch, mein Liebling, ist es gut, wenn Dr. Paton Dir den Rat gibt, Deine Gedichte sorgfältig zu überarbeiten. Dadurch werden Gefühle im Rohzustand verfeinert und die rauen Kanten abgeschliffen, und am Ende werden die zu Papier gebrachten Worte zu Kunst. Wie Ernst Fischer in *The Necessity of Art* (Die Notwendigkeit der Kunst) bemerkt, wird der Künstler nicht von der Bestie zerfleischt, er zähmt sie. Aber, Mantu, Du solltest weder Dr. Patons Anmerkungen noch meine als Kritik auffassen. Sie sind bloß Ratschläge an ein Mädchen, das wir beide lieben und achten.

Black as I am (Schwarz wie ich bin) stellte sich als etwas ganz anderes heraus, als ich erwartet hatte. Du wirst zweifellos erkennen, welch einen dauerhaften Einfluß gute Literatur ausüben kann. Denke nur einmal daran, daß Homer um 1200 v. Chr. geschrieben hat, und doch übt sein Werk bis auf den heutigen Tag Anziehungskraft aus. Doch das ist ein Aspekt, über den Du Dir überhaupt keine Sorgen zu machen brauchst. Wenn man alles so richtig bedenkt, dann hast Du mehr

erreicht, als ich erwartet hatte. Was Kenneth Roscroft über Deine Poesie gesagt hat, faßt meine eigenen Ansichten bemerkenswert gut zusammen. Deine Feder ist so geschwätzig wie unser Liebling Mantu. Doch in den Ideen zeigt sich eine Tiefe, die älteren Händen überlassen werden sollte.« (27.1. 80)

»Ich weiß nicht, inwieweit Du und Mum wirklich die Kontrolle über das Gemeinschaftsprojekt hattet. Die Gestaltung des Umschlags, die Voranstellung der biographischen Anmerkungen und der Inhalt jeder einzelnen dieser Anmerkungen haben bei mir den Eindruck entstehen lassen, als hättet ihr beide ganz am Rande gestanden. Mir war auch nicht klar, daß an dieselbe Firma, die *Black as I am* herausgebracht hatte, auch das Recht vergeben worden war, *Black and Fourteen* (Schwarz und Vierzehn) zu veröffentlichen. Ich wünschte, Ihr hättet mich wegen der Sache erst ganz genau um Rat gefragt, weil ich das dann mit Dir und Mum erörtert und Euch etwas anderes empfohlen hätte.

Durch einen überlegten Einsatz von Fotos kann man selbst Armut mit all ihren Lumpen, ihrem Schmutz und ihrem Ungeziefer ein Maß an Göttlichkeit geben, das im wirklichen Leben schwer zu finden ist. Der alte Mann auf Seite 29 wirkt in der Tat stark und majestätisch. Es fällt mir schwer, seine Ruhe und sein selbstsicheres Auftreten zu vergessen. Das weinende Baby auf Seite 48 sieht aus wie unsere Nachbarin, Mrs. Mtinkulu. Nur mit dem Unterschied, daß es jünger wirkt, als unsere Nachbarin jetzt sein sollte.«

An Winnie:

»Als ich von Zindzi und Fort Hare hörte, habe ich die ganze Zeit nur noch gelacht. Mir wird das klarer als je zuvor, wie tief

die Umgebung, in der sie zur Schule gegangen sind – Rockie Street, Kliptown und dann Waterford – in ihnen steckt. Es ist wirklich schade, daß sie noch ein Jahr verliert, doch für die Gründe, die emotionalen wie die anderer Natur, die hinter ihrem Protest und ihrer Rückkehr von Fort Hare stehen, habe ich vollstes Verständnis. Zindzi ist eine Dichterin und leicht in der Lage, tiefere Bedeutungen zu erfassen. Gleichviel würde Zindzis Werk einer weiteren Verbreitung nützlich sein, und doch wäre sein Hauptziel dabei nicht kommerziell oder vom Wunsch nach Publizität bestimmt.« (6. 8. 79)

Auf Zenis Hochzeit vorausblickend, wobei ihm der Brauch der Swazi, daß die jungen Frauen dabei mit nackten Brüsten tanzten, bekannt war, schrieb Nelson seiner jüngsten Tochter:

»Wenn wir nun von der Hochzeit sprechen, so bin ich sicher, Du wirst nichts tun, was Deiner Schwester und Muzi peinlich sein könnte. Die Schönheit einer Frau liegt ebensosehr in ihrem Gesicht wie in ihrem Körper. Deine Brüste sollten hart wie Äpfel und gefährlich wie Kanonen sein. Wenn die Gelegenheit es erfordert, kannst Du sie stolz und ehrenvoll zeigen. Zu unserer Zeit war es ein ganz gewöhnlicher Anblick, wenn unverheiratete Frauen mit nichts anderem am Körper herumliefen als einem *mini mbaco* (Hüftrock). Ich glaube, es war die berühmte Ballerina Duncan, die zuerst die moderne spärliche Ballettbekleidung einführte. Sie setzte ihr Publikum in Erstaunen, indem sie während eines Auftritts ihr unförmiges, konservatives Kostüm zerriß, so einen Teil ihres Körpers den Blicken preisgab, darauf zeigte und ausrief: ›Das ist die Schönheit einer Frau!‹

Ich vermisse Dich und hoffe, Dich diesen Monat zu sehen. Da ich ziemlich selbstüchtig geworden bin, fällt es mir schwer, der Versuchung zu widerstehen und nicht dafür zu sorgen, daß Du Deinen ersten akademischen Grad in Kapstadt

machst, wo ich Dich dann einmal im Monat treffen würde. Das Leben wäre, trotz allem anderen, ideal, könnte ich Dich, Zazi, Zeni und Mum in meine Hemdtasche stecken, so daß Ihr ganz nah bei meinem Herzen seid. Möglicherweise ließe die Sehnsucht, die mich jahrelang aufgefressen hat, dann doch etwas nach, und vielleicht würde ich mich sogar jünger fühlen. Auch könnte ich, wenn harte Zeiten an meine Tür klopfen, einfach mal in jene Tasche hineinlugen. Die Hoffnung, daß ich Dich bald zu sehen kriege, von Dir einen netten Brief bekomme und am Ende vielleicht gar für Tage, Wochen und Monate mit Dir zusammen bin, erfüllt mein Leben mit Erwartung und Optimismus. Inzwischen alles, alles Liebe und tausend Küsse für Dich, Mum, Zeni und Zazi. Dein Dich liebender Tata.« (5. 3. 78)

»Ich habe mich sehr gefreut, ein paar Einzelheiten darüber zu erfahren, was Du in Verbindung mit Deinen ›Talenten‹ jetzt so machst. Deine Fächer sollten recht interessant sein. Alles, was ich von Geschichte einmal gewußt habe, habe ich vergessen, und auch die Erinnerung an die Zeit der Stuarts und Tudors ist nur schemenhaft. Das einzige, was mir klar vor Augen steht, ist der Film *Mary Queen of Scots* (Maria Stuart), in dem Vanessa Redgrave die Rolle der Königin Elizabeth gespielt hat. Diese Epoche war nicht nur für England, sondern für die ganze Welt von Bedeutung, denn sie markiert das Ende des Feudalismus und den Beginn der zeitgenössischen Ära des Kapitalismus.

Ich weiß nicht, welches Lehrbuch Du über den Kalten Krieg benutzt, und das würde ich sicher gerne erfahren. Doch der Kalte Krieg ist das Produkt von zwei miteinander in Konflikt stehenden Gesellschaftssystemen – Sozialismus und Kapitalismus –, die heute praktisch in jedem Bereich miteinander konkurrieren. Der engere Kontakt der beiden

konkurrierenden Systeme über die ganze Welt, der sie zwingt, gemeinsame Probleme auch gemeinsam anzugehen und z. B. im Weltraum zusammenzuarbeiten, und die Friedensliebe aller Völker dieser Erde lassen den Kalten Krieg jetzt jedoch dahinschmelzen. Zum Schluß, mein Liebling, muß ich Dir sagen, daß ich Dich schrecklich vermisse, denn Deine Briefe machen mir immer große Freude, und natürlich liebe ich Dich sehr und bin immer sehr besorgt, wenn Du längere Zeit nichts von Dir hören läßt. Alles, alles Liebe und tausend Küsse. Dein Dich liebender Tata.« (10. 7. 78)

An Winnie:

»Ich habe Zindzi geschrieben und ihr auch ein Telegramm mit meinen besten Wünschen geschickt. Wenn sie sich durch nichts durcheinanderbringen läßt, dann sollte sie die Sache wohl durchziehen, und wir erleben sie nächstes Jahr in Cambridge oder an der Wits (Witwatersrand-Universität).« (27. 5. 79)

»Ich hoffe, Zindzi vernachlässigt ihr Studium nicht, was immer sie sonst auch tun mag. Sie muß die Prüfungen im Juni auf jeden Fall bestehen und nächstes Jahr zur Uni gehen. Manchmal begreife ich nicht, wie Kinder argumentieren!« (19. 11. 79)

»Ich warte darauf, daß Du mir mitteilst, ob Du die Frage von Zindzis Studium geklärt hast. Über das Problem, das ist mir klar, machst Du Dir genausoviel Sorgen wie ich und bist über diese Mühe vielleicht sogar verärgert.« (29. 6. 83)

»Daß man Zindzi nicht an der Wits zugelassen hat, war für mich ebenfalls eine bittere Nachricht. Was auch immer sie jetzt tun mag, es kann niemals so gut sein, als wenn sie ihre akademische Ausbildung vorangetrieben hätte. Das bedeutet, auch sie wird drei Jahre verlieren, etwas, was wir uns nicht leisten können.« (27. 2. 79)

An Zindzi:

»Was Dein Gespräch mit Professor Dugard betrifft, so solltest Du es überhaupt nicht bedauern, daß er Dir empfohlen hat, Du solltest erst Deine A levels (›Leistungskurse‹) abschließen, bevor Du auf die Uni gehst. Du wirst Dich dadurch effektiver auf Cambridge vorbereiten und mit mehr Vertrauen an Deine akademische Arbeit herangehen. Darüber, daß Du jetzt wieder die Schulbank drückst, bin ich wirklich sehr glücklich. Halt Dich ran und räum die A levels so schnell wie möglich aus dem Weg, und danach fängst Du dann mit Deinen Unikursen an. In der Zwischenzeit könntest Du mich einmal wissen lassen, welche Fächer Du machst. Ich hoffe, Oupa nimmt seine Studien ebenfalls ernst. Nach all dem, was Du mir über ihn erzählt hast, scheint er ein begabter Junge mit angemessenen akademischen Qualifikationen zu sein, was für Dich nur von Vorteil sein kann. Hast Du Deine Musikstunden etwa aufgegeben? Tu es bitte nicht, wenn Dein ansonsten schweres Programm es nur irgendwie zuläßt.« (5. 3. 78)

Oupa wurde zu einer starken Stütze der Familie, und beide Mandelas liebten ihn mit der Zeit wie einen Sohn. Zindzi und er wurden ein Paar, doch die Beziehung kühlte ab, und sie trennten sich wieder. Die folgenden Auszüge bringen zum

Ausdruck, wie Nelson den jungen Mann willkommen hieß und wie ihn die Trennung dann enttäuschte.

»Mein lieber Oupa! Zindzi, Zeni und ihre Mum sind über Dich des Lobes voll und haben mir berichtet, wie Du Dich auf die verschiedenste Art und Weise im Hause nützlich machst und daß der Schuppen mit Deinen schönen Beschlägen jetzt doch irgendwie erträglich aussieht und daß im Garten nun Bäume stehen. Während meiner Abwesenheit haben sie unter schrecklichen Spannungen gelebt, und es ist wesentlich sicherer, wenn jemand wie Du die meiste Zeit in der Nähe ist. Ich bin glücklich, daß Deine Eltern dieser Regelung zugestimmt haben, und es freut mich auch, daß Du Deine Studien wieder aufgenommen hast, wenn auch nur über den Fernunterricht.« (23. 4. 78)

An Zindzi:

»Obwohl ich Dich erst vor 57 Tagen zum letztenmal gesehen habe, vermisse ich Dich doch sehr, und meine Gedanken wandern des öfteren zwischen dem Oranjefreistaat und Transvaal, zwischen Brandfort und Norwood hin und her. Ich sehe, wie Du mit Mum und Oupa und Granny herummaulst, über dies und das tratschst, diese oder jene Frage stellst, Radio hörst, am Abend fernsiehst und plötzlich zu Papier und Bleistift greifst, weil Dir irgendeine neue Idee kommt, etwa Deine Gedanken und Gefühle inspiriert. Ich sage maulen und nicht jaulen, weil mein altes Mädchen und Granny viel zu friedfertig sind, um Dich zum Weinen zu bringen.« (9. 9. 79)

An Winnie:

»Oupa, »der Traum eines im übrigen wunderbaren Jungen«, der in hohem Maße unsere Zuneigung gewonnen hat und von dem wir einst hofften, er würde ein ständiges Mitglied unserer Familie werden. Mir tut die ganze Sache genauso leid wie Dir, doch wir müssen auch Zindzis Gefühle und Ansichten respektieren und alles vermeiden, was danach aussehen könnte, als würden wir sie zu einer Beziehung zwingen, die sie nicht länger will. Laß uns die Situation nehmen, wie sie ist, und diesen besonderen Traum ganz und gar vergessen.« (29. 6. 83)

Ende 1979 erwiesen sich die scharfe polizeiliche Überwachung in Brandfort und die Tatsache, daß ihre Mutter dort sogar wegen ihrer Freunde, die sie besuchen kamen, schikaniert wurde, für Zindzi als zuviel, und sie kehrte in ihr Zuhause, Nr. 8115 Orlando, zurück. Nelson schrieb Winnie:

»Mich beunruhigt auch, daß Zindzi jetzt allein zu Hause lebt. Wie Du weißt, habe ich volles Vertrauen zu ihr und verstehe voll und ganz, daß sie den Wunsch hat, wieder dort zu sein, wo sie bis auf zwei Jahre ihr ganzes Leben verbracht hat. Aber sie ist einfach zu jung, um allein oder nur mit Nomfundo da zu wohnen. Laß Niki und Marsh versuchen, daß sie, wenn möglich, eine ältere Tante dazu bewegen, zu ihr zu ziehen.« (10. 2. 80)

»Ebenso unglücklich bin ich über Zindzis Lage, auch wenn ich weiß, Du tust Dein Bestes, um das Problem zu lösen. Wir können das Kind nicht daran hindern, daß es darauf besteht, zu Hause zu bleiben, dort, wo sie, ihre Schwester und ihre Mum einige der glücklichsten Tage in ihrem Leben verbracht haben,

Freuden, die süß waren, trotz all der harten Erfahrungen, die Ihr durchmachen mußtet. Ein Zuhause, selbst das unsere, betrachtet man immer als trautes Heim, Glück allein, und Zindzis Entschluß, dort zu leben, ist etwas ganz Natürliches, das man bewundern und unterstützen sollte. Gesunder Menschenverstand und Erfahrung verlangen jedoch, daß sie niemals allein leben sollte oder nur mit irgendeinem alten Ehepaar, das im Hinterhof wohnt. Sie braucht eine Mutter, die 24 Stunden am Tag an ihrer Seite sein kann und die ihr Leben ausgefüllt und glücklich macht. Was für ein Paar Niki oder Nthatho auch immer auftreiben, wegen der wohlüberlegten Schikanen bleibt es vielleicht nicht lange, wie auch schon Makgatho in seiner Jugend und viele andere feststellen mußten.

Zindzi, die noch bis vor kurzem eine so gute Schreiberin war, scheint ausgebrannt zu sein. Wenn schon für mich das Warten auf ihre Ergebnisse eine solche Tortur ist, möchte ich nicht wissen, wie sie sich fühlt.« (1. 6. 80)

Da Nelson ein Gespür dafür hatte, daß Zindzi depressive Phasen durchmachte, schrieb er ihr, um sie aufzumuntern und ihre Selbstachtung von neuem zu beleben:

»Mein Liebling, Niedergeschlagenheit ist ein ganz gewöhnlicher Zustand, von dem viele Leute betroffen sind. In Deinem Fall ist das nur zu verständlich. Du, Zeni und Mum müßtet mehr als anderthalb Jahrzehnte einen mühseligen Kampf führen. Und selbst nach so vielen Jahren scheint noch nicht einmal eine wirkliche Erleichterung in Sicht zu sein.« (3. 2. 79)

»Du bist eines der glücklichsten Mädchen im Lande, daran habe ich Dich schon früher erinnert und tue es jetzt wieder. Dir

liegt die ganze Welt zu Füßen, wenn Du von Deinen Möglichkeiten richtig Gebrauch machst. Du bist Deinem Alter voraus gewesen und hast bereits Leistungen vollbracht, die nicht nur für die Familie und die Verwandtschaft, sondern auch für Freunde und sogar für Menschen, die Dir nie begegnet sind, eine wahre Quelle der Freude und des Glücks sind. Du bist eine liebenswerte Person, und die Leute finden leicht Zugang zu Dir. Dein Bild auf meinem Bücherregal zwischen dem von Mum und Zeni spiegelt sehr gut Deine Persönlichkeit wider. Du wirkst aufgeweckt, voller Schwung und entspannt, als lebst Du mit Dir selbst und der Welt in Frieden. Wenn Du Dich hieran bewußt erinnerst, werden sich Deine Depressionen auf ein Minimum beschränken.

Du hast auf jeden Fall Grund dazu, über die schicksalhaften Rückschläge wütend zu sein, die Du vielleicht von Zeit zu Zeit einstecken mußtest, und wenn Du es Dir schwörst, wirst Du jene Mißgeschicke in einen Sieg umwandeln. Es gibt auf dieser Welt nur wenige Unglücke, die man nicht in einen persönlichen Triumph für sich verwandeln kann, wenn man den eisernen Willen und das notwendige Geschick dazu hat. Du, mein Liebling, hast beides, und wenn Du ihnen die Chance gibst, sich zu entwickeln, wirst Du sogar noch größere Erfolge erringen. Sei dankbar für alles, was Dir beschert wurde, und Dein Nervenkostüm wird gegen alle Arten von Depression immun sein.

Ganz im Vertrauen und als Vater einer geliebten Tochter, die sich ungewöhnlichen Problemen gegenüber sieht, sage ich Dir, Dein wissensdurstiger Verstand, Deine Entspannung, Dein liebenswerter Humor, die Fähigkeit, Freunde zu gewinnen, und Deine außeruniversitären Aktivitäten, all dies versetzt Dich in die Lage, neue Welten zu erobern und selbst Deine kühnsten Träume zu verwirklichen. Das ist unsere Zindzi! Aus diesem Grunde setzen die Familie, Verwandtschaft und unsere

Freunde so viel Vertrauen in Dich. Mein Liebling, wir lieben Dich von tiefstem Herzen, und Dr. Farbs ehrwürdige Ansichten sind für mich ein richtiges Lebenselixier.

Deine anregende Dichtung, Deine Briefe an mich, selbst die Karten, mit denen Du Dich revanchierst, vor allem aber die zahlreichen Freunde, die Du hast und die sogar Brandfort, trotz allem, zu einem netten Ort machen, tragen viel dazu bei, die nüchterne Meinung Dr. Farbs zu bestätigen. Ich hatte nie den geringsten Zweifel daran, daß Du kerngesund bist. Du machst auf mich, wann immer ich Dich sehe, einen wundervollen Eindruck, und mit Deinen Briefen ist es ebenso. Alles Liebe und viele Küsse für Dich und Mum, und grüß auch vielmals alle Deine Freunde. Dein Dich liebender Tata.« (25. 3. 79)

»An manchen Tagen ist das Wetter auf der Insel recht schön, in der Tat nicht mit Worten zu beschreiben, wie Tante Fatima wohl sagen würde. Als ich einmal frühmorgens aus dem Fenster sah, reichte der Blick ostwärts bis an den fernsten Horizont. Die Vorstellungskraft schuf die Illusion, ich könne viel weiter sehen, als es dem bloßen Auge tatsächlich möglich war. Ich konnte weite Gegenden hinter den langen Bergketten überblicken, wo ich niemals gewesen bin. Später ging ich auf den Hof hinaus, und die wenigen lebendigen Dinge dort, die Möwen, Bachstelzen, die Pflanzen, kleinen Bäume und selbst die Grashalme waren fröhlich und lächelten. Alles war von der Schönheit dieses Tages gefangen. Ich sah in die weite blaue Kuppel hinein, die sich über mir unendlich in alle Richtungen erstreckte, und jene Illusion war immer noch da, jene Größe und Geschwindigkeit und was sie Mutter Erde mitteilten.« (5. 3. 78)

Freunde

Ganz besonders besorgt ist Nelson um die Erziehung seiner Kinder und Enkelkinder. Wenn er sich an Freunde um Hilfe wandte, dann geschah das fast immer aus diesem Grunde. Er ist der Ansicht, er schulde jedem Kind und jedem Enkel eine gute Erziehung und seine Inhaftierung habe sie dieses Anrechts beraubt. So wendet er sich, wann immer er kann, an jene, die ihm gegenüber Liebe, Bewunderung und Sympathie zum Ausdruck bringen und von denen er weiß, daß er auf sie zählen kann, und zwar unter anderem an Helen Joseph, die Cachalias, die Meers, Benjamin Pogrud, Alan Paton und Peter Brown. Zindzis und Zenis Erziehung wurde aus Übersee durch Sir Robert Birley übernommen. Auch Lord Astor und Mary Benson standen immer hilfreich zur Seite. Nelson war und ist ihnen immer noch dankbar, und dies drückt sich in seinen Briefen aus.

»Wahali Fatimaben, selbst wenn Du dieses fabelhafte Telegramm vom 14. 10. nicht geschickt hättest, wäre ich doch ganz sicher gewesen, daß Du und Ismail Euch um die Mädchen kümmern würdet und sie, solange Ihr am Leben seid, niemals Waisen wären. Es beruhigt mich, zu wissen, daß während Zaniwes Abwesenheit jemand da ist, an den sie sich wenden können, wenn Probleme auftauchen, jemand, der mit unseren Verhältnissen, unserer Einstellung, unseren Hoffnungen und Träumen und, das sollte man hinzufügen, sogar mit unseren Unzulänglichkeiten vertraut ist.« (1. 11.74)

An Winnie:

»Zeni hat wirklich Glück, wenn sie ins Ausland geht. Ihr Kontakt zu den Adies, Paul und Jaya ruft in mir glückliche Erinnerungen wach, die einen bedeutenden Teil unseres Lebens ausmachen. Manchmal muß ich mir einfach vorstellen, wie anders das Leben wäre, wenn man an Familie und Freunde eine unbegrenzte Zahl von Briefen schreiben und all die erreichen könnte, deren Freundschaft und Liebe uns mit so viel Stärke und Hoffnung erfüllt.«

An Zindzi:

»Sag Dr. Abdulla bitte, ich hätte ihn nicht vergessen, und vor wenigen Jahren seien in der Zeitschrift *Alpha* sogar Bilder von seiner neuen Villa abgedruckt gewesen. Bedauert habe ich nur, daß kein Bild von ihm und von seiner Familie dabei war. Ich war immer freundlich zu seinen Kindern und pflegte mit ihnen Schattenboxen zu machen, während ich darauf wartete, daß wir an die Reihe kamen.« (5. 3. 78)

An Chris Hattingh, der Winnie in Brandfort Arbeit gab:

»Was Susan betrifft, so will ich ihr eine Grußbotschaft schicken und ihr für ihr Examen Glück wünschen. Das soll mein Beitrag zu Deinen Bemühungen sein, ihr über den Schock, den ihr der unglückselige Tod ihres Bruders versetzt hat, hinwegzuhelfen. Aber erwähne ihr gegenüber bitte nichts davon. Die Karte soll eine Überraschung sein. Ich hoffe, Du

hast Dich umgehend mit Lord Astor und Gwen in Verbindung gesetzt, um ihr ein Auslandsstipendium für einen höheren akademischen Grad zu besorgen.« (26. 9. 79)

An Winnie:

»Matlala und Freunde von ihr haben Dir ein wenig Bargeld für einen Wagen geschickt, und ich hoffe sehr, unser Händler in Johannesburg wird Dir eine verlässliche neue Kiste verschaffen. Meine Liebe und meine Achtung für unsere Freunde im In- und Ausland hat sich beträchtlich vertieft. Es schaudert mich immer, wenn ich daran denke, was wohl geschehen wäre, wenn wir jetzt ganz allein daständen. Wir hätten überlebt, doch die Aufgabe wäre bei weitem schwieriger gewesen. Den Gefängnisdirektor habe ich bereits darüber unterrichtet, daß die Briefe von Motala herausgegeben werden. Ich habe jedoch mein Versprechen wiederholen müssen, ihm nicht wieder zu schreiben.« (1. 3. 81)

»Ich denke viel an unsere Freunde, besonders jene, die versuchen, uns und den Kindern ein wenig zu helfen. Sie sind kaum zu zählen, und ihnen allen bin ich dankbar. Die Warmherzigkeit, mit der sie nach dem 15. 5. 77 (Winnies Zwangs-Umsiedlung nach Brandfort) reagiert haben, hat mir Mut gemacht. Das hat uns geholfen, alles zu überstehen. Nie und nimmer hatte ich erwartet, Du könntest in jener Provinz Freunde von beiden Seiten der Rassenschranke gewinnen. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, dann hätte ich eigentlich wissen sollen, daß es dort Leute wie Dr. Moroka und Dr. Stofile, Molefe und Litheko und die Jugendlichen geben würde, die schon bald in Scharen zu der Hütte kamen. Aber ich muß gestehen, ich hatte niemals die Vorstellung, Leute wie die De Waals, Van Aswegens oder der schon verstorbene Chris Hattingh könnten Dir helfen. Allein die Tatsache, daß Chris

Dir einen Job anbot und sich solange geduldete, wie Du auf die Lockerung der Bestimmungen wartetest, mit denen Deine Bewegungsfreiheit eingeschränkt wurde, sagt alles.« (19. 11. 79)

»Wahrscheinlich möchtest Du Ismail oder Jamila von einem Artikel erzählen, der in der *Huisgenoot* vom 28. 6. unter dem Titel ›Hoffnung für Kinder‹ erschienen ist. Darin wird die Arbeit der St. Jude's Kinderklinik in Memphis, USA, beschrieben. Nach diesem Artikel sind dort seit 1962 bereits Hunderte an Leukämie erkrankte Kinder aus verschiedenen Teilen der Welt kostenlos behandelt worden. Die Hotelunterbringung für Eltern ist ebenfalls kostenlos. Ich weiß nicht, ob sie von dieser Einrichtung Kenntnis haben, aber Du kannst keinen Schaden anrichten, wenn Du die Sache ihnen gegenüber erwähnst. Bestell ihnen und den Kindern von uns bitte schöne Grüße. Ich hoffe aufrichtig, daß die Gesundheit des Kindes sich bessert.« (29. 7. 79)

An Fatima:

»Ich werde mich hier mit Sicherheit nicht zu den ganz besonderen Erinnerungen äußern, die die Johannesburger Amina in mir wachruft, und sage deshalb nur, was Du sowieso schon weißt, nämlich, daß sie mich immer an ein unvergeßliches Kapitel in unserem Leben erinnern wird. Ich schreibe, um ihr dafür zu danken, daß sie mit Dir so viele kostbare Augenblicke in der Klinik verbracht hat. Die Kapstädter Amina scheint ein ebenso wundervoller Mensch zu sein, und ich vermute, hinter dem geschäftigen Gesicht ihres Mannes verbirgt sich eine Menge Talent und Menschlichkeit. Wenn Du das nächste Mal nach Kapstadt kommst, machst Du

vielleicht ein Foto zusammen mit Peggy Delpont und dem Professor und seiner Frau, damit ich wenigstens das Vergnügen habe, sie anzuschauen. Es war ein feiner Zug von Mum, Dich zu besuchen und Dich bei Deinem letzten Besuch herzufahren. Ich freue mich auch schon darauf, ihre Gemälde von der Familie zu sehen, wenn sie die Arbeit daran beendet hat.« (29. 6. 83)

Verwandte

Daß die Politik der Transkei und die Intrigen innerhalb der Madiba-Sippe die Einheit zerstörten und dadurch die Kollaborateure gestärkt und jene geschwächt wurden, die er unterstützte, bereitete Nelson tiefe Sorge. Selbst aus dem Gefängnis übte er soweit Einfluß aus, wie es nur ging, und Stammesleute kamen, um sich bei ihm Rat zu holen.

Oberhäuptling Sabata, der Sohn von Nelsons Wohltäter Dalindyebo und Ururenkel Ngangelizwes, welcher im letzten Jahrhundert die Briten herausforderte und das Tembureich zu bewahren versuchte, hatte tapfer und ehrenvoll die Umwandlung der Transkei in ein Homeland zurückgewiesen. Doch ebenso wie die Briten schließlich seinen Ahnen abgesetzt hatten, wurde Oberhäuptling Sabata von K. D. Matanzima entthront, der ihn zwang, ins Exil zu gehen, wo er dann starb.

Auf dem Höhepunkt des Konflikts zwischen Sabata und Matanzima, als Sabata sich 50 Polizisten gegenüber sah, die in den Tembu-Palast eindringen, und er um sein Leben fürchtete und aus dem Lande floh, schrieb Nelson kurz zuvor in einem Brief:

»Ich wünschte, ich könnte sofort telefonieren und die Familie Jongintaba warnen. Er hat die unglückliche Angewohnheit, in Angelegenheiten langsam und nachlässig zu sein, bei denen er

schnell handeln sollte. Er hätte schon lange einmal hier sein sollen, damit wir die Sache durchsprechen. Hätte er mir Gelegenheit dazu gegeben, dann hätte ich ihm geraten, wie er effektiv handeln kann, ohne sich eine Blöße zu geben. Seine Position wäre wahrscheinlich stärker und sicherer, und wenige hätten gewagt, ihn anzurühren. Solche vertraulichen Dinge kann ich natürlich nicht durch Briefe erörtern. Doch ich habe ihn vorher davor gewarnt, wegzubleiben, wenn viele, mit denen er Schwierigkeiten hat, in der Lage sind, mir ihre Ansicht über die Geschichte darzulegen. Natürlich werde ich alles tun, was nur möglich ist, um ihn zu schützen, selbst wenn ich der Ansicht bin, er hätte ein bestimmtes Problem anders, und zwar so anpacken können, daß dann niemand je wieder davon Gebrauch machen würde. Selbst bei seinem gegenwärtigen Problem stehe ich voll hinter ihm und werde in Port St. Johns alles unternehmen, um das Blatt gegen die zu wenden, die ihn auf die Anklagebank gezerrt haben. Aber ist Dir klar, daß ich bis jetzt nicht einmal genau weiß, was für Bemerkungen er in Butterworth über das Gesetz, das wirklich völlig unzureichend ist, angeblich gemacht haben soll. Am 15. 9. war Njeko hier, und ich habe ihn gebeten, Jongintaba umgehend aufzusuchen.

Was andere dringende Familienangelegenheiten angeht, so war ich glücklich, von Deinem Besuch bei Jonguhlanga zu hören. Es tat mir nur leid, erfahren zu müssen, daß er krank ist. Doch der Besuch hat ihn sicher aufgemuntert. Wenn es uns gelänge, die Parteien, ich meine die rivalisierenden Fraktionen, zusammenzubringen, dann müßtest Du auch anwesend sein, um in meiner Abwesenheit die losen Enden zusammenzuknüpfen. Daß Du Mafungashe in Qawukeni aufgesucht hast, fand ich nebenbei bemerkt wirklich komisch, da ich mir erst vor ein paar Wochen auch so etwas überlegt

hatte. Ich bin sehr froh, daß man Dich dort gut aufgenommen hat.«

»Unsere liebe Sisi, unsere Familien sind viel größer als die der Weißen, und es ist immer ein angenehmes Gefühl, überall im Dorf, in einem Distrikt oder gar in mehreren, die von unserer Sippe bewohnt werden, als ein geliebtes Mitglied des Haushalts anerkannt zu werden, wo man jederzeit hinkommen, sich ganz entspannen, behaglich schlafen und ohne weiteres an der Besprechung aller Probleme teilnehmen kann, ja wo man einem sogar kostenlos Vieh und Land zum Bebauen gibt.

Wie Du weißt, war ich gerade zehn, als unser Vater starb, nachdem er all sein Hab und Gut verloren hatte. Mutter konnte weder lesen noch schreiben und hatte nicht die Mittel, um mich zur Schule zu schicken. Doch ein Mitglied unserer Sippe ermöglichte mir die Bildung von der Grundschule bis zur Universität nach Fort Hare und erwartete niemals irgendeine Art von Rückzahlung. Nach unserem Brauch war ich sein Kind und er für mich verantwortlich. Ich bin voll Lob für diese Einrichtung, nicht nur weil sie ein Teil von mir ist, sondern auch wegen ihrer Nützlichkeit. Sie sorgt für alle, die von einem Vorfahren abstammen, und hält sie als eine Familie zusammen.

Es ist eine Einrichtung, die auf dem Lande entstand und sich entwickelte, und sie funktioniert nur dort. Der Strom der Menschen in die Städte, Bergwerke und Farmen macht es der Institution schwer, so zu funktionieren wie in alten Tagen. Du und Winnie, Ihr seid dort oben, während Leaby, Maki und die Enkelkinder jenseits des Kei leben. Kannst Du Dir vorstellen, wie ich mich zu Weihnachten und Neujahr gefühlt haben muß, als ich Euch, von allen Leuten, keine Festtagsgrüße schicken konnte? Du bist nicht nur unsere Schwester, sondern unsere treue Freundin, die Winnie und ich lieben und bewundern,

obwohl Ihr beide dauernd in jede nur mögliche Art von absurdem Streit geratet, daß die Fetzen fliegen. Ganz sicher werde ich meine Zeit nicht wieder damit vergeuden und den Versuch unternehmen, zwischen zwei großen Frauen Frieden zu stiften, die es besser wissen sollten, als sie es augenblicklich zu tun scheinen. Ich hätte erwartet, Ihr beide würdet mir die unbeschreiblichen Kopfschmerzen ersparen, die Ihr mir zugefügt habt.

Doch eigentlich hat dieser Brief zum Ziel, Dich wissen zu lassen, daß Du mir und Winnie immer noch so lieb bist wie an jenem unvergeßlichen Tag, als Du uns vor nun fast 20 Jahren in Bisana über den Hof begleitet hast. Ich habe das schon einmal gesagt und wiederhole es jetzt, daß ich den Reis mit Rosinen vermisse, den Du Winnie und mir aufgetischt hast, als wir kurz nach unserer Rückkehr aus Pondoland bei Dir gegessen haben. Wir denken an Dich und beten, Du mögest immer ganz gesund bleiben und länger leben als unsere Old Lady. Vor diesem Hintergrund wünsche ich Dir, den Kindern, Enkeln und Urenkeln eine Frohe Weihnacht und ein schönes und glückliches Neues Jahr.

Einer meiner größten Herzenswünsche ist es in diesen letzten 14 Jahren gewesen, wieder mit Dir zusammen zu sein, Deinen humorvollen Geschichten zu lauschen, Dich Deine vielen Schwüre leisten zu hören und dann mitzuerleben, wie Du sie einen nach dem anderen brichst. Weißt Du noch, wie Du uns erzählt hast, Du würdest nie wieder Kartoffeln essen? Ich habe auch viele Gottesdienste besucht, wenn ich wußte, man würde Dich bitten, ein Gebet zu sprechen. Wenn Du Gottesworte sprichst, dann sind sie wirklichkeitsnah, einfach und anregend. Es hat aber auch Zeiten gegeben, da erinnerst Du mich an Nongqawuse. Als Du prophezeitest, bald werde Sekwati auferstehen, so wie Christus es getan habe. Ich erinnere mich noch daran, wie Du in Twist Street und im Tempel von

Pretoria warst und wie Lithethe und Vanikeke Dich an diese unerfüllten Versprechen erinnerten.

Das hat vielleicht seine Vorteile gehabt, weil es Dich möglicherweise ernüchert und die täglichen Erfahrungen von Gläubigen und Ungläubigen noch mehr zum Gegenstand Deiner Gebete gemacht hat als zuvor. Ich wurde natürlich von der methodistischen Kirche getauft und ging auf ihre Missionsschulen. Draußen und auch hier bleibe ich ihr treues Mitglied, doch neigt meine kirchliche Auffassung dazu, sich dahingehend zu weiten, daß ich Anstrengungen in Richtung auf eine konfessionelle Einheit begrüße. Ich habe hier Priester verschiedener Konfessionen Predigten halten hören – Anglikaner, niederländische Lutheraner, Hindus, Methodisten, Herrnhuter, Presbyterianer und Römische Katholiken. Die meisten von ihnen sind beredsame und erfahrene Männer, und einige ihrer Predigten waren wirklich erinnernswert. Ich bin sehr für eine Bewegung hin zu einer Vereinigung aller südafrikanischen Kirchen, solange die Doktrin der neuen Kirche fortschrittlich ist und sich von den strengen und rückständigen Dogmen der alten Zeiten wegbewegt.

Bei allen Völkern auf der ganzen Welt, dies zum Schluß, hat es zu dieser oder jener Zeit Sippen gegeben, und einige davon sind sicher mächtiger und in der Geschichte bekannter gewesen als die unsrigen. Doch für Dich, Winnie und mich ist unsere die ganze Welt, unser Schirm, die Quelle all unserer Kraft und Anstrengungen, der Nabel, der uns als Familie zusammenhält, der Dich und mich verbindet, Sisi. Ich habe Dich lange nicht gesehen, doch dieser Brief vereint uns wieder und ruft die schönen Augenblicke, die wir früher zusammen verbracht haben, in Erinnerung zurück. Winnie teilt all diese Gefühle. Du hast, glaube ich, inzwischen Rheuma, und das Schreiben fällt Dir schwer. Diktire Deine Antwort den

Kindern. Nochmals Frohe Weihnacht und ein glückliches Neues Jahr!

In aller Aufrichtigkeit
Dein Buti«

Nelsons Bindung ans Eigentum ist eher sentimental als materiell, und dies spiegelt sich in seiner Haltung zu seinem Haus in Orlando und zu Grund und Boden in seinem Geburtsort Qunu wider.

»Hinsichtlich des sogenannten Eigentumsprogramms liegt die Hauptschwierigkeit für uns darin, daß wir das Haus nicht bewohnen und von daher dafür nicht in Frage kommen. Wenn Dein Mann 1000 Meilen weit weg ist und man davon ausging, daß Du weder die Konstitution noch die Courage haben würdest, solange in Brandfort durchzuhalten, dann können wir nicht erwarten, an solchen Programmen beteiligt zu werden. Könnten wir es, dann hätte ich mit Sicherheit vorgeschlagen, wir sollten uns für die 99-Jahre-Erbpacht und eine Schuldverschreibung für die Errichtung eines besseren Hauses entscheiden.

Das Haus war ursprünglich städtisch, und wie bei allen anderen Häusern der Stadt wurde der Plan dafür von deren eigenen Zeichnern entworfen. Das Nebengebäude wurde, wenn ich mich recht entsinne, von Mr. Molefe, Ma Dlomos verstorbenem Mann, gebaut, und die Garage, wie Du weißt, von meinem Sportkameraden Peter, der jetzt wahrscheinlich in sein Heim nach Bloemfontein zurückgekehrt ist, und unserem Freund Jasper aus Orlando East. In beiden Fällen wurden die Pläne von den Erbauern erstellt und vom Verwaltungsinspektor Mr. Griffiths genehmigt.« (1.7. 79)

»Hast Du mit Jongilanga oder Nomablow über das Grundstück oberhalb von Xamis Wohnhaus verhandelt? Möglicherweise

ist jener Platz schon besetzt, doch es war mein Wunsch, dort meine letzten Tage zu verbringen.« (27. 3. 77)

»Dem Friedensrichter von Umtata habe ich zwei Briefe geschrieben und um Überschreibung der Wohn- und Gartenparzellen in Qunu gebeten. Sabata, der die Sache in die Hand genommen hat, habe ich die erforderliche eidesstattliche Versicherung zugeschickt, und auch die Raten bis einschließlich 1977 sind von mir bezahlt worden. Bis jetzt habe ich von jenem Beamten jedoch weder eine Empfangsbestätigung noch eine Antwort erhalten. Vielleicht könntest Du die Angelegenheit mit Sabata besprechen und vorschlagen, jemand anders, vielleicht Mlaheni, solle sich nun darum kümmern, wenn Sabata nichts dagegen hat.« (10. 2. 80)

Brandfort

Am Morgen des 16. Mai 1977 wurde Winnie von vier Wagenladungen Polizisten überrascht, die in ihr Haus einfielen. Sie hatten vom Justizminister, Mr. Jimmy Kruger, den Befehl, sie mit all ihren Habseligkeiten nach Brandfort abzutransportieren. Bei Kruger handelte es sich um haargenau denselben kleinen Mann, der ihr zwei Jahre zuvor am Flughafen mit dem Finger gedroht und sie wegen ihres Verhaltens gewarnt hatte. Offensichtlich gefiel ihm ihr Benehmen 1977 also noch weniger als 1975. Der Zwerg ist dem Tod und der Vergessenheit anheimgefallen, und nur eines ist von ihm in Erinnerung geblieben: wie er auf die Ermordung Steve Bikos im Gefängnis reagiert hatte. Es hatte ihn kalt gelassen.

Winnie hatte noch nie etwas von Brandfort gehört und hatte überhaupt keine Vorstellung, wo das war. Zindzi bestand darauf, ihre Mutter begleiten zu wollen, und bekam die Erlaubnis dafür.

Während sie ihre verfluchte Arbeit taten und nicht einmal die kleinste Kleinigkeit übersahen, teilten ihr die Polizisten eher beiläufig mit, sie ermittelten gegen Mrs. Mandela wegen der Beschuldigung, sie habe ihre Bannaufgaben verletzt.

Alle Einrichtungsgegenstände wurden auf einen LKW verladen, und ab ging es nach Brandfort, das, wie Winnie erfuhr, 50 Kilometer von Bloemfontein entfernt und damit in der rassistischsten aller Provinzen lag. Als sie das ›Dorf‹ nach etwa vier Stunden erreichten, waren sie von der Fahrt geschafft und mußten sich dringend waschen. Man brachte sie zur Waschküche des örtlichen Hotels – einer Ruine von einem

Anbau, so Zindzis spätere Beschreibung. Hier bekamen sie einen ersten Vorgeschmack auf die Diskriminierungen, die sie erwarteten. Allen Nicht-Weißen war der Zutritt zum Hotel verboten. Zindzi berichtete später: »Sie bedienen Schwarze noch nicht einmal an der Theke, sondern haben spezielle Durchreichen, an denen sie sich anstellen müssen.«

Dann erreichten sie ihr neues Heim im Afrikaner-Township Phathakale. Haus Nr. 802, ein Halbhaus, stand trostlos neben dem des Nachbarn, der aus gutem Grund ein Polizist war. Sie schlossen die Tür auf, und der Anblick, der sich ihnen bot, schockierte sogar die Polizisten. Das war schlimmer als alles, was Winnie jemals in einer Gefängniszelle erlebt hatte. Ein Fußboden war nicht vorhanden, und in der Mitte des Raumes türmte sich ein großer Wall hartgewordener Erde auf, der so nah bis an die einzige Tür des Hauses heranreichte, daß die meisten Möbel nicht hineingebracht werden konnten. Mutter und Tochter saßen draußen auf ein paar Kisten, zu erschöpft und aufgebracht, um irgendeine Initiative zu ergreifen. Die Polizisten holten Arbeiter heran, um die Erde wegzuschaffen, brachten die Möbel hinein, soweit sie konnten, und nahmen den Rest, darunter Winnies Herd, mit, um ihn auf der Polizeiwache zu deponieren.

Während Zindzi in dem Gewirr von Gepäck und Möbeln irgendeinen Platz zum Ausruhen zu finden versuchte, begleitete man Winnie zum örtlichen Friedensrichter, der ihr mitteilte, sie werde monatlich 100 Rand für ihren Lebensunterhalt und die Miete des Hauses bekommen. Gerade hatten sie ihr ihren gutbezahlten Job bei Frank und Hirsh weggenommen, und jetzt so ein Almosen! Diese Frechheit ließ ihr die Galle hochkommen.

Nachdem Mutter und Tochter die erste Nacht voller Verzweiflung hinter sich gebracht hatten, beschlossen sie, ihre Misere als Herausforderung anzusehen. Sie gingen einkaufen

und machten die Entdeckung, daß man von ihnen erwartete, sich vor einer Luke anzustellen, denn Nicht-Europäern war das Betreten des Ladens nicht erlaubt. Mutter und Tochter gingen einfach schnurstracks hinein. Die Neuigkeit, was da für neue Einwohner hinzugekommen waren, hatte sich in Windeseile verbreitet. Der Ort wurde von Zeitungsreportern geradezu überschwemmt, und die Polizei folgte dieser unberechenbaren Person auf Schritt und Tritt, so daß das Ganze für wirklich gefährliche Leute zu einem Festtag wurde. Die Angestellten hatten das Gefühl, ein paar Berühmtheiten, wenn auch ›Eingeborene‹, hätten ihr ›Dorp‹ betreten, und fanden es deshalb nicht passend, ihre ›Nur-für-Weiße‹-Regeln anzuwenden und bedienten die Mandelas höflich, ja fast furchtsam.

Der Bürgermeister erklärte, man habe ihm die neue Einwohnerin nicht vorher angekündigt, sie sei jedoch willkommen, und sein Stellvertreter achtete darauf, daß Mrs. Mandela ihr Straßendorf auch in die internationale Karte eingetragen bekam. Der ehemalige Staatspräsident aber, der sich auf seine Farm ein paar Kilometer von der Ortschaft entfernt zurückgezogen hatte, grummelte, Jimmy Kruger habe ihm einen schlechten Dienst erwiesen. Schließlich hätte er für Mrs. Mandela einen Ort aussuchen können, der weiter von seinem Domizil entfernt lag. Bei dem Gedanken, man könne ihr unversehens begegnen, wenn man auf dem Amt seine Post abholte, zuckte man ja fast zusammen.

Winnie richtete sich in Brandfort ein, und trotz ihres anfänglichen Widerstands und der Tatsache, daß die polizeiliche Überwachung noch erdrückender war als in Soweto, begann sie es richtig zu mögen. Die Staatssicherheit hatte hier keinen anderen ›Kunden‹ und schenkte ihr von morgens bis abends ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. Manchmal ließ Winnie die Beamten kleine Besorgungen für

sie erledigen. Sie saßen ja doch nur untätig herum. Zindzis Freund Oupa Seakamena zog zu ihnen und erwies sich als geschickter Handwerker, der im Haus Verbesserungen und zusätzliche Einbauten vornahm. Dennoch gab es weder fließend Wasser noch Kanalisation noch ein Bad. Sie badeten im Schlafzimmer, indem sie dort eine Wanne mit Wasser hineintrugen, und benutzten in dem kleinen Garten einen Toilettenkübel. Mit der Zeit sorgten ein Paraffinkühlschrank, ein batteriebetriebener Fernseher und ein Kohleherd für etwas ›Luxus‹.

Während die weiße Gemeinde keinerlei Vorwarnung erhalten hatte, weil die Behörden annahmen, das sei nicht nötig und sie werde schon von sich aus Distanz zu Mrs. Mandela wahren, warnte man die schwarze Gemeinde davor, mit ihr zu verkehren.

Albertina Dyas mußte Lehrgeld zahlen. Man begegnete sich zufällig, als Nachbarinnen, über den Zaun hinweg, von Tür zu Tür. Gerade ging Mrs. Mandela wieder vorbei und hielt an, um Albertina zu fragen, wo sie Eierbriketts kaufen könne. Als die ihr den Weg zu erklären begann, kam Boeta hinzu und zeigte ihnen, wie günstig er das Huhn eingekauft hatte, wandte sich dann an Mrs. Mandela und fragte sie über die Fotografie aus, die die Zeitungsleute gemacht hatten. Da war er drauf und wollte wissen, wann es wohl in den Zeitungen erschiene. Wachtmeister Prinsloo beobachtete Mrs. Mandela – drei, das war ja eine Versammlung, das wußte er ganz genau, und somit hatte Mrs. Mandela gegen ihre Bannaufgaben verstoßen. Er stürmte auf die Versammelten los und fing an, Mrs. Dyas zu verhören. Über was sie denn gesprochen hätten. Die gute Frau war starr vor Schreck und ganz verwirrt. War es falsch, mit Mrs. Mandela zu reden? Wenn die Polizei das sagte, dann sollte sie wohl besser auf sie hören. Schließlich war immer noch sie es, die einen ins Gefängnis brachte.

Doch im Laufe der Zeit wandten sich die Nachbarn Winnie zu, egal, ob nun die Polizei da war oder nicht, weil sie feststellten, daß sie eine gute Frau war und sich um sie kümmerte. Es handelte sich um eine höchst verarmte, ausgebeutete und demoralisierte Gemeinde. Winnie gab ihrem Leben ein wenig Selbstachtung, sammelte etwas Geld für sie, betrieb bald darauf von ihrem Hause aus ein winziges Wohlfahrtsbüro und eine Ambulanz und stellte außerdem den Obdachlosen die Garage, die sie baute, als Übergangsunterkunft zur Verfügung. Ein ausgesetztes Kind und einen alten Mann, den sie vor ihrer Tür liegen fand, nahm sie darüber hinaus noch bei sich auf.

Die Anfangszeit war hart, und das umso mehr für Nelson, dem nichts blieb, als über den Schrecken und die Ungerechtigkeit dieses jüngsten Angriffs auf seine Familie nachzugrübeln. Zusätzlich litt er noch darunter, daß er sich nicht mehr vergegenwärtigen konnte, was Frau und Tochter wohl gerade taten, und sich in ihrem neuen Lebensraum neu orientieren mußte. Er war in der Lage, sich Winnie in jedem Teil ihres Hauses in Orlando vorzustellen, doch jetzt wurden ihre Bewegungen ihm fremd. Allmählich aber fügte er sich die neue Umgebung zusammen. Das Haus umfaßte eine Küche und zwei kleine Zimmer, und im Township mit seiner Gesamtbevölkerung von 5000 Einwohnern gab es 725 Häuser der gleichen Bauart. Daß die Leute hier Sotho und Afrikaans sprachen, beides Fremdsprachen, soweit es seine Familie betraf, beunruhigte Nelson, doch Winnie ließ ihn wissen, sie gewänne Freunde, und zwar nicht nur unter den Schwarzen am Ort, sondern auch unter den Afrikaandern.

Mit den De Waals und den Hattinghs schloß sie fest Freundschaft. Piet de Waal war gleichzeitig ihr Anwalt, und Dr. Hattingh bot ihr einen Job an. Es schien fast, als solle die Freundschaft zu ihr Hattingh das Leben kosten, denn genau an

dem Tag, an dem sie bei ihm anfangen sollte, fand er bei einem Verkehrsunfall auf mysteriöse Weise den Tod.

Nelson kam ein wenig zur Ruhe, als Winnie und Zindzi ihm schrieben, sie gewöhnten sich ein, und schließlich sogar an Brandfort Gefallen zu finden begannen. Er staunte über Winnies enorme Fähigkeit, praktisch in alles, was sie tat, Vertrauen zu setzen und dem Ganzen einen Sinn zu geben. Winnie, Zindzi und Oupa machten sich an ihre Studien, es bestand die Hoffnung, daß Zindzi und Oupa heiraten würden, und sie bekamen eine Tochter. Auch Zenis Kinder zogen zu Winnie, und so war die Hütte vom Lachen der Enkel über und über erfüllt.

Als Zindzi von Freunden Besuch bekam, wurde Winnie von der Polizei vorgeworfen, sie verletze ihre Bannauflagen. Der Friedensrichter befand sie für schuldig und verurteilte sie zu sechs Monaten mit Bewährung mit den Worten: »Man sollte der Angeklagten nicht gestatten, den Bannspruch dadurch zu umgehen, daß sie jedesmal, wenn ein Friedensrichter die Besuchserlaubnis verweigert, behauptet, das seien Zindzis Besucher gewesen.« Dies stand im Gegensatz zu einem seiner früheren Urteile, in dem er erklärt hatte, wenn sich eine zweite Person im Haus befände, könne nicht unterstellt werden, der Beschuldigte habe Besuch empfangen.

Freunde kamen von weither angereist, um Winnie zu sehen, und Helen Suzman und Helen Joseph aus Johannesburg zählten dabei zu den ersten. So etwas war jedoch nicht ohne Risiko. Jackie Bosman, Ilona Kleinschmidt und Barbara Waite erhielten vier Monate mit Bewährung, weil sie sich weigerten, gegen Winnie auszusagen, als man ihr den Empfang von Besuchern zur Last legte.

Zindzi fand Brandfort nach einer Weile unerträglich. Ihre Beziehung zu Oupa kühlte ab, sie bekam Depressionen und kehrte nach Orlando zurück, wo sie ganz allein lebte, was ihren

Eltern begreiflicherweise Sorgen machte. In Brandfort begannen einige weiße Parlamentsmitglieder des dortigen Wahlkreises zu guter Letzt auch noch, sich für Winnies Abschiebung stark zu machen, und gegen Ende 1983 wurde die Lage allgemein immer schwieriger.

Am 5. August 1985 spitzten sich die Dinge endgültig zu, als die Unruhe in den anderen Provinzen auch im Oranjefreistaat zum Ausbruch kam. Brandforts weiße Gemeinde, die von ihren Schwarzen immer nur Ehrerbietung und Respekt kennengelernt hatte, war entsetzt, als die Schulkinder von Phathakahle auf den Straßen demonstrierten. Die Polizei griff zum Schlagstock. Am Tag darauf, dem 6. August, fuhr Winnie nach Johannesburg zu einer ärztlichen Untersuchung, und ihre Schwester und Zindzis Sohn Gadafi blieben allein im Haus. Wieder gab es eine Schülerdemonstration. Die Polizei reagierte noch wütender als am Tag zuvor, woraufhin die Kinder ins Haus der Mandelas flohen. In dem dann folgenden Tumult verschwand Gadafi.

»Als ich in Ayobs Büro kam, berichtete er mir gleich von den Neuigkeiten, die es zu Hause gab. Mir wurde ganz kalt. Er fuhr mich sofort zurück nach Brandfort. Der Anblick, der sich unseren Augen bot, war unbeschreiblich. Das Haus, das ich nur Stunden zuvor in bester Ordnung verlassen hatte, glich einer Ruine. Eine Tür gab es nicht mehr, und der Wind piffte durch die Räume mit ihren Sprengtrümmern und zerborstenen Möbeln. Sie hatten das Haus bombardiert, dabei jedoch ein paar unbekannte Sprengstoffe benutzt, die den Ausguß im Becken einfach weggeschmolzen hatten. Die Wand war blutverschmiert, und die Kennedybüste, ein Geschenk amerikanischer Bewunderer, war mit einem blutgetränkten Stoffetzen behängt.

Gott sei Dank brachte mir meine Nachbarin, die Polizistenfrau, Gadafi heil und gesund zurück. Er war zu ihr

hinübergelaufen, als die Polizei anfing zu knüppeln, und sie hatte aufgepaßt, daß ihm nichts passierte.

In Brandfort konnte ich nirgendwo schlafen. Dem Gesetz nach war es mir verboten, mich in meinem Haus in Orlando aufzuhalten. Also zog ich in ein Hotel in Johannesburg, während die Behörden sich darüber stritten, ob ich mich dort nun legal befand oder nicht. Nach drei Monaten im Hotel beschloß ich, einfach nach Orlando zurückzugehen. Und so bin ich hier nun wieder in meinem eigenen Haus.

Die Polizei erklärte, man habe mein Haus in Brandfort repariert, und versuchte mich so zur Rückkehr zu bewegen, doch ich beschloß, nicht wieder dorthin zu ziehen.«

Nelsons Reaktion auf den Aufenthalt der Familie in Brandfort sind in den folgenden Briefauszügen festgehalten:

»Ich habe dauernd an Dich gedacht, seit ich von den heftigen Schneefällen in verschiedenen Teilen des Landes erfuhr. Wenige Tage, bevor die Kältewelle die Insel erreichte, habe ich endlich ein Bild von dem Schmuckstück zu Gesicht bekommen, in das man Dich und die Kinder verfrachtet hat. Diese Bruchbude wird durch kein Feuer richtig warm, fürchte ich. Bei so einer schwächlichen Konstruktion und dürftigen handwerklichen Ausführung muß die Kälte zwangsläufig mit Leichtigkeit durch alle Ritzen und Spalten kriechen und die Innentemperatur recht niedrig halten. Du mußt Dich nicht nur über Tag durch warme Kleidung und nachts durch Decken schützen, sondern es gehört auch ein wenig Fett ins Essen, um den Körper vom Frieren abzuhalten. So etwas kannst Du Dir ohne Einkommen nicht leisten. Das Vertrauen und die Wunder, die Dich all die Jahre weitermachen ließen, halten Dich, hoffe ich, auch jetzt auf den Füßen, bis wir uns

wiedersehen. Daß das kalte Wetter so kurz nach Deiner Krankheit kam, hat mir richtig angst gemacht.« (29. 7. 79)

»Ich habe keine Ahnung, wo Phathakahle liegt, in welchem Distrikt, und noch weniger weiß ich über die Lage von Nr. 802. In meinem Gedächtnis jedoch bewahre ich ein zwar nur in meiner Vorstellung vorhandenes, aber dennoch lebendiges Bild von jener Hütte. In jenem Bild ganz oben steht die Lage des Schlafzimmers. Ich denke immer an Dich und liebe Dich.« (19. 11. 79)

»Zindzi mag so gerne lesen, da ist es einfach eine Schande, daß Ihr nur eine Paraffinlampe habt. Erinnerst Du Dich noch an die Lampe, die wir hatten, bevor wir Strom bekamen? Sie ist teuer, aber versuch, zwei davon für das Haus zu kaufen.« (7. 10. 77)

»Daß Leute sogar von Pietermaritz herübergekommen sind, um Dich zu besuchen, hat mich außerordentlich gefreut. Dr. Biggs ist in jener Stadt offenbar ein sehr bekannter Orthopäde, und die Namen seiner Frau und Mrs. Corigalls besitzen in jener Provinz und darüber hinaus vertrauten Klang. Umarme sie ganz fest von mir, wenn Du sie das nächste Mal triffst.« (2. 9. 79)

An Zindzi:

»Ich hoffe wirklich, ich kann Dich am Vorabend Deiner Abreise noch einmal sehen. Ich weiß, wie sehr Du diesen elenden Außenposten, der Dir das Leben so schwer gemacht hat, vermissen wirst, und hoffe und vertraue darauf, daß er Dir zumindest die Gelegenheit gegeben hat, einmal innezuhalten

und über das Leben während der 15 Jahre, die Deiner Ankunft dort vorausgingen, Bilanz zu ziehen.« (6. 8. 79)

»Über das Telefon Verbindung zu halten, muß für Dich extrem schwierig sein, da Du unweigerlich auf den öffentlichen Fernsprecher angewiesen bist. Doch wem sonst kann ich diese Bitten aufladen. Ich könnte natürlich die alten Familien um Hilfe anflehen und sicher sein, daß sie ganz begierig darauf eingehen. Doch Du würdest wahrscheinlich Zustände kriegen oder Dir bliebe vor Ärger die Luft weg, wenn ich das täte.« (31.3. 83)

»Brandfort ist nun also ein hübscher Ort! Ich glaube es einfach nicht. Mum hat beinahe alles verloren. Sie wird dort nie einen Job bekommen, außer vielleicht als Haushaltshilfe oder Magd oder Wäscherin, und ihr ganzes Leben in Armut verbringen. Sie hat mir das Bauwerk beschrieben, in dem Ihr jetzt leben, und ebenso die Art von Toilette und sanitären Anlagen, die Ihr benutzen müßt. Ich fürchte mich davor, sie zu fragen, welches Vermögen es sie kosten wird, diesen Ort wirklich zum Wohnen herzurichten. Ihr werdet niemals so gut essen und Euch leiden wie in Johannesburg, und ebensowenig werdet Ihr in der Lage sein, Euch ein Fernsehgerät zu leisten, einen vernünftigen Film zu sehen, ins Theater zu gehen oder Euch ein Telefon anzuschaffen.

Dennoch, mein Liebling, bin ich natürlich froh, daß Du Dich trotzdem eingewöhnst und versuchst, glücklich zu sein. Ich empfinde große Zärtlichkeit, wenn ich die Zeile ›Eigentlich doch ein hübscher Ort‹ lese. Solange Du einen eisernen Willen hast, Liebling, kannst Du ein Mißgeschick in einen Vorteil verwandeln, wie Du ja selbst feststellst. Wäre es nicht so, dann würde Mum längst ein totales Wrack sein.« (4. 9. 77)

An Winnie:

»Ich wüßte auch gerne, was Ihr so schätzt, wieviel Ihr ausgegeben habt, um die Hütte in Brandfort bewohnbar zu machen.« (27.2. 79)

»Was die Verbesserungen an 802, einschließlich der teuren Bäume, die Ihr gepflanzt habt, angeht, so warte ich auf die Informationen, um die ich in meinem letzten Brief gebeten habe, ehe ich Euch den geeigneten Rat geben kann.

Inzwischen könntest Du mir vielleicht etwas über Deinen Arbeitgeber, die Namen seiner Angestellten, wenn es welche gibt, die Art der Arbeit und die durchschnittliche Anzahl der Leute, um die Du Dich täglich kümmern mußt, mitteilen. Bitte laß Dir das mit Kapstadt gut durch den Kopf gehen.« (27. 2. 79)

»Es ist nicht leicht, Dir wegen des Jobs in Welkom einen Rat zu geben. Schließlich ist es die Arbeit, die Du am meisten liebst und für die Du eine Menge Übung und Erfahrung mitbringst. Sie wird Dich den Tag über beschäftigen und Dir die Freude bereiten, Menschen bei ihren zahlreichen Problemen zu helfen, etwas, wofür Du von Natur aus veranlagt bist. Außerdem hast Du durch den Job ein regelmäßiges Einkommen und bist so in gewissem Maße finanziell unabhängig, was alles wichtig und von enormer Bedeutung ist.

Was den Vorschlag oder versteckten Hinweis angeht, daß Du nach Welkom umziehen solltest, teile ich Deinen Standpunkt voll und ganz. Man hat Dich an diesen Ort deportiert, und Du solltest dort bleiben, denn auch wenn Brandfort nicht mehr als eine Landgemeinde ist, so hast Du dort doch Fuß gefaßt und dafür ordentlich bezahlen müssen. Ich möchte keinesfalls, daß Du wieder ganz von vorne anfängst und ein Loch in eine

Unterkunft verwandeln muß. Nach Deiner Ankunft in Brandfort hast Du Schreckliches durchmachen müssen.« (21. 1. 79)

»Im Gegensatz zu dem, was wir erhofft hatten – daß man nämlich Deinen Umzug aus Brandfort erst nach eingehender Beratung mit uns in die Wege leiten würde –, werde ich jetzt das Gefühl nicht los, man könnte Dich wieder deportieren, ohne uns weiter zu fragen. In dieser Hinsicht unterstütze ich weiterhin Deinen ursprünglichen Standpunkt, daß Du Dich weigerst, freiwillig irgendwo anders hinzugehen als nach Johannesburg, und zwar tue ich dies, obwohl es mir lieb gewesen wäre, wenn wir sowohl die Frage, ob wir nicht vielleicht nach Kapstadt ziehen sollten, als auch die Probleme, die mit Deiner Abreise aus jener Welt dort zusammenhängen, eingehend geprüft hätten. In der Zwischenzeit würde ich es gern sehen, wenn Du umgehend herkämost, damit wir zumindest die dringendsten häuslichen Angelegenheiten besprechen können.« (6. 5. 79)

»Wenn wir von einem Umzug der Familie sprechen, dann wäre Kapstadt besser, falls wir hier einen Job bekommen können. Ich könnte Dich dann zweimal im Monat sehen, und Du könntest alles, was mit den alten Familien zusammenhängt, vergessen. Ist Dir das eigentlich klar? Auch für Zindzi und Oupa wäre das wahrscheinlich eine wundervolle Therapie. Womöglich könntet Ihr alle an der UCT (Universität Kapstadt) studieren. Doch unter den Bedingungen, unter denen wir uns treffen müssen, können wir diesen Vorschlag, glaube ich, wohl kaum jemals besprechen.

Ich werde auch versuchen, mit Helen in Kapstadt Kontakt aufzunehmen, um herauszufinden, ob sie Dir eine passende Arbeit besorgen kann, damit wir die Möglichkeit – ich betone,

die Möglichkeit – eines Umzugs der Familie in die Vaterstadt ernsthaft ins Auge fassen können.« (19. 11. 79)

»Deine Weigerung, nach Welkom oder in irgendeinen anderen Ort außer Johannesburg umzuziehen, hat mein volles Einverständnis. Da sind andere Dinge, die mir noch mehr Sorgen machen, wie zum Beispiel die bloße Tatsache, daß man Dich mit diesem Ort in Verbindung bringt, davon, daß Du dort wohnst, gar nicht zu reden. Ich glaube nicht, daß ich das jemals gutheißen könnte. Es beunruhigt mich auch, daß Du täglich nicht weniger als 2 Stunden 20 Minuten unterwegs sein sollst. Von den Kilometern her kannst Du das, scheint mir, nur schaffen, wenn Du ordentlich aufs Gas trittst. Außerdem ist Benzin und Öl sehr teuer geworden, und rechnet man noch den Verschleiß hinzu, dann frißt das Dein kleines Einkommen schon fast auf.« (27. 2. 79)

»Chris' plötzlicher Tod hat mich so schwer erschüttert, als wäre er ein lebenslanger Freund gewesen. Es wäre schön, wenn Du seinen Eltern mein tiefstes Mitgefühl ausdrücken könntest.

Für Dich, die Kinder und für mich war sein tragischer Tod genau an dem Tag, als Du bei ihm anfingst zu arbeiten, ein schwerer Schlag. Schon bevor ich Deinen Brief vom 20. 2. erhielt, wußte ich, wie Du dem 1. 3. entgegenfiebertest. Trotz meiner Sorge wegen der großen Entfernung, die Du täglich ganz allein zurückzulegen gehabt hättest, und obwohl ich dagegen war, daß Du jemals nach Welkom ziehst, war ich der Ansicht, Du solltest es dennoch für die vereinbarten drei Monate ausprobieren. Sein Tod hat alle Deine Hoffnungen auf eine neue und herausfordernde Erfahrung während Deines Aufenthalts in jener Welt dort zunichte gemacht. Wie ich nun weiß, hättest Du bei Chris von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr

abends gearbeitet. Selbst wenn Du in Welkom gewohnt hättest, wären zwölf Stunden Arbeit am Tag für Dich doch eine erhebliche Belastung gewesen. Rechnet man für die tägliche Fahrt zwischen Brandfort und Welkom noch etwa 2-3 Stunden hinzu, dann würde das wohl auch die robusteste Natur auf eine harte Probe stellen und es Dir schwermachen, Dein Studium weiterzuführen.« (19. 11. 79)

»Ich habe über Deine Studienprobleme nachgedacht. Daß Du möglicherweise nach Klerksdorp ziehen müßtest, beunruhigt mich ungeheuer, und ich rate davon ab. Trotz all der Vorteile, die das für Deinen Studienkurs haben mag, ist es in diesem Stadium Deines Lebens nicht wünschenswert, nur auf Wanderschaft zu sein. In Johannesburg und in Brandfort mußten wir so viele Alpträume durchmachen, und das möchte ich um jeden Preis vermeiden. In unserem ersten Zuhause haben wir sie überwinden können, und wir fangen gerade erst an, uns an das zweite zu gewöhnen. Wieder in irgendeine Gegend auf dem ›platten Land‹ umzuziehen, wo Polizei, Verwaltungsinspektoren und Friedensrichter überhaupt keine Erfahrung darin haben, wie sie mit Leuten wie Dir und mir umgehen sollen, würde all die häßlichen Probleme wieder zum Leben erwecken, die wir in den letzten 17 Jahren durchgemacht haben. Für Zindzi, die sich an Brandfort trotz der Abgeschiedenheit und Isolation, die es umgibt, gewöhnt, wird sich ein solcher Schritt möglicherweise als noch verheerender erweisen, und auch Oupa würde es neuen Angriffen aussetzen, die ihm erspart bleiben sollten. Obwohl ich keine Alternative anzubieten habe, würde ich doch vorschlagen, wir sollten versuchen, ob wir Dich nicht bei einer Behörde in Bloemfontein unterbringen können. (...) Der Direktor für den Fachbereich Soziologie an der Universität des Oranjefreistaats hat vielleicht ähnliche Kontakte, und es könnte

sich als nützlich herausstellen, die Sache mit ihm zu besprechen. Der Vorteil, wenn Du einer bestimmten Dienststelle in jener Stadt zugewiesen wirst, liegt darin, daß Du täglich von Brandfort nach dort pendeln kannst. Das würde Dir all die Probleme ersparen, die ein Umzug an einen neuen Ort mit sich bringt. Inzwischen wünsche ich Dir alles nur erdenkliche Glück, mein Liebling Mum.« (25. 11. 79)

An Zindzi:

»Liebling, ich bin sehr glücklich, daß Du da bist und auf Mum aufpaßt. Es war wirklich eine Erleichterung, als sie aus all den Problemen, die sie seit letzten Mai gehabt hat, makellos, aufrecht und stark hervorgetreten ist, und das war hauptsächlich Deiner aufrichtigen Liebe und Inspiration zu verdanken. Mit 43 ist Mum nicht mehr die Jüngste. In dem Alter fühlt sich eine Frau für gewöhnlich deprimiert, wenn sie sieht, wie ihr Haar weiß wird und häßliche Runzeln das einst so schöne Gesicht entstellen. Die Kinder werden erwachsen und von ihr unabhängig, und sie kommt dann leicht auf den Gedanken, sie werde von denen vernachlässigt, die ihr einst so nahestanden. Ich bin Dir sehr dankbar für alles, was Du für sie tust. Studierst Du jetzt? Ich hoffe, Deine Reise hat Deinen Erfahrungsschatz bereichert und Dich mit Material für Deine zweite Anthologie versorgt. Tausend Küsse und alles, alles Liebe. Dein Dich liebender Tata.«

Die Welt feiert die Mandelas

Winnies Bann lief im September 1975 ab, und damit fand ein 13 Jahre währendes Schweigen sein Ende. In gewissem Sinne erstand sie von den Toten auf. Durban bereitete ihr am 12. Oktober, einem Sonntag, einen tumultartigen Empfang, der am Flughafen begann, wo etwa 600 Leute, angeführt von Dr. Naicker, Manas Buthelezi, Fatima Meer, George Sithole, David Gasa und M. J. Naidoo, sie erwarteten. Die Behörden machten Schwierigkeiten und störten die getroffenen Vorbereitungen, indem sie den Eingang für Passagiere verlegten. Der sorgfältig geplante Empfang fiel in sich zusammen, die Basis rannte der ›Führung‹ voran, jemand ließ Winnie hochleben und zog mit ihr, ob sie nun wollte oder nicht, auf den Schultern zum Parkplatz. Schließlich brachte man sie zu Dr. Naicker und Manas Buthelezi, und außerdem gesellten sich noch etwa 50 Zulutänzer zur formellen Willkommenszeremonie hinzu.

Winnies Autokorso machte einen Umweg durch Umlazi, und die Anwohner stürmten aus den Häusern, um die Mandela zu sehen. Endlich erreichte Winnie, in der Stammestracht der AmaXhosa gekleidet, die CVJM-Halle, wo mehr als 1000 Leute geduldig gewartet hatten, um sie sprechen zu hören.

Vor Winnies Rückflug am Montag nach dieser Versammlung lenkte der Reporter Faruk Khan die Aufmerksamkeit Fatima Meers auf den Minister für Justiz und Gefängniswesen, Jimmy Kruger, dessen Wagen soeben vor dem Flughafen vorgefahren war. Fatima dirigierte Winnie zu besagtem Wagen, »um ein bißchen Spaß und Freude zu haben«. Der Minister, ein kleiner Mann mit riesigen Brillengläsern, war gerade halb im

Kofferraum seines Wagens verschwunden, um einen Handkoffer herauszuziehen. »Mr. Kruger, ich glaube, wir kennen uns noch nicht. Mein Name ist Fatima Meer, und dies hier ist Mrs. Mandela.« Der Kleine strahlte die beiden Frauen an und sagte, er sei erfreut, sie zu treffen. Auf Winnies Frage: »Wann lassen Sie meinen Mann frei?« antwortete er: »Das liegt ganz bei Ihnen«, und drohte dabei mit dem Finger. »Hörst Du«, lachte Winnie, »er meint, das liegt bei mir. Was habe ich mit der Freilassung meines Mannes zu tun?« Darauf der Minister: »Wenn Sie sich benehmen.«

»Mich benehmen?« Die beiden Frauen lachten spöttisch und ließen den hohen Herrn stehen, um sich wieder ihren Freunden anzuschließen.

Winnie schrieb Nelson von der aufregenden Zeit, die sie verbracht hatte, und er antwortete:

»Noch glücklicher war ich, als ich von Deinem Besuch in Dur- und davon hörte, daß MaNokukhanya, Monty und andere da waren, und ich hoffe, das hat Dich die Unmenge von Problemen, die Dich beunruhigen, ein wenig vergessen lassen. Diese Augenblicke der Entspannung und des höchsten Glücks, wenn Du Dich in der Obhut warmherziger und treuer Freunde befindest, die bereit sind, Dir ihre Liebe zu schenken, und die Dir ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit geben, das aus dem Wissen herrührt, daß Du Dich außerhalb der Reichweite der Gottlosen befindest und von unzähligen Männern und Frauen umgeben bist, die liebevoll an Dich denken und die Dich den Klauen der Hyänen und Schakale entreißen können, die so viele Jahre lang ums Haus gestrichen sind, diese Augenblicke sind es immer wert, daß man sich an sie erinnert, und sie sind nicht nur für Dich, sondern auch für die Kinder, die Familie und für mich ein gewaltiger Ansporn.

Eines Tages wirst Du mir alles ganz genau erzählen, und dabei interessiert mich hauptsächlich, ob diese Einzelheiten die

Lücken zwischen den Zeilen ausfüllen werden, die in dem Bild freigeblieben sind, das nach Deinem und Fatimas Bericht in meinem Kopf Gestalt angenommen hat. Deine Nähe zu Fatima ließ mich immer vermuten, Du seist Ismail genau so häufig begegnet wie ihr. Er ist immer nett und humorvoll gewesen.«
(1. 12. 75)

An Fatima, die das ganze Ereignis in hinduistische Mythologie eingebettet und so den Zensor überlistet hatte, schrieb Nelson:

»Ein kluger Kopf und ein gutes Herz, das ist immer eine vortreffliche Mischung. Doch wenn noch eine geschliffene Sprache oder Schrift hinzukommen, dann ist das etwas ganz Besonderes, und eine simple Geschichte, die man schon mehrmals gehört hat, erhält urplötzlich eine bedeutende Moral. Mich für Mythologie interessieren? Würdest Du es mir empfehlen, versuchte ich es sogar mit Zauberei. Was nun die Mythologie angeht, so hat mein Interesse für dieses spezielle Gebiet eine lange Geschichte, denn meine Mutter hat mich von klein auf damit versorgt. Auch auf dem College bekam ich viel davon mit, doch außerhalb des Vorlesungssaals kann die Mythologie sogar eine noch größere Herausforderung darstellen und einen noch mehr in Anspruch nehmen, und eben deshalb fand ich Dein Thema so ungemein anregend.

Aus Erklärungen, die nach einem bedeutenden Ereignis abgegeben werden, kann man ein Element später Einsicht nie ganz ausschließen. Dazu solltest Du jedoch wissen, daß ich seit Oktober 1974 sehr viel entbehrt habe und mich die Vorstellung von der Göttin Zamona (Anspielung auf Winnie), die in den dritten Himmel hinabsteigt, wiederholt beschäftigt hat. Das war damals nicht mehr als eine bloße Laune, die kam und ging wie der Wind, und ich habe dem nicht die geringste Bedeutung

beigemessen. Erst als ich Deinen phantastischen Brief und den von Zani (Winnie) erhielt, begann mich der Gedanke zu beschäftigen, ob diese Laune nun eine Vorahnung sei oder nicht. Vielleicht sollten wir diesen Punkt nicht weiter verfolgen, da wir sonst in der übernatürlichen Welt enden werden.

Es genügt wohl, wenn ich erwähne, daß diese ganz besondere Geschichte, die Du mit bemerkenswertem Geschick vorträgst, all den Pessimismus vertrieben hat, der aus der Überzeugung entstehen mag, den Vhoras, Kolas, Hadas und Biharas (Anspielungen auf die schwarzen Völker Südafrikas – Inder, Afrikaner, Mischlinge) habe man jeden Lebenswillen entzogen, und die bösen Geister seien unbesiegbar. Aber auch wenn das Böse sich zeitweilig austoben darf, am Ende muß doch das Gute die Lorbeeren ernten, darin besteht die einfache Lehre der Religionen, aller Philosophien und des Lebens selbst. Diese Wahrheit bringt Deine Geschichte sehr gut zum Ausdruck. Die Vielzahl von Göttern in der griechischen Mythologie habe ich immer als einen weiteren zusätzlichen Beweis für den weitverbreiteten Glauben angesehen, daß das Schicksal aller natürlichen und menschlichen Dinge in den Händen von göttlichen Wesen liegt, deren übermenschliche Vortrefflichkeit eine Quelle der Inspiration und der Hoffnung für jegliche Schöpfung ist, eine Vortrefflichkeit, die letzten Endes die Welt regieren wird.

Wir, die wir in einem religiösen Zuhause aufgewachsen und zur Missionsschule gegangen sind, haben den akuten seelischen Konflikt durchgemacht, der in uns auftrat, als wir die Lebensweise, die für uns heilig war, durch neue Philosophien bedroht sahen und erkannten, daß sich unter denen, die unseren Glauben als Opium abtaten, klar denkende Leute befanden, deren Integrität und Liebe zu ihren Mitmenschen außer Zweifel stand. Doch zumindest in einem

waren sich sowohl die Anhänger der Schriften als auch die Atheisten einig: der Glaube an die Existenz von Wesen mit übermenschlichen Kräften weist darauf hin, was der Mensch gerne wäre und wie er durch die Jahrhunderte gegen alle Arten des Bösen gekämpft und sich um ein rechtschaffenes Leben bemüht hat.

Du stellst fest, Mythen dürfe man nicht nach ihrem äußeren Schein beurteilen, denn darunter lägen die großen Morallehren verborgen. Das unterschreibe ich voll und ganz, und was sich in meiner eigenen Auffassung auch für Verschiebungen vollzogen haben mögen, mir wird stärker als jemals zuvor bewußt, welche dynamische Rolle die Mythologie bei der Erklärung menschlicher Probleme und der Gestaltung menschlicher Merkmale spielt.

Vor ein paar Jahren bin ich einmal in aller Eile eine Übersicht der Werke von Euripides, Sophokles und anderen griechischen Gelehrten durchgegangen und stolperte dabei über die Feststellung, einer der grundlegenden Lehrsätze, die wir aus der klassischen griechischen Philosophie ererbt hätten, sei der, demzufolge jener ein wahrer Mann sei, der fest auf beiden Beinen stehe und niemals das Knie beuge, selbst wenn er dem Göttlichen gegenüberstehe.

Der Strom der Zeit neigt dazu, selbst solch unsterbliche Lehren wie diese zu verwischen, und Deine Geschichte hat mein ganzes Interesse an symbolischer Abstraktion wieder zum Leben erweckt. Hätte ich Zugang zu den Vedas und Upanishads, ich ackerte sie voller Begeisterung durch.« (1. 1. 76)

Im März 1979 schrieb Fatima an Indira Gandhi, die vorübergehend als indische Premierministerin entthront worden war, sie möge Mandela doch für den Nehru-Preis in

Betracht ziehen, und am 6. Juli 1979 antwortete sie von ihrem Heim in Willingdon Crescent 12, Neu Delhi:

»Ich teile Ihre Hoffnungen für Südafrika und Nelson Mandela. Die indische Regierung nimmt jedoch eine Haltung ein, nach der jede von mir ausgesprochene Empfehlung mit Sicherheit abgelehnt wird. Ich habe aber versucht, Mandela indirekt vorzuschlagen. Einen Kartengruß werde ich ihm mit Sicherheit schicken, doch ist mein Postein- und -ausgang sehr unregelmäßig. Bestellen Sie bitte allen Freunden und Kameraden in Ihrem mutigen Kampf meine herzlichsten Grüße.«

Ihr Vorschlag funktionierte. Mandela bekam den Nehru-Preis für das Jahr 1979. Seine offensichtliche Freude über die Auszeichnung drückte er Winnie gegenüber so aus:

»Bedenkt man die Entwicklung der letzten drei Monate, dann ist 1979 für die Familie ein glückliches Jahr gewesen, und ich kann mir im wahrsten Sinne des Wortes ein Bild davon machen, wie Du das erste Mal nach so vielen Jahren des harten Kampfes, der Arbeitslosigkeit und Einsamkeit vor Freude und Stolz strahlst. Es ist ja auch ein solcher Kontrast gegenüber den Erfahrungen, die Du während derselben Monate ein Jahrzehnt vorher machen mußt. Ich freue mich über alle Maßen, die Ehrungen mit Dir zu teilen, und habe ernsthafte Zweifel, ob das Ganze ohne Ngutyana in meiner Nähe überhaupt möglich gewesen wäre.

Wenn Du das nächste Mal kommst, kannst Du mir über den Nehru-Preis, hoffe ich, noch Näheres mitteilen.« (3. 2. 80)

An Zindzi:

»1979 war ein gutes Jahr. Der Druck, dem Mum so lange ausgesetzt war, hat weiter abgenommen. Auch in der schlimmsten Zeit hat sie es immer vermocht, mir ein verführerisches Lächeln zu schenken. Doch dieses Lächeln flackerte durch eine leblose Haut hindurch, die sich über Knochen und Knorpel spannte. Diesmal hatten ihre Wangen Farbe und ihre Augen Feuer, und nachdem sie die Ergebnisse von der UNISA (der Südafrikanischen Universität in Johannesburg) bekommen hatte, war sie gleich einen ganzen Zoll größer. Sie so gesund und bei froher Laune zu sehen, gibt mir wirklich ein gutes Gefühl.« (27. 1. 80)

Winnie sollte nach Indien fahren, das war Nelsons sehnlichster Wunsch, und eine Zeitlang glaubte er fast, sie würde einen Paß bekommen.

»Fatima macht den Vorschlag, Du, die Mädchen und die Familie sollten eine Reise nach Indien und Großbritannien unternehmen. Das ist eine fabelhafte Idee, und wenn Ihr Euren Paß bekommen könnt, erfreut sich der Vorschlag meiner uneingeschränkten Unterstützung. Doch die ganze Familie über den Indischen Ozean mitzunehmen, wäre zu kostspielig, und deshalb schlage ich vor, Du läßt die Mädchen hier, damit während Deiner Abwesenheit jemand da ist, der sich um die Terminplanung für meine Besuche kümmert. In Indien gab es früher, nebenbei bemerkt, reiche Prinzen mit prachtvollen Palästen, und für den Fall, daß ihr Glanz und ihre Anziehungskraft Dadewethu veranlassen, ihre Nationalität zu ändern, verliere ich doch nicht alles, wenn die Mädchen hierbleiben. Vielleicht ist es zu optimistisch, überhaupt nur in Erwägung zu ziehen, daß dieser Vorschlag diskutierbar wäre,

doch es schadet ja nicht, wenn man es versucht. Ich drücke Dir die Daumen.

Du kümmerst Dich doch um die Sache und wirst es, hoffe ich, unter keinen Umständen zulassen, daß daraus aus Nachlässigkeit nichts wird. Vielleicht hast Du auch schon mit Matlala Verbindung aufgenommen, um ihr unsere Pläne mitzuteilen und das genaue Datum der formellen Zeremonie festzustellen. Ich hoffe, Du hältst Zeni und Muzi über Deine Pläne auf dem laufenden für den Fall, daß sie Deinen Platz einnehmen muß.« (10. 2. 80)

»Was den Nehru-Preis angeht, so ist es wohl an der Zeit, daß Du mir etwas über Zenis und Muzis Reise nach Indien erzählst (Als Königspaar von Swaziland verfügen sie über Diplomatenstatus und dürfen deshalb – anders als Winnie – ins Ausland reisen, Anm. d. Übers.). Wenn es Dir schwierig erscheint, diese Sache mit ihnen durchzugehen, dann würde ich vorschlagen, Du übst mehr Druck auf Reggie aus. Die Nachricht vom plötzlichen Tod von Indiras Sohn hat mich übrigens richtig erschüttert. Solch eine Tragödie ist nicht nur ein Unglück für Indira persönlich, sondern für Indien insgesamt. Allen Berichten nach zu urteilen, schien es sich bei ihm um einen vernünftigen jungen Mann zu handeln, und es könnte sich für Indira als schwierig herausstellen, die Lücke zu schließen, die er hinterlassen hat.« (29. 6. 80)

»Über das Album von der Veranstaltung in Neu Delhi hat es ein wenig Verwirrung gegeben. Am 21.2. hatte ich Dich so verstanden, als hättest Du es bei Ayesha gelassen, und das Mißverständnis wurde mir erst klar, als ich am 23. 2. die *Eternal India* bekam. Laß Zindzi das Album mitbringen, wenn sie mich diesen Monat besucht.« (1. 3. 81)

Weitere Auszeichnungen und Ehrungen erhielt Nelson 1981 und bis ins Jahr 1983 hinein.

»Senator Tsongas hast Du bereits gedankt, hoffe ich. Für Mitglieder des amerikanischen Kongresses ist es keine kleine Geste, so großartig zu reagieren, und ein persönlicher Brief mit Deiner Unterschrift wäre darauf die angemessene Antwort. An die Griechen wird ebenfalls ein persönlicher Brief fällig sein. Sie sind eine neue Kraft mit einer glänzenden Zukunft, und ihre Einladung an Dich, das Parlament zu besuchen, muß man in diesem Lichte betrachten.« (31. 3. 81)

»Die Verleihung des Simon-Bolivar-Preises, den wir uns mit Spanien teilen, fällt mit unserem 25. Hochzeitstag zusammen. An diesen Ehrungen, die aus vielen Teilen der Welt kommen, lesen unsere engen Freunde das Ausmaß der Unterstützung ab, jene Freunde, mit denen wir aufgewachsen und zur Schule gegangen sind, in denselben Gettos gelebt und gearbeitet haben und mit denen wir einzigartige Erfahrungen teilen, die unter den gegenwärtigen Umständen schwer zu erklären sind, Männer und Frauen, die sich die Freuden, Bequemlichkeiten und Ehrungen, die sie so sehr verdienen, versagt haben, damit Du und ich uns an ein wenig Sicherheit und Glück erfreuen können, wo immer wir auch sein mögen. Sie und sie ganz allein sind in erster Linie für all die herrlichen Neuigkeiten verantwortlich, die uns das Herz erwärmen.« (29. 6. 83)

»Die Kinder und all unsere Freunde im In- und Ausland muß die Unterstützung von 7199 Leuten gegen solch prominente Kandidaten richtiggehend beflügelt haben. Und für Dich muß es sogar noch schmeichelhafter gewesen sein, hat es doch die armselige Hütte in ein Schloß verwandelt und die engen Zimmer genauso geräumig gemacht wie die Gemächer von

Windsor. Alle, die uns unterstützen, möchte ich hiermit wissen lassen, daß ich nicht einmal 100 Stimmen erwartet hatte, von den 7.199 gegen eine britische Prinzessin und einen so bekannten englischen Reformpolitiker wie Mr. Jack Jones ganz zu schweigen. Diese Zahl hat eine Bedeutung, die weit über das hinausgeht, was sich in einer Erklärung ausdrücken läßt, die ich unter den gegenwärtigen Bedingungen schreibe.«
(1.3.81)

Rolihlahla Nelson Mandela –

Chronik eines Lebens

18. Juli 1918: Rolihlahla Nelson Mandela wird als Sohn von Henry Gadla und Nosekeni Mandela in Qunu nahe Umtata geboren. Sein Vater Henry, ein Häuptling, hat vier Frauen, seine Mutter ist eine Nebenfrau. Sie hat drei Töchter, zwei von ihnen sind älter als Nelson.

1930-37: Henry Mandela stirbt und vertraut seinen Sohn einem nahen Verwandten, dem Oberhäuptling der Tembu, Jongintaba, an. Nelson zieht an dessen Großen Platz, Mqekezweni, und geht zunächst dort, später dann in Qolweni nahe Umtata zur Schule. Abitur in Healdtown. Besuch der Methodistenkirche.

1938: Nelson schreibt sich zusammen mit seinem Vetter Justice Bambilanga an der Universität in Fort Hare ein. Sein Neffe K. D. Matanzima und Oliver Tambo sind ihre Mitstudenten.

1940: In Fort Hare relegiert. Sein Vormund drängt ihn zur Rückkehr. Nelson und sein Vetter machen sich nach Johannesburg auf, ohne Jongintaba darüber zu informieren.

1941: Nach ihrer Ankunft in Johannesburg finden Nelson und Justice zeitweilig Unterkunft in den Crown Mines bei einem

›Eingeborenenjungen‹, der auf dem Gelände als *Induna* (›Häuptling‹, Aufseher) arbeitet.

1942: Nelson findet Unterkunft im Alexandra Township und trifft dort Walter Sisulu. Er zieht zu Walter, der mit seiner Mutter in Orlando lebt. Walter vermittelt ihm einen Teilzeitjob; er immatrikuliert sich an der juristischen Fakultät der Witwatersrand-Universität und tritt dem ANC bei.

1943: Nelson trifft Studenten aller Rassen und lernt radikales, liberales und afrikanistisches Gedankengut kennen.

1944: Nelson heiratet Walters Kusine Eveline, ›Eingeborenenmädchen‹ und von Beruf Krankenschwester. Sie ziehen zu Evelines verheirateter Schwester. Nelson Mandela, Anton Lembede, A. P. Mda, Oliver Tambo und Walter Sisulu gründen die ANC-Jugendliga und nehmen eine afrikanistische Position und militante Orientierung ein, mit der die Teilnahme an Beratenden Ausschüssen und dem Eingeborenenrepräsentantenrat abgelehnt wird. Vorsitzender der Jugendliga ist Anton Lembede.

1945: Eveline bekommt ihr erstes Kind, Tembi. Man weist ihnen ein Haus in Orlando, die Nr. 8115, zu. Nelsons Mutter Nosekeni und seine jüngere Schwester Nomabandla (Leaby) ziehen zu ihnen.

1947: Nelson wird zum Sekretär der ANC-Jugendliga gewählt, und A. P. Mda folgt Lembede nach dessen Tod als Vorsitzender. Oliver Tambo wählt man zum Stellvertretenden Vorsitzenden.

1948: Nelson und Eveline Mandela bekommen eine Tochter, das Kind stirbt jedoch im Alter von neun Monaten.

1949: Die Jugendliga übernimmt die Kontrolle über den ANC und ersetzt den Ersten Vorsitzenden Dr. Xuma durch Dr. Moroka. Walter Sisulu wählt man zum Sekretär und Mandela und Tambo in die Exekutive des ANC. Auf der Konferenz von Bloemfontein wird ein Aktionsprogramm angenommen, das zu einer militanten, afrikanischen Kampagne aufruft.

1950: Die Jugendliga widersetzt sich dem eintägigen Fernbleiben von der Arbeit, zu dem die Kommunistische Partei und der Inder-Kongreß aus Protest gegen die Bannung von Dr. Dadoo, Moses Kotane und J. B. Marks aufrufen und das vom ANC-Vorsitzenden Dr. Moroka unterstützt wird. Die Arbeitsverweigerung ist ein großer Erfolg. Bannung der Kommunistischen Partei. Mandelas zweiter Sohn Makgatho wird geboren.

1951: Die Jugendliga schließt sich dem Inder-Kongreß zur Organisierung einer landesweiten Arbeitsniederlegung am 26. Juni an. Walter Sisulu und Yusuf Cachalia ernennt man gemeinsam zu Sekretären des Planungsrats. Bedeutende Resonanz auf den Aufruf im östlichen Kapland und in Durban. Mandela wird zum Vorsitzenden der Jugendliga gewählt.

1952: ANC und Inder-Kongreß organisieren die Widerstandskampagne gegen ungerechte Gesetze. Mandela wird zum »Obersten Freiwilligen« und Maulvi Cachalia zu seinem Stellvertreter ernannt.

Während der Organisation der Kampagne wird Mandela verhaftet und sitzt seine erste, kurze Freiheitsstrafe ab.

Eveline geht nach Durban, um sich zur Geburtshelferin ausbilden zu lassen.

Nelson wird Vorsitzender des Transvaal-ANC und ersetzt damit den unter Bann stehenden J. B. Marks.

Nelson, Moroka und Sisulu werden nach dem Gesetz zur Eindämmung des Kommunismus angeklagt. Moroka benennt seine eigene, gesonderte Verteidigung und fällt deshalb in Ungnade. Häuptling Albert Luthuli wird Erster Vorsitzender des ANC. In New Brighton (östliches Kapland) kommt es zum Aufruhr, elf Menschen, darunter vier Weiße, werden getötet. Die Unruhen greifen auf Port Elizabeth und Kimberley über, 25 Afrikaner finden den Tod. In East London töten aufgebrachte Schwarze zwei Weiße, darunter eine Nonne.

Die Regierung stellt 52 Personen, darunter Nelson Mandela und Häuptling Luthuli, den neugewählten Ersten Vorsitzenden des ANC, unter Bann. Die Widerstandskampagne kommt zum Stillstand, nachdem 8 577 Freiwillige, meist aus dem östlichen Kapland, ihre Inhaftierung herausgefordert haben.

1953: Mandelas erster Bann läuft ab. Er stürzt sich in die Kampagne gegen Zwangsumsiedlungen aus Sophiatown und den westlichen Stadtteilen und wird zum zweitenmal unter Bann gestellt. Eröffnet zusammen mit Oliver Tambo eine Anwaltssozietät.

Gründung des Kongresses der Demokraten nach einer Versammlung, bei der Tambo und Yusuf Cachalia die Eröffnungsreden halten.

1954: Die Transvaal Law Society (Vereinigung der Anwälte, die noch nicht vor Gericht plädieren dürfen) beantragt beim Obersten Gerichtshof, Mandela wegen seiner Beteiligung an der Widerstandskampagne aus der Anwaltsliste zu streichen. Walter Pollock, Kronanwalt und Vorsitzender der

Johannesburger Anwaltskammer, verteidigt ihn erfolgreich *pro amico* (>für den Freund<).

Mandela strukturiert den ANC organisatorisch neu und führt den auf kleinen Straßenzellen basierenden M-(Mandela)Plan ein.

Makaziwe, Nelsons älteste, heute noch lebende Tochter wird geboren.

Gründung der Kongreß-Allianz aus ANC, Südafrikanischem Inder-Kongreß, Kongreß der Demokraten (Weiße), Kongreß der Gewerkschaften und der Organisation der Mischlinge. Bereiten den Volkskongreß vor.

1955: Der Volkskongreß tritt in Kliptown zusammen. Annahme der Freiheitscharta durch 3.000 Delegierte, darunter 320 Inder, 230 Mischlinge und 112 Weiße.

Nelson trennt sich von Eveline und lernt Winnie Madikizela kennen.

Nach Verhängung von immer mehr Bannsprüchen durch die Regierung stehen Ende 1955 48 ANC-Führer unter Bann.

1956: Mandela wird zusammen mit 156 anderen wegen Hochverrats der Prozeß gemacht. Ausdehnung der Paßgesetze auf afrikanische Frauen. Der Südafrikanische Frauenverband wird gegründet, und Frauen nehmen im Widerstand eine zentrale Stellung ein.

1958: Die Kongreß-Allianz ruft dazu auf, landesweit der Arbeit fernzubleiben. In Orlando kommen Spannungen innerhalb des ANC zwischen den Afrikanisten und ihren Gegnern zum Ausbruch. Man wirft der Bezirksgruppe Korruption vor. Luthulis Führung weicht vom ANC-Aktionsplan von 1949 ab, überläßt Nicht-Afrikanern die

Initiative und nimmt an den Wahlen zu den Beratenden Ausschüssen teil.

Potlako Leballo, Zeph Mothopeng, Peter Raboroko und Josias Madzunya stehen bei der Formierung des Panafrikanischen Kongresses unter Robert Sobukwe an vorderster Front.

In Bisana heiratet Nelson Winnie Madikizela.

1959: ANC und Panafrikanischer Kongreß organisieren jeder für sich Anti-Paßkampagnen. Zeni wird geboren.

1960: Nach dem Aufruf des Panafrikanischen Kongresses, die Pässe auf den Polizeiwachen abzugeben, kommt es überall zu spontanen Kundgebungen gegen die Paßgesetze. Bei einer Versammlung erschießt die Polizei am 21. März in Sharpeville 69 Menschen und verletzt 180.

Die Proteste gegen die Paßgesetze entwickeln sich im westlichen Kapland zu einem zweiwöchigen Stillstand des wirtschaftlichen Lebens. 95 Prozent der Arbeitskräfte streiken. Die Jugendorganisation des Panafrikanischen Kongresses übernimmt die Kontrolle über die Townships Langa und Nyanga, errichtet Straßensperren und verteilt Nahrungsmittel. Der Streik hält sechs Tage lang an. Der Widerstand im Kapland findet seinen Höhepunkt im Marsch der 30.000 zum Caledon Square, der zusammenbricht, als sein Führer, Philip Kgosana, sich dazu überreden läßt, die Demonstranten nach Hause zu schicken. Der Staat setzt Heer und Marine ein, die Townships werden abgeriegelt und die Lage unter nationalistische Kontrolle gebracht. Nach Ausrufung des Ausnahmezustands werden im ganzen Land Tausende verhaftet, ANC und Panafrikanischer Kongreß zu unter Bann stehenden Organisationen erklärt. Mandela befindet sich unter den Inhaftierten.

1961: ANC und Panafrikanischer Kongreß errichten Frontorganisationen mit vorgeblich religiösen und sozialfürsorglichen Zielen.

Zindzi wird geboren.

Mandela und eine Gruppe von ANC-Mitgliedern bauen, unabhängig vom ANC, den *Umkhonto we Sizwe* (Speer der Nation) auf, um durch Sabotageakte Veränderungen zu erzwingen. Es besteht die strikte Verpflichtung, keinerlei Menschenleben in Gefahr zu bringen und ausschließlich Anlagen anzugreifen. Unter Mandelas Leitung wird ein zentrales Oberkommando mit untergeordneten Regionalkommandos eingerichtet. Der erste Bombenanschlag ereignet sich am 16. Juni (Heldengedenktag) in Durban, der Explosionen in Johannesburg und Kapstadt folgen.

Der Erste Vorsitzende des ANC, Häuptling Luthuli, bleibt weiterhin ein Gegner der Gewalt. Eine Woche vor dem ersten Bombenanschlag wird ihm der Friedensnobelpreis verliehen.

1962: Im Januar wird Mandela aus dem Land herausgeschmuggelt, trifft Tambo und hält in Addis Abeba vor der von Haile Selassie geleiteten Panafrikanischen Freiheitskonferenz eine Rede, in der er gelobt, Südafrika nicht zu verlassen.

Bemüht sich in nord- und westafrikanischen Ländern um Zusagen für militärische Ausbildung und finanzielle Unterstützung. Trifft mit dem späteren Ministerpräsidenten Boumedienne, dem leitenden Kommandeur der Nationalen Befreiungsarmee Algeriens, zusammen, macht eine Sprengstoff- und Granatwerferausbildung durch und besucht Vorlesungen der Armee. Begegnet Nyerere und Kaunda, die später Oberhäupter ihres jeweiligen Staates werden, sowie Oginga Odinga, dem kenianischen Oppositionsführer. Trifft in Äthiopien den ersten Schub von 300 *Umkhonto-Rekruten*.

Fliegt nach Großbritannien und führt dort Gespräche mit Hugh Gaitskell und Jo Grimond, den Führern der Labour Party und der Liberalen.

Winnie Mandela wird für zwei Jahre unter Bann gestellt.

Nelson kehrt nach Südafrika zurück, wird an der Grenze abgeholt und nach Johannesburg gefahren. Der Kongreß der Demokraten steht unter Bann. Die Kommunistische Partei Südafrikas arbeitet mit dem ANC zusammen, behält dem *Umkhonto* gegenüber jedoch ihre eigene Organisation bei. Auf der Rückfahrt nach Johannesburg sucht Mandela, als Chauffeur verkleidet, Luthuli auf. 17 Monate, nachdem er in den Untergrund gegangen ist, wird er am 5. August nahe Howick von der Polizei verhaftet, die einen Tip bekommen hatte.

Am 7. November verurteilt man ihn zu fünf Jahren Haft wegen Anstiftung zum Streik und Verlassen des Landes ohne Reisedokumente und bringt ihn in das Gefängnis von Robben Island.

Aufstände unter den Poqo im Kapland haben die grausame Tötung insbesondere von Weißen zur Folge. Der Aufruhr wird durch Massenverhaftungen erstickt.

1963: Januar: Die Familien der Angeklagten im Rivonia-Prozeß werden verfolgt. Albertina Sisulu und Caroline Motsoaledi hält man in Haft, der noch nicht 16jährige Zwelakhe Sisulu wird festgenommen, weil er keinen Inlandspass besitzt. Winnie Mandela wird unter Bann gestellt.

9. Oktober: Zusammen mit Walter Sisulu, Govan Mbeki, Ahmed Kathrada, Rusty Bernstein, Dennis Goldberg, James Kantor, Andrew Mlangeni, Elias Motsoaledi und Raymond Mhlaba wird Nelson wieder vor Gericht gestellt und der Sabotage und des Versuchs, den Staat gewaltsam zu stürzen, angeklagt. Das Verfahren wird unter dem Namen Rivonia-

Prozeß bekannt, benannt nach dem Johannesburger Vorort, wo die meisten Mitglieder des Oberkommandos auf der Farm Lilliesleaf verhaftet worden waren. Gleichzeitig führt der Staat noch zwei weitere politische Prozesse: in Kapstadt gegen Neville Alexander, Don Davis, Marcus Solomons, Elizabeth van den Heyden, Fikile Bam, Ian Leslie van den Heyden, Lionel Davis, Dorothy Alexander, Dulcie September, Doris van den Heyden und Gordon Hendricks; und in Durban gegen Ebrahim Ismail, Gorja Singh, Natvarial Bebenia, Billy Ndlhovu, Ragoowan Kistensamy, Riot Mkhwanazi, Alfred Duma, Msingeni Shadrack Mapumulo, Masinyane Bernard Nkosi, Zakela Mdlalose, Mattheys Msiwa, Joshua Tembinkosi Zulu, Mdingeni David Mkhize, David Ndawonde und Siva Pillay.

1964: April: Winnie erhält die Genehmigung, den Rivonia-Prozeß zu besuchen, mit der Auflage, daß sie sich nicht in einer Weise kleidet oder benimmt, die ›Vorfälle‹ provoziert. () Juni: Nelson Mandela und alle anderen Angeklagten außer Rusty Bernstein, der freigesprochen wird, werden der Sabotage für schuldig befunden, zu lebenslanger Haft verurteilt und nach Robben Island geflogen. Dennis Goldberg hält man in Pretoria in Haft.

August: Winnie und Albertina erhalten die Genehmigung, Robben Island zu besuchen, dürfen jedoch nicht zusammen fahren, da sie unter Bann stehen.

9. September: Babela Salooje stürzt auf mysteriöse Weise aus dem siebenten Stockwerk des Polizeigebäudes in Johannesburg und stirbt in der Haft.

Oktober: Winnie zeigt die Polizei wegen eines tätlichen Übergriffs auf der Wache an, wo sie dem 90-Tage-Häftling Paul Joseph Essen bringen wollte. Häuptling Luthuli fordert

Großbritannien und die Vereinigten Staaten auf, gegen Pretoria Sanktionen anzuwenden.

1965: Miriam Somara reicht gegen ihren Ehemann Brian die Scheidung ein und läßt Winnie als Mitbeklagte vorladen. Winnie beschuldigt die beiden, die Scheidung vorzutäuschen, um ihrem guten Ruf zu schaden. »Ich bestreite ganz entschieden, daß ich mit Brian Somara Ehebruch begangen habe.«

Bram Fischer, Rechtsanwalt und Verteidiger Mandelas, geht in den Untergrund.

1966: Fischer wird wegen Sabotage zu lebenslanger Haft verurteilt. Andimba Ja Toivo, ein Mitglied der südwestafrikanischen Befreiungsbewegung SWAPO, wird ebenfalls auf Robben Island eingekerkert. Winnie besucht die Insel zum zweitenmal.

1967: April: Mandela, Neville Alexander, Eddie Davis und Chiba werden nach Absatz 99 (1) der Gefangnisvorschriften ›Faulheit, Unachtsamkeit und Nachlässigkeit‹ bei der Arbeit zur Last gelegt – die Beschuldigungen werden fallengelassen.

Juli: Häuptling Luthuli findet unter merkwürdigen Umständen den Tod. Bei seinem täglichen Spaziergang auf der gewohnten Strecke in Groutville wird er vom Zug überfahren.

September: Nelson erhält Besuch von seinem Sohn Makgatho. Sieht ihn damit nach vier Jahren wieder. Darf nun in dreimonatigem Abstand Besuch empfangen.

Winnie verliert zum zweitenmal ihren Job.

1968: September: Nelsons Mutter, Fanny Mandela, stirbt an einem Herzschlag. Winnie und Dalindyebo, der Oberhäuptling

des Tembulandes, beantragen für Nelson die Genehmigung, am Begräbnis teilzunehmen. Der Antrag wird abgewiesen.

20. Dezember: Winnie erhält die Erlaubnis, Nelson zu besuchen.

1969: Mai: Winnie wird mit 22 anderen verhaftet, fünf Monate lang festgehalten und dabei verhört und gefoltert.

Eine Gruppe britischer Aktivisten plant, Mandela auf Robben Island zu befreien. BOSS, das südafrikanische Staatssicherheitsbüro, unterwandert das Vorhaben, das dann aufgegeben wird.

Juli: Nelson erhält im Gefängnis die Mitteilung vom Tode seines Sohnes Tembi.

1970: September: Winnie und ihre Mitangeklagten werden nach 491 Tagen in Einzelhaft freigesprochen.

Oktober: Winnie wird für fünf Jahre gebannt und unter Hausarrest gestellt.

November: Das erste Mal nach zwei Jahren darf Mandela wieder von seiner Frau Besuch bekommen.

1971: Im Garten des Mandela-Hauses entdeckt man einen herumschleichenden Heckenschützen.

1972: Zwei Männer versuchen, Winnie im Bett zu erwürgen, und fliehen, als sie durch ihre Schreie die Nachbarn herbeiholt.

Das Haus der Mandelas wird angegriffen, Scheiben werden eingeworfen.

Winnie und Peter Magubane werden verhaftet, weil sie zueinander Kontakt aufgenommen hatten und dies nach ihren Bannauflagen verboten war.

1973: Der Staat macht Mandela das Angebot, ihn in die Transkei zu entlassen. Er lehnt ab. Sicherheitspolizei fällt ins Mandela-Haus ein. Dann folgt ein Angriff von Rowdies, die Telefondrähte durchschneiden, Scheiben und Türen demolieren und im Garten regierungsfeindliche Flugblätter abladen.

1974: Winnie und Peter Magubane unterliegen in der Berufungsverhandlung und treten ihre sechsmonatige Freiheitsstrafe wegen Kontaktaufnahme an.

Britische Frauen ernennen Winnie zur Frau des Jahres.

1975: Winnies Bann läuft aus und wird nicht erneuert. Sie nimmt an der Begrüßungsversammlung in Durban teil und wird zur Geschäftsführerin des Verbandes Schwarzer Frauen gewählt.

1976: Soweto brennt. Massenverhaftungen folgen. Winnie und fünf weitere Mitglieder der Exekutive des Verbandes Schwarzer Frauen sind unter den Inhaftierten. Sie wird wieder unter Bann gestellt.

1977: Steve Biko wird von der Polizei im Gefängnis ermordet. Winnie legt man eine siebenfache Verletzung ihrer Bannauflagen zur Last – viermal durch Empfang von Besuchern und dreimal durch den Besuch von Versammlungen.

Dr. Aaron Matlhare beschuldigt Winnie und Dr. Nthato Motlana, sie beabsichtigten, ihn zu töten. Er entschuldigt sich später öffentlich und zahlt an beide Parteien Entschädigung wegen übler Nachrede.

Schwarze Organisationen, darunter auch der Verband Schwarzer Frauen und der Bund Schwarzer Eltern, werden unter Bann gestellt.

1978: Winnie wird zu sechs Monaten Haft mit vier Jahren Bewährung verurteilt.

1979: Indien verleiht Mandela den Nehru-Preis.

1980: Die Polizei beschuldigt Winnie, einen Besucher empfangen zu haben.

Mandela wird für die Rektoratswahlen der Londoner Universität gegen Prinzessin Anne nominiert. Obwohl er gegen sie unterliegt, erhält er gewaltige Unterstützung.

Dalindyebo Sabata, der Oberhäuptling der Transkei, wird abgesetzt und flieht ins Swaziland. Tembu-Häuptlinge suchen Mandela auf, um die Angelegenheit zu besprechen.

Grenada lädt Winnie zu den Feierlichkeiten zum ersten Jahrestag seiner Unabhängigkeit ein.

1981: Winnies Bann- und Verbannungsauflagen werden für weitere fünf Jahre verlängert. Von der Anklage, den Besucher Mathew Malefane empfangen zu haben, wird sie mit der Begründung freigesprochen, er sei Untermieter und nicht Besucher.

Eine Delegation des Kongresses der Vereinigten Staaten unter Führung von Harold Wolpe bittet darum, Mandela besuchen zu dürfen.

Abgesandte von sechs französischen Organisationen, darunter der regierenden Sozialistischen Partei, übergeben der südafrikanischen Botschaft in Paris eine Petition mit 17000 Unterschriften, in der die Freilassung Mandelas gefordert wird.

1982: Zindzi Mandela muß im Hause ihres Vaters eine Razzia über sich ergehen lassen. Bücher werden beschlagnahmt.

Studenten der Witwatersrand-Universität nominieren Mandela für das Rektorat.

Das englische Hereford College verleiht Winnie die Ehrendoktorwürde.

Eine Frau aus der englischen Grafschaft Dorset überweist Winnie die Flugkosten nach Kapstadt für einen Besuch bei Nelson. Die britische Technikergewerkschaft folgt diesem Beispiel mit einem Zuschuß von 1000 Pfund für denselben Zweck.

Nelson wird ins Pollsmoor-Gefängnis verlegt.

Der sambische Präsident Kaunda drängt den südafrikanischen Premierminister Botha, Mandela freizulassen.

Winnie wird zur Teilnahme an einer Konferenz in Rom eingeladen.

1983: Städtische Behörden in Großbritannien benennen Straßen und Parks nach Nelson. Der Tagungsraum des Exekutivausschusses der britischen Techniker-Gewerkschaft erhält seinen Namen. Das City College von New York verleiht Nelson die Ehrendoktorwürde.

Die griechische Gemeinde des antiken Olympia ernennt ihn zum Ehrenbürger. Glasgow verleiht ihm ebenfalls das Ehrenbürgerrecht.

Die Universität London ernennt Mandela zum Mitglied auf Lebenszeit.

Die britische Labour Party lädt ihn zu ihrer Parteikonferenz ein.

Die Bruno-Kreisky-Stiftung verleiht Nelson Mandela den österreichischen Menschenrechtspreis.

1984: Die Nationalistische Regierung kündigt eine neue Verfassung an. ›Freiheit für Mandela‹-Komitees werden gegründet, und die ganze Welt stimmt ein in den Ruf, in die Forderung nach seiner Freilassung.

1988: Die Weltöffentlichkeit gedenkt Mandelas 70. Geburtstags.

Jugendliche brennen das Haus der Mandelas Nr. 8115 Orlando West nieder. Als Reaktion auf Mandelas Bitte, gegen sie keinerlei Strafverfahren einzuleiten, fordert die Gemeinde zur Ruhe auf und hilft beim Wiederaufbau des Hauses.

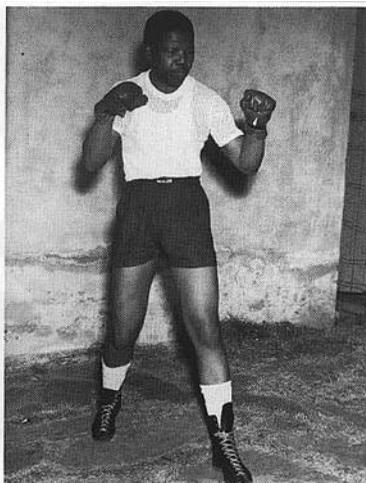
Die Regierung von Mosambik verleiht Nelson Mandela die höchste Auszeichnung des Landes.

Mandela wird in Kapstadt ins Tygerberg-Hospital eingeliefert, wo ihn eine ›geschockte‹ Winnie besucht. Die Krankenhausverwaltung dementiert Gerüchte, Mandela habe Lungenkrebs. Forderungen nach seiner Freilassung finden ihren Widerhall in Übersee.

Am 8. Dezember wird Mandela aus der Constantiaberg-Klinik in Kapstadt, wo er eine Tuberkulose-Erkrankung auskurierte, in ein Einzelhaus auf der in Paarl außerhalb Kapstadts liegenden Victor-Verster-Gefängnisfarm verlegt. Nach 26 Jahren Haft ›gewährt‹ ihm das Apartheid-Regime eine fragwürdige Erleichterung: In einem weitläufigen Bungalow mit Swimmingpool lebt Nelson, abgeschnitten von seinen Mitgefangenen, zusammen mit mehreren Sicherheitsbeamten in luxuriöser Einsamkeit.

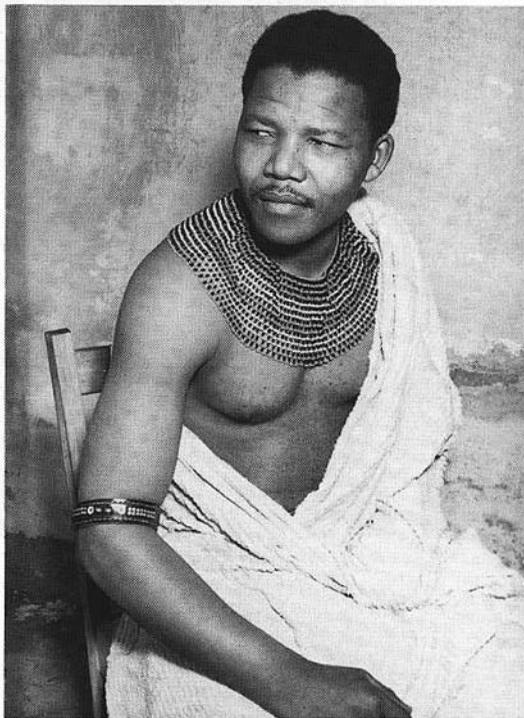
»Für die Freiheitsrechte wollen wir Seite an Seite
unser ganzes Leben lang kämpfen.«

Nelson Mandelas Schwur auf die Südafrikanische
Freiheits-Charta 1955



Nelson Mandela

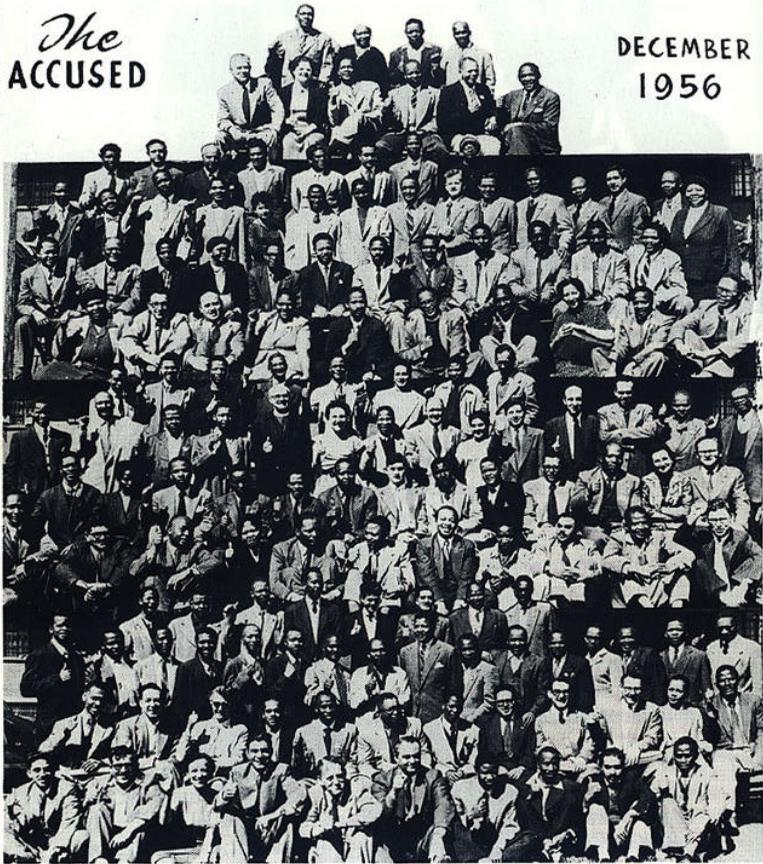
*... in seiner
Stammestracht und
als Sportler*



TREASON TRIAL

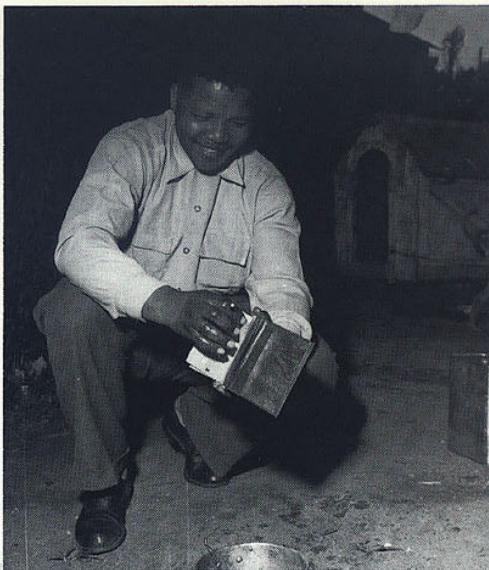
The
ACCUSED

DECEMBER
1956



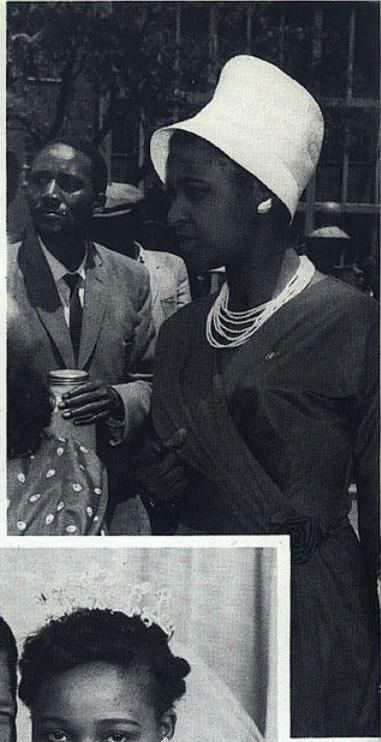
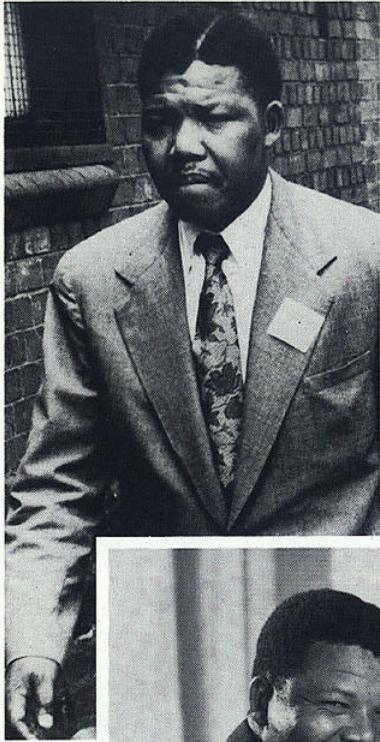
Die Angeklagten des Hochverratsprozesses im Dezember 1956

*Mandela hat gerade seinen
Paß mit Benzin übergossen,
um ihn zu verbrennen*



*Nelson Mandela, Patrick
Molaoa und Robert Resha
auf dem Weg zum Prozeß*





◀ *Mandela zur Zeit
des Prozesses*

*Winnie vor dem
Gerichtsgebäude
1956*

*Hochzeit mit
Winnie am
14. Juni 1958*



Das junge Ehepaar 1958

*Aus glücklichen Tagen
1960*



*Winnie mit den
Töchtern Zinzi und
Zenani 1961*



*Die beiden Töchter
Zinzi und Zenani*



*Nelson Mandela und Oliver Tambo
1962 in Addis Abeba, wo die
Konferenz der Panafrikanischen
Freiheitsbewegung stattfand*



*Mandela spricht auf einer Konferenz
der Antipartheidsbewegung in
Pietermaritzburg 1961*



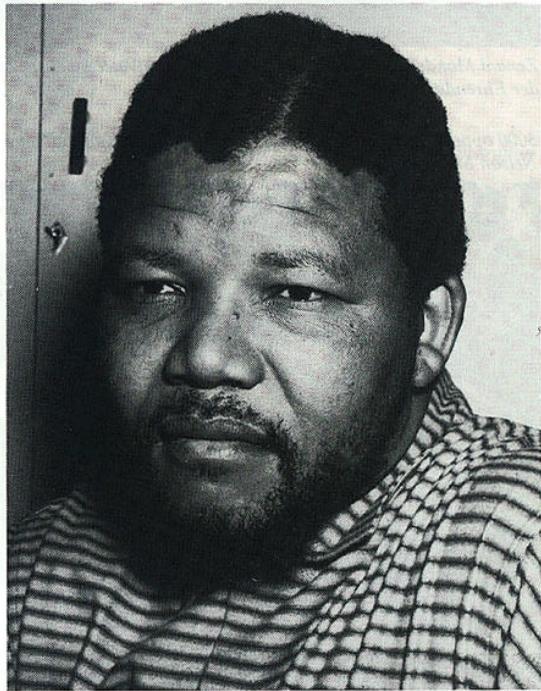
Mandela vor dem Britischen Parlament in London

Mandela 1962 in Algerien





*Im Gefängnishof
1966*



*Nelson Mandela nach
24 Jahren Haft im
Oktober 1986*



Zenani Mandela nimmt stellvertretend für ihren Vater an einer Zeremonie zur Verleihung der Ehrendoktorwürde in Zimbabwe teil

3000 oppositionelle Südafrikaner nahmen 1985 in Kapstadt an einer Demonstration für Nelson Mandela teil





- ▲ Mozes Moneedi bei der Enthüllung des neuen Straßenschildes für den Mandela-Platz in Den Haag
- ◀ Mandelas Tochter Zinzi bei einer Demonstration
- ▼ Protestaktion für die Befreiung politischer Gefangener





Winnie Mandela vor dem Gerichtsgebäude, wo sie gegen ihre Verbannung aus Soweto kämpft

Senator Edward Kennedy besucht Winnie Mandela in ihrem Wohnsitz in einer Schwarzensiedlung, den sie seit fast 23 Jahren nicht verlassen durfte





Der SPD-Vorsitzende Willy Brandt trifft Winnie Mandela 1986 in Pretoria

Winnie Mandela erhält 1986 den Robert-F.-Kennedy-Gedächtnispreis





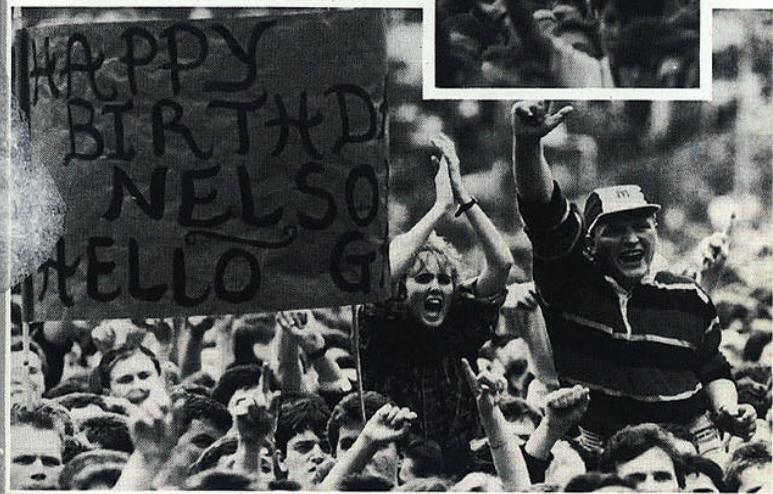
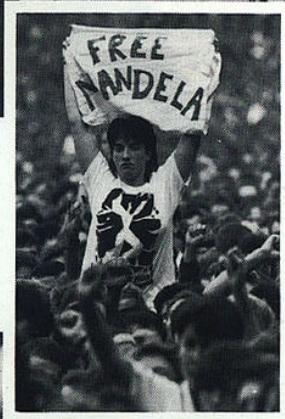
▲
*Coretta King und
Winnie Mandela treffen,
1986 in Soweto
zusammen, um
gemeinsam gegen
Apartheid zu kämpfen*

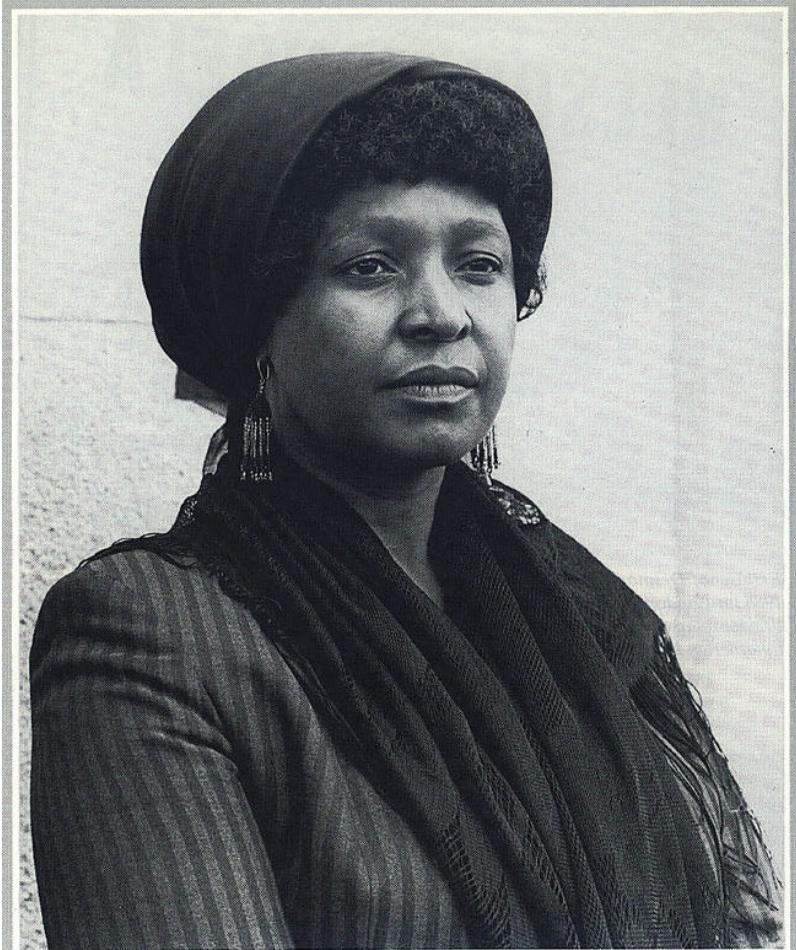
◀
*Winnie Mandela beim
Eröffnungsspiel des
Mandela-Football-
Clubs in Orlando-West
bei Soweto*

*Amnesty International
veranstaltet im So-
1988 im Lond.
Wembley-Stadion ein
großes Rockkonzert zur
Befreiung von Nelson
Mandela, das auf eine
sechswöchige Tour in
zwanzig Städte ging.
Fast 100 000
Apartheidgegner
füllten das Wembley-
Stadion*



▲
Erzbischof Desmond Tutu eröffnet am 17. Juli 1988 im Londoner Hyde Park einen Friedensmarsch zum 70. Geburtstag des inhaftierten Nelson Mandela





Winnie Mandela im Jahr 1988